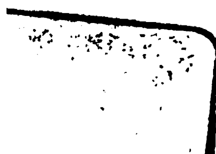




Im Schmiedefeuer.

Zweiter Band.

Im Schmiedefeuer.

Roman

aus dem alten Nürnberg

von

Georg Ebers.

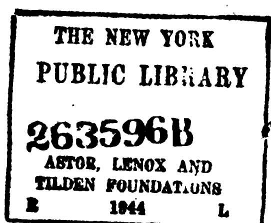
Achte Auflage.

Zweiter Band.



Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1895.

EN



Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Erstes Kapitel.



Das Vespergeläut war schon verklungen, und Heinz hing immer noch an den Lippen des Minoriten, der ihm jetzt von dem heiligen Franz, von seinem Bruche mit allem, was ihm lieb gewesen war und von dem schweren Beginn seiner Laufbahn erzählte. Einen aufmerksameren Hörer hätte der Pater sich nicht wünschen können. Nur manchmal schaute der junge Ritter nach Biberli aus, der immer noch nicht heimkehren wollte.

Seinem Vorhaben gemäß war der Diener mit Kätterle in den Ortliebhof gegangen.

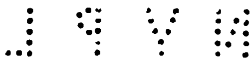
Die entflohene Magd, deren Verschwinden schon infolge der dringenden Mahnung der alten Martsche in der Stadt „ausgerufen“ worden war, hatte sich über den Empfang, der ihr bereitet wurde, nicht zu beklagen; denn die Haushälterin und die anderen Dienstboten, die von ihrer Schuld nichts wußten, empfingen sie als ungern vermißte gute Genossin, und Biberli hatte dafür gesorgt, daß sie vor den peinlichen Fragen der Neugierigen zu bestehen vermochte. Die von ihm erdachte Geschichte begann mit dem falschen Gerüchte, es sei auf der Veste Feuer ausgebrochen. Dies sollte Kätterle erschreckt und

auf die Burg geführt haben, um dort der Landsmännin und ihrem Töchterlein Beistand zu leisten. Dann kam ein Nachtquartier bei den Bernern und endlich ein unfreiwilliger Aufenthalt heute morgen in der Wohnung des Thorhüters, der dadurch verursacht worden sei, daß ein großer Herr — vielleicht der Burggraf selbst — ihr, nachdem er erfahren, wer sie sei, wichtige Schriftstücke für Ernst Ortlieb anzuvertrauen gewünscht. Lange Stunden hätte sie auf diese Papiere gewartet und sei zuletzt bei der Heimkehr Biberli von ungefähr begegnet.

Anfänglich war es der Magd sauer geworden, diesen aus Wahrem und Selbstersonnenem zusammengesetzten Bericht der Reihe nach wiederzugeben; der frühere Schulmeister hatte ihn jedoch der Liebsten so gut eingeprägt, daß er ihr zuletzt von den Lippen geflossen war wie das Abc seinen Schützen zu Stansstadt.

So war sie denn unter den anderen Dienstboten zur Heldin eines unschuldigen Abenteuers geworden, das von niemand und am letzten von der Wirtschafterin, die eine mütterliche Neigung für sie empfand, angezweifelt wurde. Bis sie zu den E's hatte gelangen können, war geraume Zeit vergangen; denn sie hatten die Mutter nicht verlassen, der es so übel erging, daß der Medicus Otto mit einem bedenklichen Kopfschütteln aus dem Krankenzimmer getreten war.

Sobald er gegangen, hatte Biberli Els, die den Arzt hinausbegleitete, vor dem Gemache der Leidenden aufgehalten und sie recht beweglich gebeten, ihm und Kätterle, die gesenkten Hauptes und mit der Schürze an den Augen neben ihm stand, zu verzeihen und den Herrn Vater zu bewegen, gleichfalls Gnade für Recht ergehen zu lassen.



Aber die freundliche Els hatte sich härter gezeigt, als die Gürtelmagd sie jemals gesehen.

Da die Mutter nicht kränker als sonst erwacht war, hatte man sie von den Vorgängen in der Nacht unterrichtet. Der Vater war dabei rücksichtsvoll genug vorgegangen und hatte ihr sogar mancherlei verschwiegen. Dennoch war die Widerstandskraft der Kranken zu schwach für eine so unerwartete und beängstigende Mitteilung gewesen. Wohl kannte sie die leidenschaftliche Natur der leicht erregbaren Tochter; daß aber ihre kleine „Heilige", die künftige Himmelsbraut, so schnell in irdischer Minne, und noch dazu für einen fremden Ritter erglühen würde, das hätte sie nimmer erwartet. Dazu hatte das Verhalten Evas, die sie wohl um Vergebung bat, sich aber keineswegs reuevoll bereit zeigte, dem Geliebten zu entsagen, ihr so viel zu denken gegeben, daß sie die Ruhe nicht hatte wiederfinden können, deren ihr schwacher Körper bedurfte.

Bald nach diesen Eröffnungen war sie denn auch von einem neuen Krampfe ergriffen worden, und an ihn und die Thatsache, daß die von der Magd unterstützte Unbesonnenheit Evas ihn mitverschuldet hatte, dachte Els, als sie Biberli abschlug, für ihn und seine Braut, wie er Kätterle jetzt nannte, bei dem Vater ein gutes Wort einzulegen.

Da ließ der Diener einige herzergreifende Klagelaute vernehmen, — doch griff er dabei in das lange Gewand und überreichte der Zürnenden mit einer höflichen Verbeugung und mit den wärmsten Minnegrüßen ihres Verlobten, den Kätterle in frischem Wohlsein und in bester Obhut auf der Zollernschen Burg angetroffen habe, den

Brief, den Wolff der Gürtelmagd anvertraut hatte; Els aber eilte mit dem ungeduldig ersehnten Schreiben ans Fenster der Hausflur, durch das die Sonne noch unberührt von dem nahenden finsteren Gewölk hereinschien, und da er nichts als zärtliche Liebesworte enthielt, aus denen hervorging, daß ihr Bräutigam auf ihr treues Festhalten mit aller Sicherheit baue und, möge kommen, was da wolle, nicht von ihr lassen werde, wandte sie sich an das Dienerpaar zurück und bedeutete es eilig, doch in gütigerem Tone, der Vater sei stark aufgebracht gegen beide; sie werde ihn indes milder zu stimmen versuchen. Augenblicklich weile er noch mit Herrn Kaspar Eysvogel in der Schreibstube. Biberli möge, bis dieser sich entferne, in der Küche warten.

Damit zog sie sich in das Krankenzimmer zurück; der Diener aber legte die Hand an das Kinn der Herzliebsten, bog ihr den Kopf leise zurück und sagte: „Da siehst Du, Schatz, wie der Biberli und andere kluge Leute es machen. Mit dem Besten hält man zurück. Was bei den ersten Würfen herauskommt, hat wenig zu bedeuten; nur wer bei den letzten gewinnt, geht zufrieden nach Hause. Die Köder zu kennen ist auch eine Kunst. Die Forelle beißt an die Fliege, der Hecht an den Regenwurm, und ein sehnsüchtig Jungfräulein an den Brief des Herzliebsten. Gib acht! Dieser Tag führt nach einem so grausam kummervollen Anfang doch noch zu einem leidlichen Ende.“

„Aber Du,“ rief Kätterle, und stieß ihn ungehalten mit dem Ellenbogen, „einen glücklicheren Tagesanfang hat es doch nimmer für uns gegeben. Das Gold, mit dem wir uns das Haus bauen können . . .“

„Ach so,“ unterbrach sie Biberli gedehnt. „'s ist

freilich nichts Kleines um die Zechinen und gelben Guldein.*) Viel, viel läßt sich allerdings dafür kaufen. Aber die Schorlinburg geschleift, die Frau Mutter und das Fräulein Maria als halbe Gefangene im Kloster, nicht zu reden von dem frohgemuten Kaisersohne Hartmann und dem jammervollen Weh meines Herrn. Ließe sich das alles ungeschehen machen, Kind, ich glaube, der Goldsack und noch ein anderer dazu, wäre mir dafür nicht zu teuer. Was nützt das Haus und schmuckes Gerät, wenn es mit dem Herzen jämmerlich bestellt ist? ... Daheim haben wir allesamt aus einer geborstenen Thonschüssel, die der Draht des Kesselflickers überspann, mit armseligen Holzlöffeln — des Vaters eigenes Machwerk — gegessen, und wie mundete es allen, was hätt' uns dabei gemangelt?"

Damit zog er sie in die Küche und fand dort einen guten Empfang.

Zwar hingen die Dienstboten des Ortliebhofes an der Herrschaft, und das üble Befinden der Herrin ging ihnen nahe, doch schon seit Jahren nahm das Klagen und Bangen um sie kein Ende. Der jähe Tod des jungen Kaisersohnes hatte sie mehr erschreckt als bekümmert. Sie kannten ihn ja nicht; aber so jung und plötzlich zu sterben, das war entsetzlich. Etwas Lustiges, das sie zum Lachen reizte, hätten sie nicht anhören mögen, aber Biberlis Geschichten aus fernen Landen, vom Hof, vom Krieg, vom Turnier, waren ihnen gerade jetzt nach dem Sinne, und dem Erzähler that es gut, willige Zuhörer zu finden. So mancherlei hatte er zu vergessen,

*) Gulden, Goldgulden.

und das gelang ihm nie besser, als wenn er der Zunge freien Lauf lassen durfte. Er regte sie auch wacker; als indes das Gewitter losbrach, verstummte er und trat ans Fenster. Sein schmales Gesicht war erblaßt und seine beweglichen Glieder in Unruhe geraten. Plötzlich aber reichte er Kätterle mit der Bemerkung: „Der Herr wird meiner bedürfen," die Hand, um Abschied zu nehmen. Weil jedoch eben dem flackernden Lichte des Blitzes der Donnerschlag unmittelbar gefolgt war, hing sie sich an ihn und bat ihn dringend, sie jetzt, nur jetzt nicht zu verlassen. Da gab er nach, doch trat er hinaus, um zu sehen, ob Herr Kaspar immer noch in der Schreibstube weilte, und kehrte nach einiger Zeit mit dem ärgerlichen Rufe zurück: „Der alte Eysvogel scheint sein Nest hier zu bauen."

Dann wandelte er zum Verdruß der schwerfälligen alten Köchin, die sich durch sein Hinundher im Abbeten der Paternoster vom Schapel*) gestört sah, mit langen Schritten rastlos vor dem Herd auf und nieder.

So schwer war das sonst so leichte Herz ihm selten gewesen. Sein Herr wollte ihm nicht aus dem Sinne. Sicher und gewiß meinte er zu wissen, daß er ihn entbehre, daß er, Biberli, es zu bereuen haben werde, gerade in diesem Augenblick nicht bei ihm zu sein. Hätte das Unwetter den Ortliebhof verschlungen, es wäre ihm nur natürlich erschienen, und während er sich in der Küche umschaute, um nach Kätterle zu sehen, die, wie die meisten anderen, mit dem Rosenkranz in der Hand auf den Knieen lag, stürzte die alte Martsche herein,

*) Rosenkranz, Skapulir.

eilte auf die Köchin zu, rüttelte sie, als gelte es, sie aus dem Schlafe zu erwecken, und rief ihr zu: „Warmes Wasser für den Aderlaß . . . Schnell! . . . Die Frau — sie bleibt uns unter den Händen."

Dabei half die junge Küchenmagd Metz dem ungelenken Weibe auf, und Biberli leistete ihr Beistand.

Als der Krug eben gefüllt war, eilte auch Els herbei, riß Martsche, deren alte Füße ihr zu langsam waren, das Gefäß aus der Hand und eilte damit in den Soler und an dem Vater, den sie schon beim Gange nach dem Wasser angerufen hatte, vorbei, die Treppe hinan.

Am Fuß der Stiege stand Kaspar Eysvogel und rief ihr nach, es wäre nicht seine, sondern ihres Vaters Schuld, wenn alles zwischen ihr und seinem Sohne vorbei sei.

Sie hörte es wohl, doch blieb sie ihm die Antwort schuldig und eilte, so schnell die Füße sie tragen wollten, an das Lager der Mutter.

Da hielt der alte Arzt die verröchelnde Frau in den Armen und Eva lag neben der hohen Bettstatt auf den Knieen und bedeckte ihr schluchzend die heiße trockene Hand mit Küssen.

Als Ernst Ortlieb das Gemach des geliebten Weibes betrat, schauerte es ihn kalt über den Rücken; denn der nämliche Moschusduft drang ihm entgegen, den er schon an manchem Sterbebette geatmet.

So weit war es gekommen! Das Ende, das er mit zärtlicher Liebe und Sorgfalt so lange hinausgeschoben, es nahte. — Die Blume sollte ihm entrissen werden, die ihm die Jugend verschönt und ihm trotz des geknickten Stieles noch teuerer war und mehr bot, als was sonst noch in seinem Garten grünte und blühte.

Diesmal hatte kein freundlicher Trank ihr geholfen, den Lärm des Gewitters zu verschlafen. Bald nach dem neuen Krampfe war die tieferregte, schwache Leidende beim ersten heftigen Wetterschlage entsetzt aufgefahren. Schrecken hatte sich dann dem Schrecken gesellt, und als der Arzt aus freiem Antrieb wiedergekommen war, um noch einmal nach ihr zu sehen, hatte er eine Sterbende gefunden.

Der Aderlaß gab ihr auf kurze Zeit die Besinnung zurück. Man sah ihr an, daß sie den Gatten und die Kinder erkannte. Für jenen fand sie einen dankbaren, innigen Liebesblick, für Els ein freundlich vertrauliches Winken; Eva aber, ihr Stolz und ihre Freude, die die letzte Nacht zu einem Schmerzenskinde gemacht, nahm sie am meisten in Anspruch. Ihre guten, milden Augen blieben lange auf ihr ruhen. Dann wandte sie sie dem Gemahl zu, wie um ihn zu bitten, dies Kind besonders warm ans Herz zu ziehen, und als er ihren Blick mit einem andern belohnte, aus dem ihr die ganze Fülle seiner großen treuen Liebe durch Thränen entgegenglänzte, verklärten sich ihre vom Fieber geröteten Züge. Erinnerungen an die Lenzzeit ihrer Minne schienen ihr die letzten Augenblicke zu verschönen, und als ihr Blick wiederum Eva traf, gewannen ihre Lippen jenen liebreizenden Zug zurück, der sie schon lange verlassen, und der einst die Wonne ihres Gatten gewesen.

Bei alledem war es, als hätte sie ihre treue Pflegerin, diejenige, die ihr seit Jahren die Freuden des Tages und den Schlummer der Nacht willig geopfert, vergessen, um dem Sorgenkinde alles zu spenden, was ihr brechendes Mutterherz noch in sich schloß, und das war nichts als Liebe.

Els bemerkte es wohl, doch ohne jeden bitteren oder trüben Gedanken. Sie und die teure Sterbende waren einander sicher. Jede wußte, was sie der andern war. Daß ihr Herz, wie viele Hindernisse das Leben ihr auch in den Weg wälzen mochte, auch ohne Rat und Leitung auf dem rechten Wege bleiben würde, daran brauchte die Mutter nicht zu zweifeln, und sie that es auch nicht. Aber Eva hätte ihrer Liebe und Sorge gerade jetzt so nötig bedurft, und als die Kranke nun auch ihr, der älteren Tochter, einen zärtlichen Blick schenkte und ihr erfolglos dankende Worte entgegenzustammeln versuchte, legte Els selbst die Hand Evas in die der Mutter zurück, die ihr die ihre entzogen.

Da nickte Frau Maria Els leise zu, als wollte sie ihre verständige Aelteste bitten, an ihrer Stelle über die verlassene Schwester zu wachen.

Dann suchte ihr Blick nochmals den Gatten; doch der Priester, dem sie schon vorhin gebeichtet hatte, war an seiner Stelle ihr nahegetreten.

Nachdem der Geistliche gethan, was seines Amtes, wandte sie Eva wiederum das Haupt zu. Es war, als weide sich ihr Blick an dem Liebreiz der Tochter. Dabei rang sich ihr, was sie ihr noch zu sagen wünschte, von den Lippen; doch verstanden die Umstehenden nur — es waren ihre letzten — die Worte: „Wir dachten . . . unberührt sollte . . . Doch nun der Himmel . . .“

Hier hielt sie inne und fuhr, nachdem sie einige Zeit die Augen geschlossen, leiser, doch deutlich vernehmbar fort: „Du bist gut . . . Ich hoffe . . . Das Schmiedefeuer des Lebens, — zu Deinem Heile wird es . . . Das Herz, und was es fordert . . . Die Glück—selig—keit . . .

die es — mir — gab ... So soll denn, — so sollst ... sollst — auch Du ..."

Dabei hatte sie wieder dem Gatten, dann aber der Aebtissin Kunigunde, die neben ihm kniete, den Blick zugewandt, und während er sie traf, dachte die Klarissin: „Sie weist das Kind auf mich hin und wünscht, daß Eva als eine der unseren und als lieblichste der Bräute des Himmels glückselig werde." Ernst Ortlieb aber, den das tiefste Weh ganz beherrschte, lag es fern, nach der Bedeutung der letzten Worte des geliebten sterbenden Weibes zu fragen. Els hingegen, die in den Zügen der Leidenden zu lesen gelernt, und sie, wenn ihr das Sprechen schwer geworden war, auch ohne Worte verstanden hatte, war jeder Bewegung in ihrem Antlitz mit treuer Aufmerksamkeit gefolgt. Ohne zu grübeln oder zu deuten, stand es in ihr fest, die letzten Bewegungen der Lippen ihrer sterbenden Mutter hätten Eva vorausgesagt, das „Schmiedefeuer des Lebens" werde seine läuternde und bildende Kraft auch an ihr bewähren und ihr gewünscht, in der Welt, nicht im Kloster, so glücklich zu werden, wie sie es durch die Liebe des Vaters geworden.

Nach jenen Abschiedsworten hatten die Züge Frau Marias sich schmerzlich verzogen, die Lider waren ihr über die Augen gesunken, und nachdem sie einen kurzen Kampf gekämpft, hatte ein leiser Wink des Arztes den Weinenden ringsum gemeldet, daß ihr Erdenwallen vollendet.

Keine Lippe regte sich. Mit gefaltenen Händen knieten alle neben dem Lager, bis Eva plötzlich, wie aus einem Traume erwacht, aufschrie: „Nie kehrt sie wieder!" und sich mit leidenschaftlichem Schmerz über die Entschlafene

warf, um ihr das stille Antlitz zu küssen und sie anzuflehen, die lieben Augen wieder zu öffnen und sie nicht zu verlassen.

Wie oft hatte sie sich von der Leidenden ferngehalten, um sich bei der Muhme den Weg zu der eigenen höheren Glückseligkeit zeigen zu lassen, und Els ihre Wartung überlassen; nun aber die Mutter von ihr gegangen, fühlte sie plötzlich voll und ganz, was sie an ihrer Liebe besessen und mit ihr verloren. Es kam ihr vor, als sei sie bisher unter schattenspendenden Laubkronen dahingewandelt, und als hätte der Tod der Mutter sie alle wie ein Sturmwind im Herbst grausam entblättert. Von nun an sollte es gelten, in glühendem Sonnenbrande ohne Schutz und Schirm weiter zu ziehen. Dabei sah sie vor dem inneren Auge aus dunklem Ruß hell auflohende heiße Flammen: „das Schmiedefeuer des Lebens", worauf die letzten Worte der Verscheidenden sie hingewiesen hatten. Sie wußte, was sie mit ihnen zu sagen gewünscht, doch es sich voll zu vergegenwärtigen, fehlte es ihr jetzt an Willen und Kraft.

Jedes blieb sich und seinem Schmerze eine Weile überlassen. Dann zog der Vater beide Mädchen ans Herz und bekannte ihnen, mit dem Hingange der Mutter habe das Leben, das schon durch den Tod seines einzigen Sohnes verarmt sei, den letzten Reiz für ihn verloren. Sein heißester Wunsch sei, der Entschlafenen bald nachgerufen zu werden.

Da hatte Els sich ein Herz gefaßt und ihn bescheiden gefragt: „Und wir, dürfen wir Euch gar nichts sein, Herr Vater?"

Ueberrascht war er bei dieser Mahnung zusammen-

gezuckt, hatte das nasse Tuch vom Antlitz entfernt und freundlich erwidert: „Doch, doch ... Aber rechnet jetzt dem Alten nicht nach ... Es blieb mir ja noch viel! Wem aber das Beste geraubt wird, der vergißt leicht das Gute, das er behielt, und gut, gut seid ihr beide."

Damit küßte er seine Töchter so herzlich, als verlange es ihn, das Wort zurückzunehmen, das sie gekränkt. Dann schaute er der Entschlafenen in das stille Totengesicht und sagte: „Bevor ihr sie kleidet, laßt mich mit ihr allein ... Hier und hier," dabei wies er auf Brust und Stirn, „wirbelt es wild durch einander. Und doch ... Die letzten Stunden ... Es gibt so viel zu klären und ohne sie für die Zukunft zu bedenken ... Bei ihr, mit ihren lieben, stillen Zügen vor Augen ..."

Hier erstickte der neu aufwallende Schmerz ihm die Stimme; Els aber wies ihn auf das Bild der Mutter Gottes an der Wand und winkte der Schwester.

Ganz hingenommen von dem eigenen Leide, hatte Eva der Rede des Vaters kaum geachtet und weigerte sich nun ungestüm, die Mutter zu verlassen. Da gestattete Herr Ernst, dem dies Uebermaß des Schmerzes um diejenige, die ihm das Teuerste war, wohl that, Eva zu bleiben, und bat Els, für die äußeren Angelegenheiten zu sorgen, die ein Todesfall nach sich zog.

Als verstehe es sich von selbst, nahm sie diese neue Pflicht auf sich und schritt auf die Thür zu. An der Schwelle aber kehrte sie noch einmal um, eilte dem Sterbebett entgegen, küßte der Entschlafenen die reine Stirn und die geschlossenen Augen und kniete dann zu einem stillen Gebet neben ihr nieder. Dann schloß sie die Schwester, die zugleich mit ihr das Knie gebeugt

und sich wieder erhoben hatte, fest in die Arme und raunte ihr zu: „Wie es auch kommt, auf mich darfst Du zählen.“

Dann holte sie die Meinung des Vaters über einige Verpflichtungen ein, die erfüllt werden mußten, und frug ihn auch, was sie dem Verlobten der Gürtelmagd sagen sollte, der gekommen sei, um ihn um Vergebung zu bitten.

„Mich in Frieden zu lassen!“ brauste Herr Ernst heftig auf. Dennoch bemühte sich Els, ein freundliches Wort für den Diener einzulegen, der Vater aber preßte beide Hände ungestüm an die Ohren und rief: „Wer kann eine Entscheidung treffen, wenn er selbst wie von Sinnen. Morgen, übermorgen soll der Mann sich mir stellen. Wer auch kommt, ich bin für niemand zu sprechen, und ich mag auch nicht wissen, wer anklopft.“

Aber die Ruhe und Einsamkeit, nach denen er lechzte, blieben ihm versagt. Einige Stunden, nachdem er das Sterbezimmer verlassen, mußte er auf dem Rathause eine unaufschiebbare Pflicht erfüllen, — und als er kurz vor Sonnenuntergang eben heimgekehrt war und sich in sein eigenes Gemach eingeschlossen hatte, erschien der alte Eysvogel wieder.

Er sah bleich und verstört aus und befahl dem Aufwärter, der ihn dem erhaltenen Befehle gemäß abgewiesen hatte, die Jungfrau Els zu rufen. Ihr legte er mit zitternder Stimme ans Herz, den Vater anzuflehen, ihm noch einmal Gehör zu leihen. Für sein Haus, für Wolff und auch für sie und ihre Verbindung mit seinem Sohne handle es sich um die letzte Entscheidung. Der Hingang der geliebten Gefährtin stimme ihren Vater vielleicht

weicher. Er wisse noch nicht alles ... Jetzt solle er es erfahren. Sage er abermals „Nein“, so besiegele er damit den Sturz des Eysvogelschen Hauses.

Wie flehentlich wußte er zu bitten, wie demütig klang ihm das alles von den alten Lippen, und aufs tiefste griff es Els ans Herz, wenn sie der wortkargen Unnahbarkeit gedachte, mit der dieser hoffärtige Mann noch gestern an der gleichen Stelle den Ortliebs abgesagt hatte. Was mußte es ihn kosten, den steifen Nacken so vor ihr, der Jüngeren, zu beugen, und was erst, ihrem Vater, dem er so schonungslos aufs Herz getreten, als Hilfesuchender, vielleicht als Bettler, zu nahen.

Dazu war Wolff ja sein Sohn!

Was er ihr auch angethan, sie mußte es vergessen, und es ward ihr nicht schwer; denn jetzt — sie fühlte es — wünschte er, gleichviel aus welchen Gründen, redlich, sie mit dem Sohne zu vereinen. Führte der Geliebte sie nun durch das Thor mit dem großen prunkenden Wappen, dann kam sie nicht mehr als ungern aufgenommene Geduldete, sondern als willkommene Helferin, vielleicht als Retterin des gefährdeten Hauses. An die Frauen im Eysvogelhofe verbot sie sich zu denken.

Wie rührend erschien ihr der schöne, vornehme, ergraute Herr in seiner hilfsbedürftigen Ohnmacht. Entschloß sich der Vater nur, ihn zu empfangen, so konnte er so wenig wie sie ihm die Barmherzigkeit versagen, die ihm so not that.

So klopfte sie denn an die Thür des einsam Trauernden, und er ließ sie ein.

Gegenüber dem großen Bildnis, das die verstorbene Mutter im Brautstaate darstellte, saß er mit dem Haupt

in den Händen. Die Abenddämmerung entzog das Gemälde den Blicken; er mochte sich aber lange in seine anmutigen Züge versenkt haben, und es zeigte sich ihm wohl noch vor dem inneren Auge.

Mit einem wehmütigen Gruße wurde sie empfangen; als er aber vernahm, was sie zu ihm führte, brauste er auf und gebot ihr, Herrn Kaspar zu sagen, er hätte nichts mehr mit ihm zu teilen.

Da trat Els für den Unglücklichen ein. Sie bat, sie flehte, sie stellte dem Vater vor, daß sie nie und nimmer von Wolff lassen würde. An ihm und seiner Minne hänge das Glück ihres Lebens. Wenn er den Eysvogels die Hilfe versage, die der alte Herr, der in seiner Demut nicht mehr er selbst sei, von ihm erflehe...

Hier entzog ihr der Vater indes unwillig das Wort und gebot ihr, ihm die Ruhe nicht länger zu stören. Jetzt aber machte das väterliche Blut sich auch in Els geltend, und auffahrend wies sie auf das Bild der Mutter, deren gütiges Herz es sicher nicht ertragen hätte, einen gebrochenen Unglücklichen, an dessen Rettung das Glück des eigenen Kindes hänge, wie einem lästigen Bettler die Thür weisen zu sehen.

Da schnellte der längst ergraute Mann behend wie ein Jüngling vom Sessel empor und rief in heftiger Erregung: „Dem andern die dem heiligsten Schmerze gewidmeten Stunden vergällen, das ist echt Eysvogelsche Selbstsucht. Alles für sich! Was sind ihnen die anderen? Deinen Wolff nehme ich aus, und was mit ihm wird und Dir, das mag die Zukunft entscheiden. Ich stehe zu euch. Aber von der übrigen Sippe Glück und Frieden, ja nur ein Leben ohne bittere Trübsal für Dich erhoffen,

heißt erwarten, vom Wachholderstrauche süße Birnen zu ernten. Seit Deiner Lautmerung trübte es mir wie Deiner Mutter den Schlaf der Nächte, wenn wir uns sagten, es sollte über Dich verhängt sein, mit der Gräfin, der alten Teufelin, ihrer erbärmlichen Tochter und dem nichtswürdigen Siebenburg unter einem Dache zu hausen. Aber das alles wurde seit wenigen Stunden noch ganz anders. Zwischen den Eysvogels und den Ortliebs ist das Tischtuch zerschnitten. Keine Macht der Welt kann den Riß jemals heilen. Noch hielt ich vor Dir zurück, was geschehen ist. Jetzt magst Du's erfahren, damit Du es ... Aber höre erst, und entscheide dann selbst, auf wessen Seite Du stehen willst.

„Heut in der Frühe ging ich zur Sitzung. Schon auf dem Markt trat mich erst ein Ehrbarer an, und dann ein zweiter, dritter und vierter. Jeder frug, was es mit den schönen E's, meinen holdseligen Töchterlein, gegeben? Nach und nach ward mir auch kund, was ihnen zu Ohren gekommen. Gestern abend beim Heimweg von hier hat der Mann da draußen, — hat Kaspar Eysvogel Deinen, unseren guten Namen, Kind, in einer Weise geschändet ... Das Nähere kam mir erst eben zu Ohren. Vor den Brüdern Ebner, den würdigen alten Herren, rühmte er sich, mir den Ring, der seinen Sohn an Dich fessele, vor die Füße geworfen zu haben. Um Mitternacht, erzählte er, habe man Dich hier in den Armen eines Schweizer Ritters überrascht. Und sein Tochtermann Siebenburg, der schnöde Bube, beim Würfelspiel erfrechte er sich, vor vielen Rittern und Herren — darunter auch der junge Hans Groß, Veit Holzschuher und andere — Deine Begegnung mit dem Schweizer so

lügnerisch zu entstellen, daß ... Nein, es kommt mir nicht über die Lippen ... Nur das eine magst Du noch hören: Seinem Heiligen danke er, gab der Schelm da draußen den anderen zu hören, daß sie dem Dirnlein zu rechter Zeit auf die Sprünge gekommen. Und das, Kind, das war die wahre Meinung der ganzen schnöden Sippe! Nun ihnen aber das Wasser am Halse steht und sie meine rettende Hand brauchen, um nicht zu ertrinken, — nun nehmen sie die Tochter Ernst Ortliebs, wenn er sein Gut mit dazu gibt, gnädiglich in den Kauf, damit beides, Gut und Kind, elend verderbe. Aber nein, und tausendfach nein! Dem Haß Raum zu geben, ziemt sich nicht in dieser Stunde. Aber die, die da oben den letzten Schlaf schläft, nicht mit einem Worte hätte sie mir zu solcher selbstmörderischen Thorheit geraten. Erst bei meinem Ausgange vorhin erfuhr ich das Schlimmste. Schon heute morgen hätte ich sonst dem Ueberlästigen die Thüre gewiesen. Das melde dem Alten und dazu, Ernst Ortlieb habe nichts mehr mit ihm zu teilen!"

Hier schwieg der tief empörte Mann und wies auf die Thür.

Entsetzt und mit weit geöffneten Augen war sie dem Berichte des Vaters gefolgt.

Daß es so kommen würde, übertraf das Schlimmste, was sie gefürchtet.

So sicher hatte sie sich in ihrer Unschuld gefühlt, und die Gräfin war so geschickt für sie eingetreten, daß sie, von der Sorge um Eva, um Cordula und die Mutter in Anspruch genommen, dieses häßlichen Zwischenfalles schon halb vergessen.

Und nun wurde ihr guter Name durch die Gosse gezogen, durfte sie denen kaum zürnen, die mit den Fingern auf sie wiesen; denn die Untreue gegen den Verlobten war keine geringere Schuld als die gegen den Gemahl, ja unter ihren Freundinnen brach man den Stab williger über die treulose Braut als über die pflichtvergessene Gattin.

Und wenn Wolff in seinem Verstecke auf der Burg erfuhr, was aus seiner Els geworden, vor der Groß und Klein, froh ihres Anblicks und doch ehrerbietig, gestern noch den Hut gezogen, würde er nicht denen glauben, die sich auf seinen eigenen Vater beriefen?

Aber bevor sie diese Befürchtung noch voll ausgedacht, sagte sie sich schon, daß es ihre Pflicht und ihr Recht sei, sie von sich zu weisen. Wolff wäre nicht mehr er selbst, wenn er dergleichen auch nur einen Augenblick für möglich hielte. Er und sie durften und konnten nicht an einander zweifeln. Und wenn auch ganz Nürnberg der schnöden Afterrede das Ohr lieh und ihr den Rücken wandte, ihres Wolff war sie gewiß. Ja, mit doppelter Zärtlichkeit würde er sie umfangen, wenn er erfuhr, durch wen ihr ein so furchtbares Leid angethan wurde.

Tief atmend heftete sie den Blick noch einmal auf das Bildnis der Mutter. Wäre sie jetzt hinausgestürmt, um dem alten Manne da draußen, der sie so grausam kränkte — o, es hätte auch ihr das Herz erleichtert! — ins Gesicht zu rufen, was er ihr angethan und wofür sie ihn halte, die Mutter hätte sie sicher zurückgehalten und ihr zugerufen: „Bedenke, daß er der Vater Deines Verlobten.“ Sie wollte es auch nicht vergessen, — und sie

konnte ja auch den beklagenswerten, zu Grunde gerichteten Mann nicht hassen.

Jeder Versuch, den Vater umzustimmen — sie sah es ihm an — wäre jetzt vergebens gewesen. Später, wenn sein gerechter Zorn verraucht war, ließ er sich vielleicht dennoch bewegen, dem gefährdeten Hause Beistand zu leisten.

Herr Ernst sah ihr wehmütig nach, als sie mit einem stummen Gruße ihn und die Schreibstube verließ, um dem Vater des Geliebten mitzuteilen, er sei vergeblich gekommen.

Der alte Herr wartete ihrer im Soler, in dem sich das Geheul der Dienstboten und Nachbarweiber, die sich, wie es Brauch war, Stirn und Brust zerschlugen und die Kleider zerrissen, immer noch vernehmen ließ.

Leichenfahl, wie vernichtet, wankte er der Thür entgegen.

Als Els ihn vor den wenigen Stufen, die in den Soler führten, zaudernd stehen bleiben sah, reichte sie ihm den Arm und führte ihn die Stiege hinunter. Während er dabei einen Fuß nach dem andern auf die Stufen setzte, fragte sie sich, wie es denn möglich, daß der Mann, dessen hohe Gestalt und schönes Antlitz so vornehm und edel gebildet, etwas so Niedriges von ihr denken konnte, und zu gleicher Zeit kam ihr ein Wort in den Sinn, das der alte Herr Berthold Vorchtel in ihrer Gegenwart seinem Sohne Ulrich zugerufen hatte: „Stellt sich etwas Dunkles zwischen Dich und einen Freund, so schaffe Dir Klarheit und Frieden durch Wahrheit.“

Hätte der junge Mann, der den verkannten Freund

gereizt, das Schwert mit ihm zu kreuzen, darnach gehandelt, wäre er vielleicht jetzt noch am Leben. Sie wollte es sich gesagt sein lassen und den Vater Wolffs offen fragen, was ihn berechtigte, sie einer so unwürdigen Handlung zu zeihen.

Im Soler waren die Lampen schon entzündet worden. Das Licht der mittleren fiel Herrn Kaspar in das farblose Antlitz. Dem eines Verzweifelnden glich es. Wie sie aber die Lippen schon öffnete, um jene Frage zu stellen, nahm sie den Moschusduft wahr, der von dem Sterbezimmer, das die Schwester geöffnet hatte, ausging. Da trat das sanfte, stille Totengesicht der Mutter ihr vor das innere Auge, und sie mußte sich Zwang anthun, um nicht laut aufzuweinen. Ohne weiter zu denken und zu wägen, legte sie sich Schweigen auf und schlang — gestern noch hätte sie das nimmer gewagt — Herrn Kaspar den Arm um die Schulter, schaute liebreich zu ihm auf und rief leise: „Ihr dürft nicht verzagen, Herr Vater. Hier im Hause habt Ihr an der Els eine treue Bundesgenossin."

Da schaute der alte Herr erstaunt zu ihr nieder; statt sie aber fester an sich zu ziehen, löste er mit höfischer Kühle ihren Arm von seiner Schulter und sagte bitter: „Zwischen den Ortliebs und uns, Jungfrau Els, gibt es kein Band mehr. Dein Vater bin ich von heute an so wenig mehr, wie Du die Braut meines Sohnes. Dein Wille mag gut sein; doch wie wenig er vermag, das hat sich ja leider erwiesen."

Damit zuckte er müde die Achseln, nickte ihr einen matten Abschiedsgruß zu und verließ das Haus.

Draußen warteten vier Träger mit der Sänfte, drei

Knechte mit Fackeln und zwei starke Wächter mit Keulen über der Schulter. Sie trugen sämtlich kostbare Dienergewänder in den Eysvogelschen Farben, und als ihr Gebieter in dem vergoldeten Tragstuhle Platz genommen hatte, und man ihn aufhob, hörte Els, wie eine Webersfrau aus der Nachbarschaft ihrem Buben zurief: „Das ist der reiche Eysvogel, Fritzel, der hat in jeder Stund' so viel zu verzehren wie wir in einem Jahr und ist ein gar glücklicher Herr."



Zweites Kapitel.



Els blieb im Hause zurück.

Die Abweisung, die sie soeben erfahren, bereitete ihr bittern Kummer. Der Vater hatte recht. Nur in selbstsüchtiger Absicht war es geschehen, wenn Herr Kaspar sich ihr freundlich erwiesen. Sie selbst galt ihm nichts.

Aber es gab so viel für sie zu thun, daß sie nur wenig Zeit fand, diesem neuen Leid nachzuhängen.

Eva betete im Sterbezimmer mit einigen Klarissinnen, die in der Mutter eine freigebige Wohlthäterin verloren, für die Seele der teuren Verstorbenen.

Els war es lieb, sie beschäftigt zu wissen; denn viel, was ihr zu besorgen oblag, blieb der Schwester besser erspart. Während sie mit dem Sargschreiner und Hegelein, dem Sakristan und Tapezierer verhandelte und Kerzen in reicher Menge und was sonst noch zu dem Begräbnis der Herrin eines vornehmen Hauses gehörte, umsichtig bestellte und auch Zeit fand, nach dem Vater und der Gräfin Cordula, der es besser ging, zu sehen, vergaß sie ihre eigenen Angelegenheiten doch nicht.

Biberli war wiedergekommen. Er hatte viel zu berichten; da er aber bekennen mußte, daß es nichts Eiliges

sei, ersuchte sie ihn, es auf später zu verschieben, und beauftragte ihn für heute nur, auf die Burg zu gehen, um Wolff in ihrem Namen zu begrüßen und ihm den Hingang der Mutter zu melden. Kätterle sollte ihn begleiten, um ihn durch ihren Landsmann, den Schweizer Thorhüter, bei ihm einführen zu lassen.

Sie, Els, hätte einen der Aufwärter entsenden können, doch erstens sollte der Aufenthalt des Flüchtlings verborgen bleiben, dann aber sagte sie sich, daß Biberli, da er Zeuge der Vorgänge des letzten Abends gewesen, Wolff am besten von dem wahren Hergang der Dinge unterrichten könnte. Als sie ihm darum die Erlaubnis erteilte, ihrem Bräutigam alles zu berichten, was er gestern im Ortliebhof gesehen und gehört, sagte der Diener, das habe ein Besserer auf sich genommen. Sein Herr sei, als er ihn verlassen, willens gewesen, ihren Bräutigam aufzusuchen. Wenn sie erfahre, was alles über den Ritter gekommen, werde sie begreifen, daß er nicht mehr er selbst sei. Els fehlte es indes an Zeit, ihm zuzuhören und versprach, ihm, wenn er zurückkehre, das Ohr zu leihen; er war aber zu voll von dem Erlebten, als daß er es hätte unerwähnt lassen können, und erzählte ihr in kurzen Worten, wie wunderbar der Himmel seinem Herrn das Leben erhalten. Dann vertraute er ihr auch noch schnell, was ihr, der Jungfrau Els, durch die Schuld seines Herrn zugestoßen, belaste diesem die Seele. Eben deswegen habe er die Nacht nicht vorübergehen lassen wollen, ohne ihrem Verlobten wenigstens zu zeigen, was er, wenn es auch in sein Versteck dringe, von dem Gerede der bösen Zungen halten dürfe.

Da atmete Els tief auf. Wolff mußte ihr ja ver-

trauen! Doch wie häßlich gefärbte Berichte konnten aus dem Eysvogelhause zu ihm gelangen! Nun er die volle Wahrheit durch den glaubhaftesten Augenzeugen erfuhr, fürchtete sie auch die schlimmste Verleumdung nicht mehr.

Beim Nachtmahl erschien nur der Vater.

Eva hatte ihr Ausbleiben zu entschuldigen gebeten. Sie wollte und sollte ungestört bleiben, aber auch in ihre Hingabe an den Schmerz um die Mutter griff die Welt mit rauher, doch wohlthätiger Hand.

Der Schneider, der wegen der Trauer um den jungen Kaisersohn Hartmann diese Stunde für die schönen Ortliebschwestern „gestohlen“ zu haben versicherte, kam mit der Gehilfin, und zugleich mit ihm ein Knecht aus dem Tuchhause am Markte, der weiße Zeugrollen zur Auswahl überbrachte. Da galt es denn, sich für Schnitt und Stoff zu entscheiden; mußten doch die Schwestern schon morgen bei der Einsegnung und dann bei den Totenmessen in Trauerkleidern erscheinen.

Eva war mit aufrichtigem Widerwillen an diese weltlichen Dinge gegangen; Els aber ließ sie nicht los, bis sie ihnen die gebührende Aufmerksamkeit schenkte.

Das kam ihrer gemarterten Seele und den armen, rotgeweinten Augen zu gute. Als sie aber wieder im Sterbezimmer neben ihren lieben Nonnen kniete und das bei allen gleiche graue Gewand sah, stieg der Wunsch, den sie schon so oft gehegt, es gleichfalls zu tragen, von neuem in ihr auf. Ihrem himmlischen Bräutigam gefiel kein anderes besser, und an den einzigen, dem zu liebe sie sich gern geschmückt hätte, verbot sie sich in dieser Stunde zu denken. Doch schon das Streben, seiner zu

vergessen, führte sie wieder und wieder mit ihm im Geiste zusammen, wie kräftig sie auch sein Bild zurückwies, so oft es sich ihr zeigte. Aber mußte die Mutter nicht nach ihrem letzten Gespräche in dem Glauben geschieden sein, sie werde von ihrer Liebe nicht lassen? Und die letzten Worte der Verstorbenen? Mochten sie gelautet haben wie sie wollten, — hier, jetzt durfte sich nichts zwischen sie und die geliebte Verstorbene drängen, — und mit Herz und Sinn ergab sie sich der Erinnerung an sie, der Sehnsucht nach ihr.

Der Schmerz um ihren Verlust, die Reue, sich ihr nicht treu genug gewidmet zu haben, die Hoffnung, im Kloster auch der Seele der teuren Entschlafenen einen auserwählten Platz im Jenseits erbeten zu können, führten sie jetzt auf das Verlangen nach dem Schleier zurück. Den Klarissinnen, die ihr Streben teilten, fühlte sie sich zugehörig. — Wie der Vater kam, um sie zur Ruhe zu schicken, und sie frug, ob sie als mutterloses Kind sich seiner Liebe und Sorge auch fürder anzuvertrauen oder sich eine andere Mutter, die nicht von dieser Welt, zu erwählen gedenke, versetzte sie still ergeben und mit einem innigen Blick auf das Bild der heiligen Klara: „Wie Ihr wollt, Herr Vater, und wie sie es befiehlt.“

Da hatte Herr Ernst freundlich erwidert, es liege noch lange Zeit für das Ja oder Nein vor ihr.

Dann ermahnte er sie nochmals, die Leichenwache den dazu bestellten Frauen und den Klarissinnen, die bei der Verstorbenen zu bleiben begehrten, zu überlassen; Eva aber bestand so eifrig darauf, die Wache zu teilen, daß Els den Vater mit einem bedeutungsvollen Winke bestimmte, ihr den Willen zu thun.

Von der Einkleidung der Verstorbenen, der Aufbarung und was den Leichenfrauen sonst an ihr zu verrichten oblag, hielt die Schwester sie fern, indem sie ihr den Auftrag erteilte, Muhme Christine, die Hausfrau des Schultheißen Berthold Pfinzing, zu empfangen, die auf die Nachricht vom Tode der Schwägerin aus Schweinau herbeigeeilt war.

Nichts sollte dem geliebten Kinde die Erinnerung an die teure Dulderin trüben, und Els wußte, daß Frau Christine der Entschlafenen eine teuere Freundin gewesen, daß Eva der trefflichen Frau anhing wie einer zweiten Mutter, und daß aus ihrem redlichen Herzen der Schwester nichts zukommen konnte, was ihr nicht wohlthat. Sie hatte sich auch nicht geirrt; denn die gemütsvoll warme Weise, mit der die Matrone Eva begegnete, gab sie sich selbst zurück; ja, als Frau Christine gehen mußte, weil allerlei ernste Pflichten ihr die Zeit beschränkten, hätte sie sie gern zurückgehalten.

Als Eva endlich ruhiger als vorher in den Saal trat, wo die Leiche der Mutter jetzt im weißen seidenen Sterbehemde auf schneeigen Atlaskissen dalag, wie sie morgen zur Einsegnung vor den Altar gestellt werden sollte, wurde sie aufs neue mit aller Gewalt vom tiefsten Schmerze ergriffen; ja, das brennende Weh ihrer Seele äußerte sich so ungestüm, daß es der Aebtissin, die wiedergekommen war, während die Schwestern noch von der Schultheißengattin Abschied nahmen, erst gelang, sie zu besänftigen, als sie sie beiseite nahm und ihr zuflüsterte: „Denke an unsern Heiligen, Kind. ‚Schwester Leid‘ nannte er jedes, auch das schmerzlichste Weh. So sollst auch Du, mein Mädchen, in dem Leid eine Tochter Deines

Vaters im Himmel, eine Schwester begrüßen. Erinnere Dich, von wie hoher, liebreicher Hand es Dir zukam, und Du wirst es geduldig ertragen."

Da nickte Eva ihr dankend zu, und wenn der Schmerz sie übermannen wollte, dachte sie an das versöhnliche Wort des Heiligen: „Schwester Leid", und es ward ihr stiller im Herzen.

Els wußte, wie schwer ermüdet sie von den Aufregungen der letzten Nächte sein mußte, und hatte ihr die Leichenwache nur zu teilen gestattet, weil sie voraussah, daß sie sich des Schlafes nicht würde erwehren können. Zwischen ihrem Rücken und der hohen Lehne des Prunkstuhles, den sie ihr zum Sitze angewiesen, hatte sie ein Kissen geschoben, doch Eva täuschte ihre Erwartung; denn was sie ernstlich wollte, das führte sie durch, und während Els die Augen oft zufielen, blieb sie völlig wach. Wenn der Schlaf sie aber übermannen wollte, dachte sie der letzten Worte der Mutter und besonders das eine, „das Schmiedefeuer des Lebens", schien ihr bedeutsam. Zu einiger Klarheit darüber war sie indes dennoch noch nicht gelangt, als die Hähne krähten, das Lied der Nachtigall verstummte und das Gezwitscher der anderen Vögel in den Sträuchern und Baumkronen des Gartens den kommenden Tag begrüßte.

Da erhob sie sich und küßte Els, die leise schlummerte, lächelnd die Stirn. Dann sagte sie der Schwester Renata, sie werde sich zur Ruhe begeben, und legte sich in dem verdunkelten Schlafgemache zu Bett.

Betend und sinnend hatte sie vorhin der Mutter fortwährend gedacht. Jetzt träumte ihr, Heinz Schorlin hätte sie, wie der Ritter Altrosen die Gräfin Montfort,

mit starken Armen aus dem brennenden Kloster gerettet und sie der Verstorbenen, die ihr so frisch und gesund wie vor der Krankheit erschienen war, entgegengetragen.

Als sie drei Stunden vor Mittag erwachte, begab sie sich erfrischt zu der Verstorbenen zurück. Wie mild und freundlich war ihr Antlitz auch jetzt noch; doch die lieben, stummen Lippen konnten ihr nie wieder den Morgengruß bieten, und, von heißem Schmerz ergriffen, warf sie sich vor dem Sarg auf die Kniee.

Bald aber erhob sie sich wieder. Der Schlaf von vorhin hatte die leidenschaftlich schmerzliche Erregung in stillen Kummer verwandelt.

Auch auf äußere Dinge zu achten gelang ihr.

An der Aufbahrung der Verstorbenen gab es wenig auszusetzen; nur den lieben, zarten, blassen Händen wußte sie eine schönere Lage zu geben, die ihrer gewohnten Haltung besser entsprach, und die Blumen, die der Gärtner zur Ausschmückung des Sarges gebracht, genügten ihr gar nicht. Sie kannte alle, die in der Umgebung Nürnbergs in Wald und Flur wuchsen, und niemand verstand sie zierlicher zum Strauße zu vereinen. Einige hatte die Mutter besonders gern gehabt und sich gefreut, wenn sie sie von ihren Spaziergängen mit der Aebtissin oder der Schwester Perpetua, der alten, erfahrenen Aerztin des Klosters, heimgebracht hatte. Viele wuchsen im Forste, andere am Ufer des Wassers. Ohne ihre freundlichen Lieblinge sollte die teuere Verschiedene das Haus nicht verlassen, dessen Leiterin und Zierde sie gewesen.

Was der Gärtner gebracht, ordnete Eva so ansprechend es anging. Dann bat sie Schwester Perpetua, sie auf einem Gang zu begleiten, und teilte Vater und Schwester

mit, daß es sie verlange, mit der Klarissin ein wenig ins Freie zu gehen.

Was sie vorhatte, verriet sie niemand.

Die Lieblingsblumen sollten ihr letztes eigenstes Geschenk an die Mutter sein.

Der alten Martsche gab sie heimlich den Auftrag, ihr Ortel, den jüngsten Knecht des Hauses, einen achtzehnjährigen gutwilligen Burschen, mit einem Korbe nachzuschicken, damit er sie und die Nonne beim Weirhause erwarte.

Nach dem Gewitter gestern war die Luft besonders rein und frisch, und das bloße Atmen ein wahrer Genuß. Die Sonne schien hell und mild vom wolkenlosen Himmel. Auf dem Fußwege zum Weirhause, unweit desselben Dutzenteiches, in dem Kätterle gestern den Tod zu suchen beschlossen, wanderte es sich köstlich durch Wiese und Wald. Die ganze Natur schien erlabt wie nach einem erfrischenden Bade. Lerchen stiegen aus der vollen Wintersaat mit leisem Zittergesang himmelan, über den blühenden Wiesen wiegten sich Falter. Schlanke Libellen und kleinere, fleißige Insekten flatterten summend von Blüte zu Blüte, sogen Honig aus vollen Kelchen und trugen anderen den Samen zu, dessen sie zur Bildung der Frucht bedurften. Aus manchem Strauche am Wege klang noch Finkenschlag und Grasmückengezwitscher.

Im Forste umfing sie köstlicher Schatten, belebten hundert laute und leise Stimmen die Nähe und Ferne. Unter Moos und Farnen hatten sich zahllose Knospen erschlossen, reiften hart über dem Boden an Erdbeerpflanzen und an den zarten, blattreichen Zweigen der Heidelbeerbüsche saftreiche, noch grüne oder rosenrote Früchte.

In der Nähe des Weirhauses erhob sich ein lautes Klingen und Schallen, das doch ganz anders wirkte als das Geräusch der Stadt; denn statt zu erregen und die Neugier zu spannen, lag eher etwas Beruhigendes in dem Gleichklang der Schläge des Eisenhammers und in dem eintönigen Quaken der Frösche.

An dieser Stelle des Waldes, wo auch die schönsten Blumen wuchsen, hing der Morgentau noch frisch und blank an Blüten und Gräsern. Hier war es so lebensvoll und doch so lauschig, und mitten in der Fülle der Töne, aus denen das Hacken des Spechtes, der Schrei des Kibitzes und der Ruf der fernen Hohltaube hervorklang, war es doch so still und friedlich, daß Eva das Herz aufging, trotz all ihrer Trübsal.

Schwester Perpetua sprach nur, wenn man sie fragte. Sie fühlte nach, was in Eva vorging, wenn sie der Freude über jeden neuen Fund unbefangen Ausdruck gab; denn sie wußte, für wen und zu welchem Zweck sie die Blumen suchte und brach, und statt sie der Gefühllosigkeit zu zeihen, verfolgte sie mit stiller Rührung die Wandlung, die in diesem holdseligen Kinde das Streben hervorrief, im Bunde mit der Natur der Geliebtesten etwas Liebes zu erweisen.

Manchmal freilich griff auch jetzt der Schmerz Eva unsanft ans Herz. Dann blieb sie stehen, um still vor sich hin zu seufzen, oder um der Begleiterin zuzurufen: „Ach, wenn sie doch bei uns sein könnte," oder auch, um sie nachdenklich zu fragen, ob sie sich noch erinnere, wie die Mutter sich über die duftige Orchis oder die Wasserlilie gefreut, die sie eben gefunden.

Schwester Perpetua hatte ihr einen Teil des Ge-

sammelten abgenommen; aber da stand schon Ortel mit dem Korbe, und der Haushund Wasser, der dem jungen Knechte gefolgt war, eilte den Frauen mit munterem Gekläff entgegen. Eva hatte schon genug, um den Sarg zu schmücken, wie es ihr vorschwebte, und die Sonne zeigte, daß die Zeit zur Heimkehr gekommen.

Bis dahin war ihnen niemand begegnet. Hier auf der Waldwiese, im Schatten des dichten Haselgebüsches, das den Tannenwald umsäumte, ließen die Blumen sich in Ruhe ordnen.

Nachdem Eva die ihren in das Gras geworfen, forderte sie die Schwester auf, mit ihrem bunten Bündel das gleiche zu thun.

Zwischen dem langhin gestreckten Gesträuch und dem Wege stand eine kleine Kapelle. Das Geschlecht der Mendel hatte sie an der Stelle errichtet, wo ein Sohn des alten Herrn Nikolaus ums Leben gekommen war. Vier verbündete fränkische Raubritter hatten ihn samt dem Warenzuge, dem er entgegengeritten war, überfallen und den feurigen jungen Mann, der sich tapfer zur Wehr gesetzt, im Kampfe erschlagen.

Dergleichen wäre jetzt freilich in solcher Nähe der Stadt nicht mehr möglich gewesen. Aber Eva wußte, was den Eysvogelschen Handelsgütern geschehen war, und obgleich es ihr nicht an Mut gebrach, fuhr sie darum doch erschrocken zusammen, als sie plötzlich nicht von der Stadt, sondern vom Innern des Forstes her Pferdegetrappel und Waffengeklirr näher kommen hörte.

Hastig winkte sie der schwerhörigen Begleiterin, die noch nichts vernommen, sich mit ihr hinter das Haselgesträuch zu verbergen. Auch dem jungen Knechte, der

den Korb schon zu den Blumen gestellt hatte, gebot sie, sich zu verstecken, und gespannten Ohres lauschten nun alle drei in den Wald hinein.

Ortel hielt den Hund am Halsbande, gebot ihm Ruhe und versicherte der jungen Herrin, es werde nur ein neues Fähnlein Reisiger sein, das von Altdorf her zum kaiserlichen Kriegsheere stoße.

Bald aber erwies es sich, daß er doch kaum das Rechte vermutet; denn erst näherten sich zwei bewaffnete Reiter, die behend wie ihre mährischen Rosse in höchst verdächtiger Weise die Hälse bald hier bald dorthin wandten, um in das Strauchwerk zur Seite des Weges zu spähen. Nach einer ziemlich langen Pause aber zeigte sich auf einem gewaltigen Binzgauer Hengste die hohe Gestalt eines älteren Herrn in tiefer Trauer, der eine mit feinem Pelzwerk verbrämte Mütze auf dem langen, bis an die Schulter herabwallenden Haare trug, und neben ihm auf einem edelgebauten feurigen Braunen eine noch ganz junge Frau von biegsamem Wuchs und von höchst vornehmer Haltung.

Sobald die Haselsträucher und Tannen, die dies edle Paar den Blicken entzogen hatten, es gestatteten, erkannte Eva in dem Herrn den Kaiser Rudolf, in seiner Begleiterin die Herzogin Agnes von Oesterreich, seine junge Schwiegertochter, deren sie seit dem Tanz auf dem Rathause nicht vergessen. Hinter ihnen kamen einige Ritter in Kettenpanzern und mit allen Zeichen tiefer Trauer an Gewand und Helmzier, und unter diesem dem Herrscher nahestehenden Gefolge nahm Eva — das Herz drohte ihr stille zu stehen — denjenigen wahr, den sie hier am letzten zu finden erwartet: Heinz Schorlin.

Während sie die Blumen für den Sarg der Mutter pflückte, war ihr sein Bild beinahe ganz aus dem Gedächtnis geschwunden. Jetzt zeigte er sich ihr in eigener Person, und sein Anblick ergriff sie so mächtig, daß Schwester Perpetua, die sie erbleichen und sich an dem jungen Tannenbaum neben ihr festhalten sah, ihr verändertes Aussehen der Furcht vor Raubrittern zuschrieb und ihr zuraunte: „Unbesorgt, Kind, es ist nur der Kaiser."

Weder die ersten Reiter — Sicherheitswächter, die der Reichsschultheiß, Evas Oheim Berthold Pfinzing, dem Herrscher ohne sein Vorwissen beigegeben hatte, um ihn bei seinem Spazierritt in der Frühe vor unliebsamen Begegnungen auf dem Gebiete der Stadt zu behüten — noch der Kaiser und seine Begleiter konnten Eva wahrgenommen haben, während sie an der Kapelle vorüberritten. Kaum aber hatten sie diese erreicht, als der Hund Wasser, der sich von der Hand Ortels losgerissen hatte, aus dem Haselnußgebüsch hervorbrach und sich mit lautem Gebell dem Rosse der Herzogin entgegenstürzte.

Das feurige Tier sprang unruhig zur Seite; doch schon wenige Augenblicke später hatte Heinz Schorlin sich aus dem Sattel geschwungen und den Hund mit einem so kräftigen Fußstoße getroffen, daß er sich heulend in das Strauchwerk zurückzog. Dabei war er jeder Bewegung des Braunen aufmerksam gefolgt, und zu rechter Zeit hatte seine starke Hand sich ihm in die Nase geschlagen und ihn zum Stillstande gezwungen.

„Immer wach und zu rechter Zeit am Platze!" rief der Kaiser und fügte dann wehmütig hinzu: „So war auch unser Hartmann."

Die Herzogin neigte beistimmend das Haupt; der bekümmerte Vater aber wies auf Heinz und bemerkte: „Teils dankte der Knabe die frische Rüstigkeit wohl dem gesunden Schweizerblute, mit dem er zur Welt kam; doch der da gab ihm in den entscheidenden Jahren das Beispiel. Willst Du absteigen, Kind, und es dem Schorlin überlassen, den Braunen zur Ruhe zu bringen?"

„O nein," versetzte die Herzogin. „Ich kenne den Unband. Das Scheuen, Ritter Heinz, triebt Ihr dem wundervollen Wüstensohne doch noch nicht aus, wie Ihr verhießet. Nicht der kläffende Rüde, der vom Himmel gefallene Korb dort thut es ihm an."

Damit wies sie auf den Rasen bei der Kapelle, in dem neben Evas Blumen das helle Weidengeflecht stand, das sie aufnehmen sollte.

„Wohl möglich, hohe Frau," versetzte Heinz, indem er dem Araber, ein Geschenk des ägyptischen Mamlukensultans Kalaûn an den Kaiser, den glänzenden Hals klopfte. „Vielleicht aber wollte das kluge Tier seine edle Reiterin nur zwingen, hier zu verweilen. Geruht nur gütigst dorthin zu schauen, Hoheit! Sieht es nicht aus, als hätte die Waldfee selbst für Eure erhabene Person alles an den Weg gelegt, was sie Schönstes in Wald und Flur, am See und im Moose erblühen läßt?"

Damit bückte er sich, entnahm der Menge der von Eva gesammelten Blumen diejenigen, die ihm besonders ins Auge fielen, scharte sie flüchtig zu einem Strauße zusammen und reichte sie der Herzogin mit einer ehrerbietigen Verbeugung.

Da dankte sie ihm freundlich, steckte sich das Sträußlein in den Gürtel und schaute ihm dabei mit einem so

innigen Blick in die Augen, daß es der spähenden Eva dabei war, als zöge das Herz sich ihr zusammen.

Selbst Fürstinnen, die eine weite Kluft von ihm trennten, mußten diesem Manne hold sein! Wie hätte sie, die schlichte Jungfrau, die er seiner Minne versichert, von ihm zu lassen vermocht?

Aber es wurde ihr keine Zeit gelassen, zu denken und zu wägen; denn schon ritt der Kaiser mit dem böhmischen Königskinde weiter, und Heinz ging auf sein Roß zu, das einer der Trabanten, die dem Zuge folgten, am Zügel hielt.

Bevor er sich wieder in den Sattel schwang, blieb er indes nachdenklich stehen.

Es war ihm in den Sinn gekommen, daß er einer Blumen- oder Kräutersammlerin einen Teil des Ergebnisses ihrer Morgenarbeit geraubt, und einem schnellen Triebe gehorsam, warf er eine blanke Zechine in den Korb.

Eva sah es, und alles, was in ihr war, drängte sie, hervorzutreten und ihm zu sagen, daß ihr die Blumen gehörten, und ihm im Namen der Armen, denen sie sein Geschenk zustellen wollte, zu danken; doch jungfräuliche Befangenheit hielt sie zurück, obgleich er ihr lange genug Gelegenheit gab, ihm zu nahen; denn als er das Gnadenbild in der Mendelschen Kapelle gewahrte, bekreuzte er sich, nahm den Helm ab und sprach mit geneigtem Knie, während die anderen ohne ihn weiterritten, ein stilles Gebet.

Die braunen Locken umwallten ihm dabei das Haupt, und in seinen Zügen lag tiefer Ernst und heiße Inbrunst.

O wie gern hätte sie sich neben ihn auf die Kniee

geworfen, die Hände mit den seinen verflochten, und — nein, nicht gebetet, dafür schlug ihr das Herz zu ungestüm — wohl aber das Haupt an seine Brust geschmiegt und ihm gesagt, daß sie ihm vertraue und sich Eins mit ihm fühle in der irdischen wie in der himmlischen Minne.

Wer in der Einsamkeit so betete, dessen Seele war auf das Höchste gerichtet. — Mochten die anderen sagen, was sie wollten, sie kannte ihn besser! Dieser Mann hatte sie von der ersten Stunde an mit der heißesten, aber auch mit der heiligsten Minne geliebt, nie und nimmer sie nur an sich gezogen, um ein frevelhaftes Spiel mit ihr zu treiben. Der letzte Wunsch der Mutter würde sich dennoch erfüllen. Es galt nur, ihm mit ganzer Seele zu vertrauen und es dem „Schmiedefeuer des Lebens“ zu überlassen, sie zu stärken und zu läutern.

Jetzt kam ihr auch wieder in den Sinn, woher die Sterbende dies Wort genommen.

Muhme Christine hatte es neulich vor der Mutter gebraucht. Der junge Kunz Schürstab war in Lyon auf schlechte Wege geraten. Alle Welt, auch der leibliche Vater, hatte ihn verloren gegeben; dann aber war er nach Jahren heimgekehrt und hatte sich im Geschäfte seines Hauses wie im Rate vortrefflich bewährt. Auf die Frage der Verstorbenen, wo diese Wandlung sich an dem jungen Manne vollzogen, hatte die Muhme versetzt: „Im Schmiedefeuer des Lebens.“ Sie, rief Eva sich selbst zu, war geflissentlich fern gehalten worden von seinen Flammen, und im Kloster hätten sie sie vielleicht niemals berührt. Gestern zum erstenmale war sie von ihnen ergriffen worden, und sie wollte sich ihnen auch fürder nicht entziehen, um der Mutter gehorsam zu sein und

um des stillen Beters dort würdig zu werden. Noch war sie es nicht. Er dankte seinem Heldenmute und guten Schwerte einen ruhmreichen Namen; was aber hatte sie bis jetzt gethan, als selbstsüchtig für das eigene Wohlergehen im Diesseits und das eigene Heil im Jenseits zu sorgen. Nicht einmal stark genug war sie gewesen, um derjenigen, der sie alles verdankte, und die sie so zärtlich geliebt hatte, das Haupt zu halten, wenn der Krampf sie geschüttelt.

Auch als die Mutter die Augen geschlossen — sie hatte es wohl bemerkt — war sie von jeder Verrichtung im Hausstand und an der teueren Leiche ferngehalten worden, weil man sie für untauglich dafür hielt und Els und jedermann sich scheute, ernste Anforderungen des Lebens zwischen die „kleine Heilige" und ihr Streben nach der Seligkeit des Himmels zu stellen. Und doch fühlte Eva, daß sie konnte, was sie wollte, und statt die starke Kraft zu gebrauchen, die sie in dem zarten Leibe sich mit verborgener Macht regen fühlte, es vorgezogen hatte, sich tragen zu lassen, um in einer andern Welt als derjenigen zu weilen, in der es ihr vergönnt gewesen wäre, sie zu bewähren. Das Schmiedefeuer, durch das aus unnützen Eisenstücken Schwerter und Pflugscharen wurden, — auch auf sie sollte es sich wirksam erweisen. Mochte es sie brennen und quälen, wenn es aus ihr nur ein echtes, rechtes Weib machte, ein Weib wie Muhme Christine, von der die Mutter das Wort vom „Schmiedefeuer des Lebens" vernommen, die Hunderten half und den Weg wies und wohl auch schon in ihrem Alter keiner Els bedurft und keiner Muhme Aebtissin, um dem Leib und der Seele die rechten Wege zu weisen. Sie liebte beide,

doch etwas in ihr lehnte sich heftig auf gegen das Kindsein, und — nun die Mutter nicht mehr war — gegen die Zumutung, den eigenen Willen einem andern unterzuordnen als dem des Mannes, zu dem sie gern wie zu ihrem Herrn aufgeschaut hätte.

Während Heinz das Knie vor der Kapelle neigte, ohne Schwester Perpetua zu bemerken, die vor dem Altare in ihrem Innenraume betete, kreuzten ihr diese Gedanken blitzschnell das Gehirn. Jetzt erhob er sich und näherte sich dem Rosse. Bevor er es aber bestieg, brach der Hund von neuem dicht neben ihr mit wütendem Gebell aus dem Dickicht hervor.

Da mußte er ihr weißes Trauergewand wahrgenommen haben; denn der Ruf ihres Namens klang ihr ans Ohr, und um weniges später — sie hätte nicht zu sagen vermocht, wie es geschehen war — stand Heinz mit ihrer Hand in der seinen bei den Blumen und neben dem Korbe und schaute ihr so ernst und traurig, daß er ein ganz anderer zu sein schien als der übermütige Tänzer im Rathaussaale, und doch gerade so lieb und warmherzig wie damals in die Augen. Dabei sprach er von der tiefen Wunde, den ihr der Tod der Mutter geschlagen. Auch ihn hätte das Schicksal hart angegriffen; der Schmerz aber lehre ihn, sich dahin zu wenden, wohin sie selbst ihn gewiesen.

Da tönte der Hornruf durch den Wald, mit dem der Herrscher dem Gefolge in seine Nähe zu eilen gebot.

„Der Kaiser!“ rief Heinz und wies in den Wald. Dann bückte er sich zu den Blumen, ergriff einige Vergißmeinnicht, und während er bald sie, bald Eva liebevoll anschaute, stieß er, als hemme der Schmerz ihm die

Sprache, mit gedämpfter Stimme hervor: „Ich weiß, daß Du sie mir vergönnst; denn sie tragen die Farbe der hohen Himmelskönigin, die auch die Deine und die die meine sein wird, bis Herz und Augen mir brechen.“

Mit einem leisen: „Behaltet sie,“ erfüllte Eva sein Verlangen; er aber preßte die Hand an die Stirn und fuhr wie von einem scharfen Zwiespalt zerrissen, hastig fort: „Ja wohl; — es ist auch die der gnadenreichen Jungfrau. Die Welt zu meiden, ihr und dem Höchsten allein zu dienen, sagen sie, habe der Himmel mich durch ein Wunder berufen, — und oft will es mir scheinen, als hätten sie recht. Aber wie sich auch entscheide, was mir, dem Raschentschlossenen, seit jenem Blitzschlag die Seele bald hierhin zieht, bald dorthin, — Dein Blau, Eva, die Farbe dieser Blumen, es bleibt mir, trage ich es nun zu der gebenedeiten Jungfrau Ehre oder — läßt die Welt mich dennoch nicht los — zu der Deinen. Sie oder Du! — Auch Du, Eva, — ich weiß es — stehst zaudernd vor zwei Wegen ... Der rechte? ... Bitten wir, daß ihn der Himmel Dir und mir zeige!“

Damit schwang er sich schnell auf das Roß und jagte, seinem Rufe gehorsam, dem kaiserlichen Herrn nach.

Schweigend schaute Eva auf die Stelle hin, wo er hinter einem Tannendickicht verschwunden; doch bald weckte sie der Knecht Ortel, der eben einige frühe Erdbeeren für sie gepflückt hatte, aus dem wachen Traume und rief, indem er die großen Hände laut zusammenschlug: „Da müßte mich doch ... Jungfrau Ev, wenn der Ritter, der Euch hier antrat, nicht der Schweizer ist, an dem gestern das große Wunder geschah.“

„Das Wunder?“ frug sie gespannt; denn Els hatte

ihr geflissentlich verschwiegen, was sie davon vernommen, und es hing doch gewiß mit der „wunderbaren Berufung" zusammen, von der Heinz geredet, ohne von ihr verstanden worden zu sein.

„Ja, ein echtes und großes Wunder," fuhr Ortel eifrig fort. „Der Blitz — ich hab' es von dem Metzgerbuben, der das Fleisch bringt. Er vernahm's von der Frau Meisterin selber, und jetzund ist es schon jedem Kinde bekannt: in den Helm des Ritters schlug der Blitz bei dem Unwetter gestern. Die Rüstung fuhr er entlang, und dabei hat es ein helles Leuchten und Strahlen gegeben. Das Roß sank unter ihm tot zusammen und regte kein Glied mehr; er selbst aber ging heil und gesund von hinnen, und an der Stelle, wo der Blitz den Helm traf, soll heute noch ein Kreuz zu schauen sein."

„Und das, meinst Du," frug Eva gespannt, „sei dem nämlichen Ritter begegnet, der die Blumen dort aufnahm?"

„So wahr ich mit dem Sakrament zu sterben hoffe, Jungfrau Ev," versicherte der junge Knecht. „Mit dem hageren Biberli, der des Kätterle Liebster und der ihm dient, sah ich ihn reiten, und dergleichen Herren gibt's nicht zu Dutzend. Er gehört auch zu des Kaisers Rudolf nächsten Begleitern. Ist er es nicht, will ich gleich in Jammer und Plage ..."

„Pfui über Dein garstiges Fluchen," fiel Eva ihm verweisend ins Wort. „Weißt Du auch, daß der hohe, ehrwürdige Herr mit dem langen grauen Haare ..."

„Das war Kaiser Rudolf!" rief Ortel, gewiß seiner Sache. „Wer den einmal sah, der vergißt ihn nicht wieder ... Ihm gehört ja wohl alles auf Erden; wie

aber der Ritter so frei in unsere Blumen griff, als wären sie sein eigen, dacht' ich mir dennoch ... Doch da — da — da. Seht nur selbst her, Jungfrau! Eine schwere, unbeschnittene gelbe Zechine!"

Dabei schlug er auf die Münze in seiner Hand, bekreuzte sich und fuhr nachdenklich fort: „Das Silberstücklein oder was er sonst hierher warf, vielleicht um die Blumen zu bezahlen, die doch keine fünf Heller wert sind, — in eitel Gold hat es der Heilige verwandelt, der für ihn die Wunder verrichtet ... Meiner Seelen! Wenn viele in Nürnberg das Viehfutter dort so hoch bezahlten, träte der reiche Eysvogel aus dem Rat und ginge Waldblumen suchen!"

Da bat Eva den Knecht, ihr die Zechine zu lassen und versprach, ihm daheim eine andere und als Aufgeld auch noch ein halb Pfund Heller zu schenken; Ortel aber rief: „Das nenn' ich einen Morgen!" Gleich darauf änderte er jedoch den Ton; denn das weiße Trauergewand Evas und der Zweck ihres Ausganges waren ihm in den Sinn gekommen, und seine frische Stimme klang mitleidig genug, als er fortfuhr: „Wenn man nur die gnädige Frau Mutter ins Leben zurückrufen könnte. Daß mich! ... Ich kaufte gleich für mein ganzes Erspartes so viele Kerzen, wie meine Mutter in ihrem Lädlein führt, um sie den lieben Heiligen zu spenden, wenn sich's abändern ließe."

Dabei füllte er den Korb mit Blumen, und die Nonne half ihm, während Eva ihm gesenkten Hauptes voranschritt.

Durfte sie noch auf den Besitz des Mannes hoffen, an dem der Himmel solches Wunder verrichtet? War es

keine Sünde, zu hoffen und zu erflehen, daß er ihre gemeinsame Farbe nicht der hohen Königin des Himmels, sondern ihr, der geringen Eva zu Ehren, an der nichts stark war als der Wille zum Guten, trage? Zwang Heinz sie nicht geradezu, einen Wettstreit mit derjenigen zu beginnen, mit der sich auch nur aus der Ferne zu vergleichen, von vorn herein unterliegen hieß? Aber nein! Die gnadenreiche Freundin dort oben kannte sie und ihr Herz. Sie wußte, mit wie inniger Liebe und Verehrung sie zu ihr aufschaute von Kind an, und ihr, die sich ihr tausendmal, wenn sie die Seele zu ihr im Gebete erhoben, huldreich erwiesen, legte sie jetzt auch ihre Minne ans Herz.

Als der Wald hinter ihr lag, atmete sie schwer auf und blieb stehen, bis Schwester Perpetua ihr Gebet in der Kapelle beendet und sie erreicht hatte. Es war ihr schwer ums Herz, und als jenseits des Forstes auf der Wiese die Glut der Sonne, die schon die Mittagshöhe erreicht, sich fühlbar machte, überkam sie die Empfindung, als hätte sie das unbefangene Glück der Kindheit in dem grünen Dickicht hinter sich gelassen. Und doch hätte sie diesen Gang in den Forst um keinen Preis ungeschehen machen mögen. Wußte sie doch jetzt, daß sie keine Nebenbuhlerin habe als diejenige, die Heinz nicht weniger lieben durfte als sie. Ob sie sich beide für die Welt entscheiden mochten oder für das Kloster, — in der Liebe für sie und ihren erhabenen Sohn blieben sie Eins.



Drittes Kapitel.



Vor dem Ortliebhofe sah Eva Biberli dem Frauenthor entgegenschreiten. Er war lange bei Els gewesen, um ihr so unbefangen wie je Bericht zu erstatten. Gestern schon hatte er Kätterle gesagt: „Beruhige Dich, Lämmlein. Nun die Tochter Dich und mich zu geheimen Botendiensten gebraucht, läßt uns auch der Vater in Frieden. Solch ein Herr vom Rat steht gleichsam als Hehler da, wenn er einen, den er wert hält für den Pranger, ihm mancherlei Dienste zu leisten gestattet."

Und Herr Ernst Ortlieb ließ ihn in der That gewähren, weil er seine und Kätterles Unentbehrlichkeit für den Verkehr seiner Tochter mit Wolff anerkennen mußte.

Els hatte dem gewandten Burschen um so williger verziehen, je tröstlicher die Nachrichten lauteten, die er ihr von ihrem Bräutigam brachte. Endlich empfand sie es als ein besonderes Glück, daß sie durch ihn mancherlei im stillen erfuhr, was Heinz Schorlin betraf, und was zu wissen ihr für die Schwester lieb war.

Zwar wäre es vergebene Mühe gewesen, dem treuen und standhaften Biberli auch nur ein Wort abzufragen, das er zu Gunsten seines Herrn besser verschwiegen hätte; er stand ihr aber geduldig Rede, und was er ihr mit gutem Gewissen mitteilen konnte, das hatte er ihr vorhin

vertraut. So war sie denn, als Eva heimkehrte, von allem genau unterrichtet, was den Ritter gestern morgen mit Kummer erfüllt und betroffen.

Teilnehmend war sie der Klage des Dieners über die unerhörte Wandlung gefolgt, die mit Heinz, seit der Blitz ihm das Roß erschlagen, vorgegangen war. Ungläubig hatte sie indes zu der Versicherung Biberlis das Haupt geschüttelt, sein Herr gehe allen Ernstes damit um, wie seine beiden älteren Schwestern im Kloster Frieden zu suchen. Bei der lebendigen Schilderung des Dieners, wie Pater Benedictus die Stimmung seines Herrn verwerte, um ihn der Welt zu entfremden, waren die Zweifel freilich geschwunden. Biberlis Versicherung, er hätte mehrfach mit angesehen, wie auch andere junge Ritter, die mit besonders glücklichem Uebermut in die Welt hinausgestürmt wären, eines Tages wie erschreckt vor sich selbst stehen geblieben wären und sich keinen andern Rat gewußt hätten, als die Rüstung mit der Mönchskutte zu vertauschen, erinnerte sie außerdem an ähnliche Vorgänge in ihrer nächsten Umgebung. Der Diener hatte auch recht mit der Behauptung, den meisten wäre durch Mönche von dem Orden des heiligen Franciscus der Weg ins Kloster gewiesen worden, seit der Name des Mannes von Assisi und die Wunder, die sich an ihn knüpften, auch hier zu Lande bekannt geworden. — Wen, versicherte der erfahrene Bursche, es unmöglich dünke, dem frohgemuten Ritter Heinz einmal in der braunen Kutte zu begegnen, der könnte sich irren.

Die Herausforderung des Ritters Siebenburg und was seinem Herrn sonst mit dem „Schnurrbart“ begegnet war, hatte er geflissentlich verschwiegen; dagegen war er

eifrig genug bemüht gewesen, Els bis ins einzelne von dem Empfange zu berichten, den er bei ihrem Verlobten gefunden. Mit wie warmem Eifer hatte er berichtet, daß Wolff als wackerer Mann, der er sei, auch den leisesten Zweifel an ihrer Standhaftigkeit und Treue, die auch seine Haupttugenden wären, weit von sich weise.

Schon vor dem Besuche des Ritters Schorlin hatte der junge Herr Eysvogel gewußt, was von den Verleumdungen, die ihm allerdings zugetragen worden wären, zu halten. Wie ruhigen, ungetrübten Mutes und hellen Geistes er geblieben, beweise wohl am besten, daß er viele Bogen Papier mit Zahlen bedeckt, die sich alle auf den Stand des Eysvogelschen Handels bezögen. Auch diese Schriften habe er ihm anvertraut, um sie seinem Herrn Vater zu übergeben, und erst nachdem er sich dieses Auftrags entledigt, sei er zu ihr gekommen. Das Beste habe er jedoch wieder, seiner Gewohnheit gemäß, für das Ende verspart; jetzt aber sei es an der Zeit, es ihr zu überreichen.

Damit hatte er eine Rose von geschmiedetem Eisen aus der Bruftöffnung des langen Gewandes hervorgezogen. Sie war Els wohlbekannt; denn sie hatte das Gürtelschloß ihres Bräutigams verziert und schon oft wegen der besonders zierlichen Feinheit der Arbeit ihre Bewunderung erweckt. Was diese Gabe ihr künden sollte, stand auf dem Blatte zu lesen, das sie begleitete, und das folgende kunstlose Reimlein enthielt:

„Das Eisen roh, das Glut und Schläge bogen;
Schau, wie's als Rose uns ergötzt die Sinne.
So bringt, was uns zum Leid die Bösen logen,
Zur vollsten Blüte unsrer Herzen Minne."

Gleich nach der Uebergabe dieses Geschenkes hatte Biberli sich entfernt; denn sein Herr erwartete ihn bei der Heimkehr von dem frühen Spazierritt mit dem Kaiser; Els aber las mit glühenden Wangen wieder und wieder die Verse, die ihr der Geliebte so tröstlich zusang. Wie ein Wunder wollte es ihr erscheinen, daß sie sich auf eins der Worte der sterbenden Mutter bezogen, auf das Schmiedefeuer, dessen die Entschlafene in den letzten Augenblicken im Zusammenhang mit der Zukunft Evas gedacht. — Hier hatte es aus rohem Eisen die schönste der Blumen zu bilden gestattet. Etwas Holderes und Liebenswürdigeres, dachte die Schwester, könnte man freilich aus dem Lieblinge nicht machen. Ob das Feuer aber auch die Kraft besaß, Eva gleichsam vom Himmel auf die Erde zu führen und sie in ein gleichmäßig denkendes und handelndes, thatkräftiges Weib zu verwandeln? Kaum! Und wozu auch? Sie war ja da, um sie zu leiten und ihr die Steine aus dem Wege zu räumen.

Ja, wenn sie dem Kloster entsagte und einen Gefährten fände wie ihren Wolff! Wieder und wieder überlas sie seinen Gruß und führte das teuere Blatt an die Lippen. Am liebsten wäre sie zu der Leiche der Mutter geeilt, um es ihr zu zeigen. Doch da kehrte Eva eben zurück. Sie mußte sich mit ihr dieser schönen Bestätigung ihrer Hoffnung freuen, und als sie mit glühenden Wangen und perlender Stirn vor ihr stand, zog sie sie zärtlich an sich, zeigte ihr, überströmend vor Dankbarkeit, das Geschenk und die Verse des Geliebten und lud sie ein, teilzunehmen an dem großen Glück, das die Nacht ihrer Kümmernis so freundlich erhellte. Und Eva, die sich vor Müdigkeit kaum auf den Füßen zu halten ver-

mochte, gedachte, als Els ihr die Verse Wolffs vorlas, wie die Schwester soeben, der letzten Worte der Mutter. Nicht in eine Rose verwandeln, härter, fester sollte das Schmiedefeuer des Lebens sie machen, und sie wußte auch warum und für wen. Gestern noch hätte sie bei solcher Erschöpfung nichts zurückgehalten, sich nach einigen kurzen Worten, die Els vor Enttäuschung bewahrt hätten, niederzulegen, sich die Kissen von ihr zurechtlegen und sich mit einem erfrischenden Trank erlaben zu lassen; jetzt aber gelang es ihr nicht nur aufmerksam zu erscheinen, sondern auch mit wahrer Teilnahme des Herzens nachzufühlen, was die Schwester so tief beglückte. Und wie schön war es doch, derjenigen, von der sie sonst immer nur empfing, auch einmal etwas zu gewähren.

So vollkommen gelang es ihr, das Ringen gegen die Ansprüche des ermatteten Körpers zu verbergen, daß Els, nachdem sie froh gewahrt, wie treu die Schwester ihre Glückseligkeit mit empfand, fortfuhr, ihr zu berichten, was sie eben vernommen. Und Eva zwang sich, ihr zuzuhören und sich das Ansehen zu geben, als berichtete sie ihr auch mit der wunderbaren Rettung Heinz Schorlins und mit seinem Verlangen nach dem Kloster etwas Neues.

Erst als Els ihr auch das letzte mitgeteilt, bekannte sie der Schwester, daß sie der Ruhe bedürfe, und als diese, erschreckt über ihre geringe Aufmerksamkeit, sie nötigen wollte, sich niederzulegen, that sie es erst, nachdem sie die heimgebrachten Blumen mit Wasser erfrischt. Endlich streckte sie sich mit der Schwester, die so lange des Schlafes und der Ruhe entbehrt, auf dem Lager aus, und wenige Augenblicke später umfing beide der feste, traumlose Schlaf der Jugend, bis Kätterle sie nach einer Stunde weckte.

Beiden pflegten die begünstigten Augenblicke, die beim Erwachen einem festen Schlafe folgen, die besten Gedanken und gesündesten Entschlüsse zu bringen. Als Eva das Schlafgemach verließ, hatte sie, was die letzte Zeit ihr genommen und gegeben, und was die Zukunft von ihr verlangte, klar überschaut und eine bestimmte Antwort auf die große Frage gefunden, die jetzt an sie herantreten mußte. Els wollte, wie der Geliebte, festhalten an ihrer Minne und was sich ihr auch an Hindernissen, besonders aus dem Ehsvogelschen Hause, entgegenstellte, mit unermüdlicher Geduld zu überwinden versuchen.

Schon daheim schmückte Eva die geliebte Leiche mit Blüten, Blättern und Ranken, die der Gärtner gebracht und die sie selbst gesammelt. In der Kirche legte sie die letzte Hand an dies ihrem Herzen teure Werk. Denjenigen Blumen, die der Mutter die liebsten gewesen, gab sie den Vorzug; aber auch die anderen fanden Verwendung. Mit leichter Hand und feinem Sinne für das Ansprechende und Schöne verflocht sie die Kinder des Waldes mit denen des Gartens. Sie konnte sich selbst nicht genug thun, bis jede das rechte Plätzchen gefunden.

Gräfin Cordula hatte sich nicht abhalten lassen, der Einsegnung der Leiche beizuwohnen; indes war ihr unbekannt geblieben, wer ihre Ausschmückung besorgt. Als sie aber dem offenen Sarge in der Kirche gegenüberstand, versenkte sie sich, bevor das Orgelspiel begann, lange in den Anblick der milden, noch im Tode liebenswürdigen Züge der stillen Dulderin, die in ihrem bunt anmutigen Lager, nur von einem leichten Schlummer umfangen, zu träumen schien. Endlich flüsterte sie Els zu: „Wie wunderlieblich! Hast Du das gemacht?“

Verneinend schüttelte diese das Haupt; Cordula aber fuhr wie im Selbstgespräche fort: „Als ob die Hände der Madonna selbst eine schlafende Heilige mit Gartenblumen geschmückt und Engelskinder die Blumen des Waldes über sie hingestreut hätten.“

Da brach Els, der es bisher widerstanden hatte, an dieser Stätte und in dieser feierlichen Stunde zu reden, das Schweigen und unterrichtete Cordula kurz, wer die Mutter so kunstvoll und liebreich geschmückt.

„Eva?“ wiederholte die Gräfin wie überrascht und schaute auf die jüngere Schwester der Freundin, die, da Orgelspiel und Wechselgesang eben begannen, schon die Kniee gebeugt hatte, und fühlte sich von ihrem Anblick lange gefesselt; denn frisch wie eine Maienrose und so rührend schön in der frommen, tiefen Andacht, die ihr ganzes Wesen erfüllte, und in den weißen Trauergewändern, daß Cordula nicht begriff, wie sie ihr jemals hatte gram sein können, schien Eva mit aufwärts gerichtetem Blick in den offenen Himmel zu schauen.

Auf die heilige Handlung vor ihr gab die Gräfin nur wenig acht. Um so aufmerksamer beobachtete sie die E's, wie auch sie die Schwestern gern nannte. Die ältere konnte, auch während der Schmerz sie so heftig ergriff, daß sie aufschluchzen mußte, von der Sorge um die Ihren nicht lassen und schaute bald mit innigem Mitleid auf den Vater, bald mit stillem Weh auf die Schwester. Eva blieb dagegen dem eigenen Herzeleid und der Erinnerung an diejenige, die es verursacht, völlig ergeben. Die anderen schienen nicht für sie vorhanden.

Während ihr aber schwere Thränentropfen über die

Wangen perlten, schaute sie bald der geliebten Leiche zärtlich ins Antlitz, bald mit inniger Bitte auf das Bild der Mutter Gottes. In dem flehenden Blick ihrer großen blauen Augen schien aber der Gräfin ein so offenes Bekenntnis kindlicher Hilfsbedürftigkeit zu liegen, daß das unbändige Mädchen sie am liebsten ans Herz gezogen und ihr zugerufen hätte: „Warte nur, Du holdseliges, mir aufsässiges Waislein. Die Cordula, die Du nicht ausstehen magst, ist immer noch da, und wenn es Dir auch widersteht, etwas Gutes von ihr anzunehmen, wirst Du es Dir doch gefallen lassen müssen. Was gelten mir die Verehrer eines recht armseligen Götzen alle, die sich meine ‚Anbeter' nennen? Um mir die Zeit zu kürzen, braucht' ich nur Fahrende festzuhalten oder gar Minnesänger aufs Schloß zu laden. Und er, nach dem Dir Engelskind das Herz steht? Wär' er nicht ein Narr, wenn er mir Irrwisch vor Dir den Vorzug erteilte? Uebrigens hat der Bauer es leicht, die Wolke, die ihm über dem Acker hängt, dem Nachbar zu schenken. Vor dem Tanze freilich ... Aber was hin ging, ist hin. Nur Boemund, der Altrosen, bleibt sich immer gleich. Auf ihn ist fester Verlaß; doch im Grunde brauchte ich keinen von beiden. Könnt' ich's nur aushalten ohne die freie Luft, den Wald, das Roß und das Weidwerk, ich paßte besser ins Kloster als diese Eva, die ja der Himmel selbst zu einer Wonne für jedes Männerherz schuf. Sehen wir zu, wofür sie selbst sich entscheidet."

Dann gewahrte sie den Ritter Altrosen unter den Anwesenden, und still vor sich hindenkend fuhr sie fort: „Ein ganzer Mann ist er, und wer sich für mich das Haupt so elend zerschlagen läßt, an dem sollt' ich zu

heilen suchen, was sonst noch wund an ihm ist. Vielleicht thu' ich's auch noch."

Solchen Gedanken hing sie nach, bis sie Heinz Schorlin bemerkte, der, von einem Pfeiler halb verborgen, hinter Altrosen kniete.

Von Biberli hatte er erfahren, zu welcher Stunde die Einsegnung der Verstorbenen stattfinden würde, die ihm so viel zu vergeben hatte, und das wackere Herz befahl ihm, sich zu dieser Handlung zu begeben.

Die Ortliebschwestern bemerkten ihn nicht; Cordula aber schüttelte bei seinem Anblick unwillkürlich das Haupt. War dieser ernste Mann, der tief in Andacht versunken, keinem ringsum auch nur einen Blick gönnte, der Heinz, dessen köstlicher Frohmut ihr das Herz erfrischt hatte? Der Lindenbaum, an dem im Herbste die Blätter verdorrten, sah dem im Frühling, wenn die Vögel in seinen Blütenzweigen sangen, ähnlicher, als dieser in sich versunkene Beter dem kecken Heinz von vor wenigen Tagen. So hatte der Kämmerer Wiesenthau, der alte Spottvogel, doch recht gehabt, als er ihr und dem Vater heute morgen erzählte, den munteren Schweizer hätte das Wunder, das an ihm geschehen, wie den Saulus in der Geschrift, im Handumdrehen in einen Paulus verwandelt. Die Kalendermacher rüsteten sich schon, dem heiligen Schorlin einen Tag einzuräumen.

Aber sie hätte doch lieber nicht in das unbändige Gelächter einstimmen sollen, womit der Vater den alten Lästerer für diese Neuigkeit lohnte. Nein! Was dem Ritter begegnet war, mußte ihn tiefer ergriffen haben, als die anderen ahnten.

Vielleicht endete die Minne der kleinen Eva dennoch

damit, daß sie bei den Klarissinnen, Heinz bei den Barfüßlern nach Frieden und nach einer höheren Liebe suchten. Beklagenswert war sie gewiß, wenn die Minne ihr schon so tief ins Herz gegriffen hatte, wie sie wahrgenommen zu haben meinte.

Wiederum füllte das weiche Herz sich ihr mit inniger Teilnahme, und als die Schwestern den Sänften entstiegen, die sie in den Ortliebhof zurückgebracht hatten, und Cordula Eva auf dem Hausflur begegnete, bot sie ihr mit freimütiger Herzlichkeit die Rechte und sagte: „Schlage nur getrost ein, Mädchen. Zwar machst Du Dir nicht viel aus dieser Hand; sie streckt sich aber keinem hin, mit dem es die Cordula nicht wohl meint.“

Ueberrascht that Eva ihr den Willen. Wie offen und gut ihre grauen Augen doch waren! So mußte auch Cordula selbst sein, und einem raschen Antriebe gehorsam, nickte sie ihr mit warmer Freundlichkeit zu und eilte dann, als schämte sie sich ihrer Sinnesänderung, an ihr vorbei und die Treppe hinan.

Für den folgenden Tag war die Seelenmesse in St. Sebald angesagt worden.

Els hatte Eva mitgeteilt, die Gräfin hätte Heinz Schorlin bei der Einsegnung bemerkt. Das that ihr wohl, und sie äußerte ihre Freude darüber so lebhaft und sprach so zuversichtlich von der Minne des Ritters, daß Els sich dadurch beunruhigt fühlte. Aber sie fand nicht den Mut, ihr die Ruhe zu stören. Auch die beiden Schwestern ihres Vaters, die Aebtissin und die Schultheißengattin, sprachen mit Eva noch nicht von der Zukunft, während sie Els halfen, die Sachen der Verstorbenen, die den Armen geschenkt werden sollten, zu ordnen, mit

ihr zu bestimmen, welchen Personen oder Wohlthätigkeitsanstalten sie überwiesen werden sollten und sich von ihr über die Thatsachen Auskunft erteilen zu lassen, die den gegen sie gerichteten Verleumdungen zu Grunde lägen, die sich immer lauter und allgemeiner in der Stadt vernehmbar machten.

Eva empfand diesmal schmerzlich, für wie unfähig, ihnen Beistand zu leisten, die anderen sie hielten, und sich ihnen aufzudrängen, verbot ihr der Stolz. Selbst Muhme Kunigunde würdigte sie kaum einer Frage. Noch schien der Aebtissin eben die rechte Stunde nicht gekommen, das entscheidende Wort mit ihr zu sprechen, und die kluge Frau Christine redete mit der jüngeren Nichte nie von geistlichen Dingen, wenn sie nicht von ihr selbst dazu aufgefordert wurde.

Zu ungewöhnlich früher Stunde sollte die Seelenmesse celebrirt werden; hatte doch eine andere, an der die ganze Stadt und was an Großen, Rittern und Herren zum Reichstage gekommen war, teilzunehmen verhieß, schon vier Stunden vor Mittag zu beginnen. Dem so früh von hinnen gerafften Kaisersohne Hartmann sollte sie gelten.

Bald nach Sonnenaufgang versammelten sich denn auch die Ortliebs, ihr gesamter Anhang, die Mitglieder des Rates mit ihren Frauen und Töchtern und viele Bürger und Bürgerfrauen in St. Sebald.

Noch verschwanden die Anwesenden in dem weiten und hohen dreischiffigen Raume. Anfänglich wollte es auch zu keiner rechten Andacht kommen; denn die frühen Kirchengänger hatten einander mancherlei zu fragen und zuzuraunen, und der Stadtbaumeister besprach, ohne

der lauten Stimme besonderen Zwang aufzuerlegen, mit einem Kölner Kunstgenossen, in welcher Weise das Gotteshaus, das ursprünglich in byzantinischem Stil erbaut war, wenigstens zum Teil dem französischen Spitzbogenstil, der auch in Deutschland, zu Köln und Marburg, so außerordentlich glücklich zur Anwendung kam, angepaßt werden könnte. Sie redeten von dem Ostchore, der einer völligen Neugestaltung bedürfe, von den fehlenden Türmen und der Wirkung des Spitzbogenbaues, der so recht der deutschen Gefühlsweise entsprach, und kamen erst zur Ruhe, als die Musik begann. Jetzt ließ sich auch an der großen Zahl der Anwesenden erkennen, wie viel Liebe die Verstorbene gesät und geerntet.

Vorher hatten auch die Schwestern sich umgeschaut und mit dankbarer Freude den alten Herrn Berthold Vorchtel, den Vater des jungen Mannes, der im Zweikampfe mit Wolff gefallen war, seine Hausfrau und seine Tochter Ursula bemerkt. Dagegen war das Gestühl noch leer, auf dem das Eysvogelwappen prangte. Das bekümmerte und bedrückte Els aufs schwerste; doch atmete sie wieder auf, als — der Introïtus hatte eben begonnen — wenigstens ein Mitglied der stolzen Sippe erschien, der sie sich durch Wolff zugehörig fühlte. — Isabella Siebenburg, die Schwester ihres Verlobten, war gekommen. Daß sie trotz des Ausbleibens der anderen und auch des eigenen Gatten kam, war freundlich, und Els wollte es ihr und ihren Zwillingen gedenken.

Die Musik, die mit herzergreifender Kraft die feierliche Handlung begleitete, griff beiden Schwestern tief in die Seele; als aber schon nach dem „Gloria in excelsis

Deo“ das „cum sancto spiritu“ erscholl, fühlte Eva, die, in tiefe Andacht versunken, längst nicht mehr nach links und rechts schaute, die Hand der Schwester auf ihrem Arme, und als sie ihrem Blicke folgte, sah sie in ziemlicher Entfernung sich schräg gegenüber denjenigen, nach dem ihre Seele verlangte, und der ernste, fromme Ritter dort, er stand ihr noch näher, er gefiel ihr noch besser, als der muntere Gesell, der den Männern so herausfordernd trotzig, den schönen Frauen so minniglich beim Tanze ins Antlitz geschaut.

Wie schnell ihr das Herz schlug, mit wie heißem Verlangen sie den Augenblick ersehnte, an dem er das Haupt erheben und zu ihr herüberschauen würde! Doch wenn er sich einmal regte, so geschah es nur, um der heiligen Handlung und mit ihr dem Kreuzesopfer Christi im Geiste zu folgen.

Da erhob sich in Eva der Vorwurf, daß sie in dieser heiligen, dem Heil ihrer Seele gewidmeten Stunde der Mutter entziehe, was ihr gebührte, und mit aller Kraft suchte sie die verlorene Andacht zurückzugewinnen. Doch der Geliebte saß ihr gegenüber, und ob sie die Augen auch niederschlug, blieb ihr ernstes Bemühen, die rechte Sammlung zu finden, dennoch vergebens.

Da wurde ihr Ringen von dem Beginn des „Credo“ unterbrochen, und während dieses Bekenntnisses, das dem Christen in fester Form vorführt, was ihm zu glauben obliegt, kam ihr der Gedanke, diejenige, deren treue Liebe sie stets sicher und zu ihrem Besten geleitet, anzuflehen, sich an die hohe Fürbitterin, die Königin des Himmels, der Heinz so treu anhing wie sie selbst, zu wenden, daß sie ihr ein Zeichen gebe, ob sie fortfahren dürfe an seine

Liebe zu glauben und ihm Treue zu halten, oder ob sie auf den Weg zurückzukehren habe, der zu einer andern Glückseligkeit führte.

Während des Credogesanges gab sie derjenigen in der Höhe, auf deren Beistand sie hoffte, zu wissen, daß sie, wenn Heinz, bevor das Sanctus, das gleich nach dem Credo angestimmt werden mußte, beendet, zu ihr hinschaute und ihren Blick erwiderte, als sicher annehmen würde, die heilige Jungfrau gestatte ihr, auf seine Minne zu hoffen. Unterließe er es, dann wollte sie es für entschieden annehmen, daß er um der himmlischen Geliebten willen die irdische preisgab und selbst versuchte, von der weltlichen Minne, in der sie doch auch etwas Himmlisches erkannt zu haben meinte, zu lassen.

Und das Credo ging dem Ende entgegen und verhallte, die mächtigen Accorde des Sanctus erfüllten die weite Halle, und mit immer gleicher andächtiger Aufmerksamkeit folgte der Ritter der heiligen Handlung, bei der Brot und Wein sich in der Vorstellung des Gläubigen in den Leib und in das Blut Christi verwandeln und eine bedeutungsvolle, schmerzlose Handlung den blutigen Kreuzestod des Erlösers vertritt.

So wie er — sagte sie sich — hätte sie selbst der Messe folgen müssen, die der Seele ihrer eigenen Mutter galt; doch es wollte ihr nicht mehr gelingen. Dabei war es ihr auch untersagt, frei und oft zu demjenigen hinüberzuschauen, von dessen Bewegungen das Geschick ihres Lebens abhing. Ihr, der Tochter der Verstorbenen, zu deren Gedächtnis sich hier so zahlreiche Mitbürger versammelt, galten gewiß viele Blicke; mancher war vielleicht nur gekommen, um die „schönen E's“ zu sehen.

Sitte und Züchtigkeit verboten ihr darum, Heinz im Auge zu behalten. Nur dann und wann durfte sie verstohlen auf ihn hinzulugen wagen.

Jeder Ton des Sanctus war ihr vertraut, — und als es dem Ende entgegenneigte, hatte er immer noch die gleiche Stellung bewahrt. Die schönste Hoffnung ihres Lebens mußte zu den Blumen der Mutter in den Sarg gelegt werden.

Jetzt begannen die das Sanctus beschließenden Takte. Hatte er auch, seit sie eben verstohlen auf ihn hingeschaut, kaum Zeit gefunden, die Stellung zu wechseln, konnte sie doch dem Verlangen nicht widerstehen, noch einmal — war es auch vergebens — den Blick zu ihm zu erheben. So mochte es dem Angeklagten zu Mute sein, der den Richter aufstehen sieht und nicht weiß, ob er seine Unschuld anzuerkennen oder den Stab über ihn zu brechen gedenkt. Eben erhob der Stadtlautenist, der den Chor leitete, die Hände noch einmal, um sie am Schlusse des Sanctus auf lange Zeit sinken zu lassen, und als sie von ihm aus das Auge dahin wandte, von woher ihr doch wohl nur zu bald das schönste der Rechte abgesprochen werden sollte, rötete ihr plötzlich eine heiße Blutwelle die Wangen; denn voll und hell hatte der Blick Heinz Schorlins den ihren getroffen.

Da preßte Eva, wie um Hilfe bittend, die gefalteten Hände auf die Brust, die sich unter ihnen in stürmischer Bewegung hob und senkte. Und — nein, sie konnte sich nicht täuschen — er hatte sie verstanden; denn aus seinen Augen wogte ihr eine Fülle von Mitleid entgegen, eines Mitleids, so heiß und schmerzlich, wie nur die Liebe es kennt. Dann hatten beide die Augen niedergeschlagen. Als ihre Blicke sich aber wieder begegneten, scholl das Hosianna des Chores wie ein Ruf des Willkommens, den

die erlöste Kreatur dem erwachenden Lenze zujauchzt, ihnen beiden entgegen, und auch in dem tief erschütterten, zur Flucht vor der Welt und ihrer eitlen Lust entschlossenen Ritter schien das Hosianna, das ihm entgegen rauschte, während der Blick der Geliebten den seinen zum zweitenmal traf, die welkende Daseinslust neu zu beleben. Der Ruf, der dem Heiland bei seinem Einzug in Jerusalem Heil fordernd entgegen geklungen, wie ein Gebot der Liebe, das Herzensthor wieder zu öffnen, drang es auf den „Berufenen" ein, und ob er wollte oder nicht, die Minne hielt unter den Feierklängen des Hosianna von neuem fröhlichen Einzug in seine junge Seele. Aber schon bei dem Benedictus wagte er den ersten Versuch, dieser Regung zu widerstreben, und während Eva erst für diese tröstliche Entscheidung dankte und sich dann ernstlich bemühte, den Geist an der heiligen Handlung teilnehmen zu lassen, untersagte sie sich züchtig, zu dem Geliebten hinüber zu blicken, bemühte sich Heinz, die Hoffnungen, die sich seiner zur Entsagung entschlossenen Seele wieder bemächtigten, zu Boden zu ringen.

Doch er fand den Kampf schwerer, als er erwartet, und wie am Schluß der Messe das „Dona nobis pacem" — schenke uns Frieden — angestimmt wurde, fand er es nötig, flehentlich einzustimmen in dies Gebet.

Die Erhörung blieb ihm jedoch versagt, denn auch noch während des Hochamts, das der Seele seines liebsten Freundes galt, und das auch die Ortliebs in der Kirche festhielt, versuchte er nur zu oft dem Blicke Evas wieder zu begegnen; indes stets vergebens. Nur einmal, als das Dona nobis pacem, und diesmal für den Kaisersohn abermals erscholl, begegnete sein Auge dem der Geliebten noch einmal.

Die junge Herzogin Agnes bemerkte, wohin er so häufig schaute; da aber Gräfin Cordula neben den Ortliebs kniete und jeden Blick des Ritters, den sie erhaschte, frisch erwiderte und ihm sogar einmal dabei leise zuwinkte, fand die junge Böhmin das Gerücht, Heinz Schorlin und die Gräfin wären so gut wie versprochen, bestätigt, und das verdroß sie, ja es verdarb ihr die Stimmung für den ganzen eben erst begonnenen Tag.

Als Heinz das Hochamt verließ, erfüllte das Bild Evas ihm Herz und Sinn. Geradeswegs begab er sich aus der Kirche in sein Quartier; dort aber wollte weder Frau Barbara, seine hübsche junge Wirtin, noch Biberli Augen und Ohren trauen, als jene von der Hausflur, dieser vom Nebenzimmer aus, das Klatschen einer Geißel auf menschliche Glieder und lautes Stöhnen vernahm. Beide Klänge waren Bärbel durch ihren Vater und Biberli von der Bußzeit nach seinem Aufenthalte in Paris und von der eigenen Person her vertraut.

Heinz Schorlin hatte sich, gewiß zum erstenmale, selbst gegeißelt.

Auf Rat des Paters Benedictus war es geschehen; doch obgleich er ihn mit solchem Ernste befolgt, daß starke blutrünstige Schwielen ihm noch lange Rücken und Schultern bedeckten, hatte dies Mittel gegen sündige Gedanken das gerade Gegenteil dessen bewirkt, was er davon erwartet; denn so oft ihn die Stellen, an denen die Geißel ihn so hart getroffen, unter der Rüstung schmerzten, erinnerten sie ihn an diejenige, um derentwillen er die Hand gegen sich selbst erhoben, und an den wonnesamen Blick ihrer Augen.



Viertes Kapitel.



In den Tagen, die der Seelenmesse folgten, war es gar still im Ortliebhofe.

Der Burggraf von Zollern, der den tapferen Streitgenossen, dem er die Reichssturmfahne auf dem Marchfelde anvertraut, wenn er dem eigenen stählernen Arme Ruhe zu gönnen gewünscht, immer noch gern in seiner Burg verborgen hielt, hatte Herrn Ernst als künftigem Schwiegervater des jungen Mannes gestattet, ihn aufzusuchen. Jetzt standen beide in lebhafter Verbindung, wie Els hoffte, zum Besten der Eysvogelschen Handlung.

Biberli hörte nicht auf, den Vermittler zwischen ihr und dem Bräutigam zu spielen, ja er konnte ihr jetzt sogar den Löwenpart seiner Zeit widmen; denn zum erstenmale seit er ihm diente, hatte sein Herr sich von ihm getrennt.

Dem Kaiser war hinterbracht worden, welche tiefe Erschütterung die Seele des jungen Ritters erfahren; doch hätte es des für ihn nicht bedurft; denn auch einem weniger scharfen Auge wäre das veränderte Wesen Heinz Schorlins nicht entgangen.

Der edle Mann, der auch als Herrscher die Herzenswärme bewahrt, die ihm als wenig beachtetem Grafen in der Jugend eigen gewesen, hatte den heiteren, treuen und tapfern jungen Landsmann lieb gewonnen, dessen Vater ihm wert gewesen, dessen Mutter er hoch schätzte, der seinem ihm zu früh entrissenen Hartmann der liebste Freund gewesen war.

Er kannte ihn durch und durch und war seiner Entwicklung mit um so wärmerer Teilnahme gefolgt, je mehr ihn mancher Zug, den er an Heinz wahrnahm, an das eigene Wesen und Wünschen in seinen Jahren erinnerte.

Am Hofe Friedrichs II. war auch er nicht immer den Weg der Tugend gewandelt, doch wie Heinz hatte er es nie bis zur Zügellossigkeit kommen lassen und die ritterliche Würde seines Standes noch strenger als dieser gewahrt.

Ebenso hatte er sich zu keiner Zeit von der tiefen Frömmigkeit, die er aus dem Elternhause mit an den Kaiserhof genommen, abwenden lassen, und das war ihm in der Nähe des zur Lästerung auch des Heiligsten geneigten kühnen und geistvollen Hohenstaufen schwerer gemacht worden als Heinz. Endlich hatte auch er sich der Stimmung verfallen sehen, die den frohgemuten Schorlin jetzt in das Kloster zu führen drohte.

Die mächtige Bewegung, die zu jener Zeit infolge des Beispiels und der Lehre des heiligen Franz in Italien so viele Gemüter ergriffen hatte, war damals auch an seiner jungen, durch die Teilnahme an mancher Ausschweifung und mancher von der Kirche verdammten Meinung beunruhigten Seele nicht spurlos vorübergegangen. Bevor er aber auch nur den ersten entscheidenden Schritt

gethan hatte, war er nach Hause gerufen worden. Sein Vater hatte beschlossen, auf dem geweihten Boden Palästinas sich der Gnade des Himmels teilhaftig zu machen, die dem vom Bannfluche getroffenen Kaiser versagt war, und seinen Erstgeborenen Rudolf beauftragt, ihn daheim zu vertreten.

Vor dem Aufbruche vertraute er dem herrlich erblühten Sohne, was er für den großen und wachsenden Besitz seines Hauses erstrebte, und dem würdigen, weitsichtigen Manne gegenüber, den die Unterthanen mit Recht „den Weisen" nannten, hatte der einundzwanzigjährige Rudolf es nicht einmal gewagt, auf den heißen Wunsch hinzudeuten, fürderhin nur noch für das Heil seiner gefährdeten Seele zu leben. Das Pflichtgefühl, das er von Vater und Mutter ererbt und das beide ihm tief in die Seele geprägt hatten, daneben aber auch der Ehrgeiz, der am Hofe Kaiser Friedrichs fleißig genährt worden war, hatten ihm die Kraft verliehen, dem Verlangen, mit dem er den Hohenstaufenhof verlassen, auf immer zu entsagen. Das Opfer war schwer gewesen, doch hatte er es willig gebracht, sobald es seinem ruhig denkenden Geiste zur Gewißheit geworden, daß nicht nur der irdische, sondern auch der himmlische Vater ihm die Aufgabe stellten, die reiche Fülle seiner Fähigkeiten und die hohe Kraft seines Willens der Größe des Hauses Habsburg zu widmen.

Schon im folgenden Jahre war er an die Stelle des Vaters getreten, der zu Askalon, tief beklagt, ein vorzeitiges Ende gefunden.

Bei der schweren Arbeit, die ihm dann die Herrschaft über den eigenen großen Besitz, und das nie rastende Bestreben, ihn gemäß den Wünschen des Verstorbenen und über sie

hinaus zu vergrößern, auferlegten, war ihm keine Zeit geblieben, noch weiter dem Verlangen nach dem Frieden des Klosters Raum zu geben.

Nach seiner Wahl zum Könige hatte sich in dem verwahrlosten, so lange nur von Scheinkaisern regierten Deutschland die Last seiner Pflichten um so gewaltiger vergrößert, je ernster er sie nahm, je schwerer es ihm besonders der böhmische König Ottokar machte, die gewonnene Krone zu behaupten, je eifriger er auch nach dem Siege auf dem Marchfelde, der ihm die Herrschaft sicherte, seine Hausmacht zu vergrößern bestrebt blieb.

Eine bindende Pflicht, eine schwierige Aufgabe sollten auch Heinz Schorlin von den Wünschen abziehen, nach deren Erfüllung seine feurige junge Seele jetzt sicherlich brünstig verlangte, und die — er wußte es — von einem würdigen und beredten Minoriten mächtige Nahrung empfingen.

Rudolfs leiblicher Bruder war als Domherr zu Basel und Straßburg in stillem Seelenfrieden gestorben, seine Schwester fühlte sich als bescheidene Dominikanerin glücklich in ihrem Adelnhausener Kloster, der junge Ritter aber, über dessen Wohl er seiner Mutter zu wachen verheißen und der ihm lieb war, paßte nicht für das geistliche Leben.

Wie ernst er es nach dem Wunder, das für ihn geschehen zu sein schien, mit dem Vorhaben auch meinen mochte, der Welt zu entsagen, — für Heinz mußte früher oder später die Zeit kommen, in der er sich nach ihr und dem Waffenhandwerk, für das er geboren und erzogen, zurücksehnen würde. Sah er aber auch ab von dem Eintritt in den bescheidenen Orden der barfüßigen Bettler, die stolzen Sinnes die Armut ihre geliebte Braut nannten,

und wurde er jung an die Spitze eines Bistums gestellt, dann würde er gewiß zu einem jener streitbaren Prälaten werden, die dem Kaiser, dem jede Halbheit zuwider, nicht ganz Ritter und nicht voll Geistliche zu sein schienen, und mit denen er manchen Strauß ausgefochten hatte.

Widerspruch hätte das Verlangen des jungen Weltflüchtigen nur verschärft. — Sein kaiserlicher Gönner war ihm darum begegnet, als bliebe ihm verborgen, was in seinem Innern vorging. Ohne Umschweif hatte er ihm geboten, mit einigen tüchtigen Fähnlein fränkischer, schwäbischer und schweizer Reisiger, die er seiner Führung anvertraut, die Brüder Siebenburg und ihre Verbündeten anzugreifen und ihre Burgen zu brechen. Wenn möglich, sollte er sie lebend vor den kaiserlichen Richterstuhl führen und dem Eysvogelschen Handlungshause die Güter zurück verschaffen, die ihm geraubt worden waren.

Als Heinz, nachdem Kaiser Rudolf jenen Namen genannt hatte, ihm mit aller Wärme ans Herz legte, die Verfolgung Wolffs einzustellen, verhieß der Herrscher, sobald die rechte Zeit gekommen sei, ihm diesen Wunsch zu erfüllen. Es liege ihm selbst daran, dem tapferen Streiter vom Marchfelde, der schwer gereizt das Schwert gezogen habe, sich gnädig zu erweisen. Als Heinz den Kaiser dann aber auch ersucht hatte, ihm seinen Freund, den Grafen Gleichen, zur Seite zu stellen, war ihm dies Verlangen abgeschlagen worden. Er allein sollte mit voller Verantwortlichkeit das Unternehmen zu Ende führen, an dessen Spitze er stand; denn nur eine schwer wiegende Pflicht, die niemand ihm tragen half, verhieß, ihn alles, was ihn sonst beschäftigte, und damit auch sein neues Sehnsuchtsziel vergessen zu lassen. Außerdem sollte ihm,

kehrte er siegreich heim, Ruhm und Lohn ungeschmälert zu teil werden.

Was den Habsburger selbst auf dem Wege erhalten, den er Heinz wandeln zu sehen wünschte, mochte sich jetzt auch an dem jungen Schutzbefohlenen bewähren: Eine mit schwerer Verantwortlichkeit verbundene anstrengende Thätigkeit, das Gelingen, an das sich die Hoffnung auf weitere Erfolge knüpft, und damit der Ehrgeiz.

Die mit Herzensgüte verbundene weitsichtige Klugheit Kaiser Rudolfs, die die Freunde des ergrauten Herrschers „Weisheit" nannten, hatte gewiß das Rechte für Heinz getroffen; — ihn aber, dem bis dahin jede Gelegenheit, das Schwert für seinen Herrn zu ziehen, wie ein schönes Glück erschienen war, hatte dieser größte und ehrenvollste Auftrag, der ihm bis dahin zu teil geworden war, überrascht und erschreckt. Riß er ihn doch aus der neu betretenen Bahn, auf der er sich, da ihn die Minne, der er nicht abzusagen vermochte, immer wieder in die Welt zurückstieß, noch nicht recht heimisch gemacht, mitten in das Leben und Treiben zurück, von dem sich abzuwenden der Himmel selbst ihm geboten.

Der Minorit hatte schwerlich recht mit der Behauptung, nur die ersten Staffeln an der Leiter, die in die himmlische Seligkeit führt, wären schwer zu erklimmen. Wie schnell war es ihm gelungen, den Fuß auf die ersten Stufen zu setzen; aber jedem Schritte aufwärts war ein anderer gefolgt, der ihn wieder heruntergestürzt hatte; ja, es war ihm rätlich erschienen, gänzlich von dem Bestreben abzusehen, sie zu ersteigen, als der Mönch ihm zugemutet hatte, das Band, das ihn an den Kaiser fesselte, zu zerreißen und dem Herrscher jetzt schon zu erklären, daß er

sich in den Dienst eines Höheren gestellt habe, der ihm befehle, von nun mit anderen Waffen als mit Schwert und Lanze zu streiten.

In diesem Verlangen hatte Heinz eine Aufforderung erblickt, zum Verräter zu werden. Nicht der fromme, erfahrene Seelenführer schien sie ihm an den Jünger, sondern der Welf an den Gibellinen zu stellen, der er zu bleiben gedachte. Die Dankbarkeit war auch eine christliche Tugend, und dem Kaiser, der sich wie ein Vater gegen ihn erwiesen, dem er Treue geschworen und der ihn mit Wohlthaten überhäuft, einen Dienst, und solchen Dienst zu versagen, das konnte keine Gott wohlgefällige That sein. Ein Welf, hielt er dem greisen Freunde vor, könnte er niemals werden. Kaiser Rudolf sei sein lieber Herr, dem er nichts als Gutes verdanke. Ebensowohl könnte man ihm ansinnen, dem leiblichen Vater als ihm den Gehorsam zu kündigen.

Da hatte der Minorit mit strafendem Ernste gerufen: „Was Welf, was Gibelline? Hingabe an den Höchsten oder an die Welt und ihre Forderungen lautet die Frage. Und warum sollte der Himmel das Ansinnen, wie Du es nennst, Gott dem Herrn williger zu gehorchen als dem irdischen Erzeuger, nicht an Dich stellen, an Dich, den die Gnade des Höchsten unter Donner und Blitz vor Tausenden berief, der Seine zu werden? Als Franz, unserem heiligen teueren Vorbilde, dem Sohne des Pier Bernardone, der Vater mit seinem Fluche drohte, wenn er von dem Wege, den der Höchste ihn führte, nicht zu ihm zurückkehren würde, gab Franz ihm alles, was er von ihm empfangen, bis auf das letzte Gewand zurück, und mit dem Rufe: ‚Vater unser, der du bist im Himmel, nicht

mehr Pier Bernardone!' — hatte er die Wahl getroffen zwischen seinem irdischen und himmlischen Vater. Von jenem hätte er in Fülle erhalten, was das Herz des Weltkindes begehrt: Reichtum, Elternliebe und jenen Segen, der Häuser bauen soll auf Erden. Franz aber zog Armut und Verachtung hienieden, ja auch den Fluch des Vaters und den Vorwurf der Undankbarkeit jenen hohen Gaben vor, und was er dafür eintauschte, waren Güter von edlerer Art und längerer Dauer. Du hörtest sie nennen. Sie besitzen, heißt teilhaftig sein der Seligkeit des Himmels. — Und Du," fuhr er laut und zum erstenmale mit befehlshaberischer Strenge fort, „trachtest Du nicht nur zum Spiel nach diesen höchsten der Güter, so begib Dich noch in dieser Stunde auf die Veste und in die Reichsburg, und mit dem Rufe, wenn auch nicht auf den Lippen, so doch im Herzen: ‚Vater unser, der du bist im Himmel, nicht mein gnädiger Herr und Wohlthäter Rudolf!' vertraue dem Kaiser, welchem höheren Gebieter Du Dich gelobtest."

Da war in der Seele Heinz Schorlins ein schwerer Kampf entbrannt, und vielleicht hätte er zu Gunsten der neuen Lebensbahn und des heiligen Franz geendet, wäre Biberli nicht, bevor er zum Abschlusse gelangt war, ins Zimmer gestürzt, um dem Ritter entgegenzurufen: „Seitz Siebenburg, Herr, der Schnurrbart, ist zu seinen Brüdern und dem Absbacher gestoßen, und noch andere, der von Hirsdorf, von Streitberg und wie sie alle heißen, schlossen sich an sie. — Auch vom Maine her, heißt es, erwarteten sie Zuzug, um sich das Recht auf die Straße . . ."

„Gerede oder eine sichere Nachricht?" unterbrach ihn Heinz hoch aufgerichtet mit der umsichtigen Gelassenheit,

zu der er am leichtesten gelangte, wenn eine schwere Gefahr ihn bedrohte.

„So sicher," versetzte der Diener eifrig, „wie der Siebenburg in allen deutschen Landen der größte Schelm ist. Um den Tjost mit ihm, Herr, seid Ihr schmählich betrogen; denn auf den Block statt auf den Hengst kommt er jetzt sicher, wie Ihr voraussaht. Mit Nadeln und Ruten treiben die Damen ihn fort von den Schranken, der Prügel ungerechnet, womit Ritter und Knapp den elenden Lästerer zum Schweigen bringen. O Herr, wenn Ihr wüßtet!"

„Nun?" frug der Ritter gespannt.

Da brach Biberli, ohne des strengen und wiederholten Gebotes seines Herrn, der Ortliebschen Töchter nie wieder vor ihm zu gedenken, weiter zu achten, unwillig los: „Einen Stein möcht' es erbarmen, zu was der Unhold die Jungfrau Eva und die reine und tugendsame andere, die vielgetreue Braut eines wackeren Herrn, machte. Und die Ekelnamen, womit sie die Jungfrauen bedenken, die sonst Jung und Alt mit der Hand am Hute die schönen E's hießen."

Da stampfte Heinz mit dem Fuß auf den Estrich, und außer sich stieß er jäh aufwallend in redlicher Entrüstung hervor: „Daß Gottes Luft und Duft den verleumderischen Schurken verderbe! Die Marter soll mich schinden, wenn ich . . ."

Hier unterbrach ihn ein leiser Warnungsruf des Minoriten, der in den rohen Verwünschungen des Ritters einen bedauerlichen Rückfall erkannte. Heinz aber schämte sich zwar dieser gottlosen Flüche; die frühere Gelassenheit wieder zu finden gelang ihm jedoch mit nichten, während er tief atmend fortfuhr: „Und diese städtischen Gleisner,

die sich Christen nennen und köstliche Dome erbauen mit ihrem Besten, sie entblöden sich nicht — ja, würdiger Pater, so ist es — unseren Herrn und Heiland, der die Liebe selbst ist, und der auch die Ehebrecherin wert hielt seiner Gnade, schnöd zu verleugnen und in teuflischer Bosheit sich die Hände zu reiben, da es ihnen straflos durchgeht, das weiße Gewand der Unschuld zu besudeln, fromme, holdselige Einfalt an den Pranger zu zerren ..."

„Eben weil es so ist, mein Sohn," fiel ihm hier der Mönch begütigend ins Wort, „ziehen wir Jünger des Heiligen von Assisi aus, um den Verirrten zu zeigen, was der Herr von ihnen heischt. Eben darum laß den Staub der Welt hinter Dir, der Leib und Seele besudelt, und geselle Dich zu uns, die es vor Dir thaten, um als einer der Unseren zu besseren, zu lauteren, zu echten Christen zu machen, was in Sünden verdirbt und den Namen Christi so schmählich verunehrt. Noch in dieser drängenden Stunde lege das Schwert aus der Hand und trenne Dich von dem Rosse ..."

„Ich reite, verlaßt Euch darauf, Herr Pater!" brauste Heinz von neuem auf. „Und wie der Engel Michael will ich mit dem Himmelblau der gnadenreichen Jungfrau, das ich liebe, an Schild und Helmzier unter die Siebenburger fahren und was an ihnen hängt. Und Ihr, Herr Pater, der Ihr auch einmal ein Ritter waret, wenn der ‚Schnurrbart' sich mir zu Füßen in seinem Blute wälzt und um Gnade bettelt, — ich werde ihn lehren ..."

„Sohn, Sohn," fiel ihm der Mönch wiederum, und diesmal mit flehend erhobenen Händen in die Rede; Heinz aber achtete nicht seiner Mahnung, sondern wandte sich

an Biberli und sprudelte mit heiserer Stimme hervor: „Und woher hast Du die Botschaft?"

„Von dem Berner Landsmann auf der Veste," versicherte der Diener eifrig. „Der Brandenstein, Schweppermann und Heidenab brachten die Kunde. Am Burgthore, wo er Wacht hielt, nahm der Kaiser sie ihnen ab, bevor er aufs Roß stieg. — Mit eigenen Ohren hörte der Berner, wie er den ritterlichen Boten zurief: ‚So wird die Nuß fein hart, die es unserem Heinz Schorlin zu knacken obliegt.'"

„Und die er aufschlagen wird, ganz nach seinem Herzen!" rief Heinz mit blitzenden Augen.

Dann that er sich Zwang an und rief in gebrochenen Sätzen, während Biberli ihm die Rüstung anzulegen half: „Euer Verlangen, würdiger Pater, ist auch das meine ... Die Welt! ... Je eher ich sie mir vom Halse schaffen darf, um so besser. Doch was Ihr mir am lockendsten zu schildern wißt, das ist die Ruhe in Eurer Mitte, und ich — ich ... Nie und nimmer wird es stille hier drinnen, bevor nicht ..."

Hier stockte er plötzlich, schlug sich mit beiden Fäusten schnell und wiederholt auf die Brust und fuhr eifrig fort: „Hier, Vater Benedictus, hier drinnen erheben sich noch Forderungen, alte und starke, die Ihr auch einmal gekannt haben müßt, bevor Ihr dem Feinde auch die andere Wange botet. Wie ich sie nennen soll, weiß ich nicht recht; doch bevor ihnen nicht Genüge geschah, werd' ich nie und nimmer der Eure ... Ihnen gilt es, Befriedigung schaffen; dann aber, und wenn es mir in Kampf und Blut auch glückt, der Minne zu vergessen, die aufersteht und aufersteht, so oft ich ihr auch den Todesstreich

versetzte, und wenn der Himmel dann noch Verlangen trägt nach dem wunden und glücksarmen Heinz Schorlin, dann soll er ihn haben."

Mit einer stummen Neigung des Hauptes erwiderte der Minorit diese Verheißung. Er fühlte, daß er die Erfüllung seines heißen Wunsches, diese Seele für den Himmel zu gewinnen, vielleicht ernstlich gefährdete, wenn er jetzt weiter in Heinz drang. Geduldig eine gelegenere Zeit abwartend, begnügte er sich jetzt darum, ihn über den Feind und seine Burgen leichthin zu befragen.

Der Tag war heiß, und als Biberli dem Herrn den Gamberon, das starke, gepolsterte Untergewand zunestelte, worüber der schwere, mit Schuppen und Ringen bedeckte Lederpanzer gezogen wurde, drang dem Mönche der Ruf über die Lippen: „Liegt erst hinter Euch, was Ihr noch der Welt als Pflicht zu schulden wähnt, dann werdet Ihr als der Unsere auch dankbar erfahren, wie wohl es thut, mit befreiter Seele in unserer leichten braunen Kutte zu wandeln."

Doch er hätte diese Bemerkung zurückhalten sollen; denn Heinz warf ihm einen Blick zu, der dem Erstaunen Ausdruck gab, sich so falsch verstanden zu sehen und rief mit abweisender Bestimmtheit: „Wenn mich nach etwas in eurer Mitte lüstet, Herr Pater, ist es nicht nach Leichtem, sondern nach dem Allerschwersten. Eure Forderung, mich mit dem Kreuze unseres Erlösers zu beladen, gefällt mir besser."

„Und ich, mein Sohn, glaube, daß dies Wort Dir zu denen geschrieben werden wird, die des Lohnes gewiß sind," versicherte der Mönch und fügte dann gesenkten Hauptes hinzu: „In diesem Augenblicke warst Du dem

Himmelreich näher als der alte Gefährte des heiligen Franz.“

Da nahm er wahr, wie Heinz ungeduldig die Achseln zuckte, und in der sicheren Empfindung, daß es geraten sei, den jungen Ritter einstweilen sich selbst zu überlassen, segnete der Greis ihn nur noch mit väterlicher Wärme und verließ ihn. Hatte der feurige junge Held sich erst der Aufgaben entledigt, die jetzt seine ganze Kraft in Anspruch nehmen mußten, hoffte er ihn geneigter zu finden, sich auf der betretenen Bahn weiter führen zu lassen.



Fünftes Kapitel.



Der Minorit war gegangen. Zu seiner Freude hatte Biberli beim Abschiede bemerkt, daß sein Herr ihn nicht wie sonst zurückzuhalten versuchte. Das Eisen schien ihm jetzt heiß, und den Hammer zu schwingen, meinte er, würde sich lohnen.

Die Gefahr, die Heinz lief, ins Kloster gezogen zu werden, ängstigte ihn tief, und schon mehrfach hatte er gewagt, ihr entgegenzutreten. Das Leben lehrte ihn das kleine Uebel willkommen zu heißen, wenn es einem größeren den Weg verlegte, und die Ehe seines Herrn auch mit èiner viel geringeren als Eva Ortliebin wäre seiner Begünstigung sicher gewesen, wenn sie seinen Schutzbefohlenen nur von dem Verlangen zurückgehalten hätte, der Welt zu entsagen, in die er gehörte.

„In der luftigen Kutte,“ begann er, „schreitet es sich bei solcher Hitze allerdings leichter dahin als in der Rüstung. Das muß dem ehrwürdigen Pater zugegeben werden. Doch der Ritter hat ja, soll es flink gehen, auch das Tanzkleid. O Herr, wie das war, als Ihr mit der süßen Jungfrau Eva im Walzertakte dahinflogt! ‚Seht den Heinz Schorlin, den Tapferen vom Marchfeld und das Engels-

kind, das ihm zuflog,‘ hieß es rings um mich her, wie ich vom Altane aus zusah. Und denken, — ich muß noch einmal davon beginnen — daß jetzt auch ehrbare Leute sich nicht entblöden, mit den Fingern auf sie zu weisen und in die schnöde Afterrede mit einzustimmen, die ein Schelm gegen sie wachrief.“

Da erfüllte Heinz das geheime Verlangen des Dieners, sich nach den E's und was man ihnen vorwarf, ausgefragt zu sehen, — und Biberli schmiedete das Eisen.

Nicht aus Durst, begann er, sondern um sich zu unterrichten, welche Frucht die Höllensaat des Siebenburg und wohl auch die noch schlimmere der Eysvogelschen Weiber gezeitigt, sei er von einer Schenke zur andern gegangen, und da habe er denn Dinge vernommen, die ihm die Faust geballt und ihn im „Roten Ochsen“ zu so heftiger Einsprache gereizt, daß er schneller aus der Gaststube hinaus als herein gekommen.

Darauf berichtete er, ohne allzu weit von der Wahrheit abzuweichen, was den schönen E's in Nürnberg nachgesagt wurde.

Daß im Ortliebhofe Ritter aus dem Gefolge des Kaisers bei einem nächtlichen Stelldichein oder auch beim Einsteigen in die Fenster ertappt worden wären, stand überall fest. Beide Schwestern sollte die Schuld treffen. Gegen Els, die Verlobte des von vielen gern gesehenen Sohnes eines edlen Hauses, richteten sich die schärfsten Pfeile. Daß sie dem Fremden, der ein Böhme, ein Schwabe oder auch ein Schweizer, gewiß aber kein Nürnberger sein sollte, den Vorzug gab, verdoppelte in den Augen der meisten die Schändlichkeit des Fehltritts.

Wo Biberli aber auch nach dem Ursprung dieser

böslichen Nachreden geforscht, war er auf Seitz Siebenburg, auf seine Bediensteten, auf den Kellermeister, einen Knecht oder eine Magd der Eysvogels gestoßen.

Die Vorchtels, die, wie er von Kätterle wußte, den meisten Grund gehabt hätten, den Ortliebs zu grollen, standen diesen Verleumdungen fern.

Der kluge Bursche hatte das Rechte erkannt; denn nachdem Seitz Siebenburg während des Gewitters im Freien umhergeschweift war, hatte er noch einmal seine Gattin zu sprechen versucht. Umsonst! Weder durch Bitten noch durch Drohungen war sie zu bewegen gewesen, ihm die Thür zu öffnen. Indessen war es spät geworden, und halb von Sinnen vor Ingrimm hatte er sich in den „Grünen Schild" zum Herzog von Pommern begeben, um noch einmal das Glück im Spiele zu versuchen. Die Würfel waren dort wieder in lebhafter Bewegung gewesen; doch auch nicht Einer hatte auf seinen Einsatz hin zum Becher gegriffen. Ein beleidigenderes ihm aus dem Wege gehen ließ sich nicht denken, und die Zurückweisung, die ihm auch sonst von den anwesenden Standesgenossen, und ihnen voran von seiten des Herzogs zu teil geworden war, hatte ihm gezeigt, daß man ihn aus diesem Kreise ausschloß.

Das lehrte ihn zu gleicher Zeit, daß er, kam er der Herausforderung des Schweizers nach, von den Schranken zurückgewiesen werden würde. So stand er vor der Unmöglichkeit, einer Ehrenpflicht zu genügen, und dieser furchtbare Gedanke veranlaßte ihn, alles, was die Ehre ihm bis dahin auferlegt hatte, und damit auch ihren Hütern, den Krieg zu erklären.

Wenn man ihn als Räuber und Entehrten behandelte,

wollte er sich als solcher bewähren; — diejenigen aber, die ihn so weit gebracht, sollten es büßen.

Während des Restes der Nacht und am folgenden Tage bis vor Schluß der Thore war er, fortwährend mit dem Becher in der Hand und nur halb seiner Sinne mächtig, von Schenke zu Schenke gewandelt, um den Gästen zu erzählen, was er von den schönen E's wußte, und bei jeder Wiederholung der Anklagen, an deren Berechtigung er nun wieder mit voller Ueberzeugung glaubte, hatte sich sein Haß gegen die Schwestern und diejenigen, die ihre natürlichen Verteidiger und darum seine Widersacher waren, gesteigert. Dazu war, so oft er die alten Beschuldigungen von neuem begann, ein Zusatz getreten, der ihre verleumderische Kraft verschärfte; und als leistete ein geheimnisvoller Bundesgenosse ihm Beistand, begegnete es ihm bald, daß ihm an verschiedenen Stellen die eigenen Erfindungen von anderen, die sie aus dem Munde ihm fremder Leute vernommen haben wollten, gleichsam zurückgebracht wurden. Oft war ihm freilich widersprochen, zuweilen auch heftig entgegengetreten worden; im ganzen aber hatte man ihm williger geglaubt, als es anderen gegenüber geschehen wäre; gestand ihm doch jedermann als Schwager des Verlobten der älteren E das Recht zu, seiner Entrüstung Worte zu leihen.

Bei alledem waren ihm seine Zwillinge oft genug in den Sinn gekommen. Das hätte ihn von diesem nichtswürdigen Treiben zurückhalten sollen; doch der Gedanke, er stehe im Begriff zu rächen, was man der Ehre ihres Vaters und damit auch der ihren angethan, trieb ihn weiter und weiter.

Erst als er nach einem langen Ritte durch den Wald

des Rausches ledig geworden war, sah er seine Handlungsweise im rechten Lichte.

In der Stadt hätte ihn sicher Schimpf und Schande erwartet. Bei den Brüdern würde er gute Aufnahme finden. Sie waren seines Blutes und mußten sein scharfes Schwert willkommen heißen. Seite an Seite mit ihnen wollte er kämpfen und — mußte es sein — sterben.

Eine innere Stimme warnte ihn, gemeinsame Sache mit denen zu machen, die das Haus beraubt, dessen Mitglied er geworden; doch wiederum benützte er die Erinnerung an die unschuldigen Lieblinge, um sein Vorhaben zu beschönigen. Nur ihnen zu liebe wollte er mit den Waffen in der Hand als tapferer Ritter im Bunde mit denen, die für das alte Vorrecht ihres Standes das Leben aufs Spiel setzten, in den Tod gehen. Sie sollten nicht einmal zu ahnen brauchen, daß man ihren Vater vom Turnier ausgeschlossen hätte, sondern in der Ueberzeugung groß werden, er sei als heldenhafter Streiter für die Sache der kleineren Ritterschaft, der er angehörte, und der der Kaiser den Fuß auf den Nacken setzte, gefallen.

Die Gewißheit, die Biberli Heinz Schorlin brachte, daß Seitz Siebenburg denen zugeritten sei, die er zu züchtigen hatte, ließ ihm die Aufgabe, die ihm der Kaiser stellte, in einem neuen, reizvollen Lichte erscheinen; dabei aber griff der Bericht des Dieners, so weit er die Ortliebschen Schwestern anging, ihm tief in die Seele. Er allein trug Schuld an der Schande, die über unschuldige Jungfrauen gekommen. Mit der Vernichtung des Verleumders sühnte er wenigstens einen Teil seines Vergehens. Aber damit war es nicht genug. Gut zu machen

lag ihm ob, was er an den Schwestern verschuldet. Ueber das Wie? ließ sich freilich die Entscheidung jetzt noch nicht treffen; denn während er im Dienste seines Herrn das Richterschwert führte, mußte das alles zum Schweigen gebracht werden, durfte er an nichts denken als den Auftrag, den ihm sein kaiserlicher Wohlthäter und Kriegsherr erteilt, in seinem Sinne zu erfüllen und ihm zu zeigen, daß er gut gewählt, als er ihn mit dem „Knacken der Nuß“ betraut, die er selbst als eine harte bezeichnet. Das Sehnen und Entsagen, die Vorwürfe und Bedenken, die sich ihm in das jüngst noch so leichte Leben gedrängt, hatten es ihm verleidet. Er wollte es nicht schonen. Wenn er aber fiel, war ihm die Möglichkeit genommen, was auch immer für diejenigen zu thun, die durch seine Unbedachtsamkeit den edelsten Besitz, den guten Namen, verloren. Und so oft er sich dies vergegenwärtigte, war es ihm bald, als schaute Eva ihn mit den großen, hellen Augen so vertrauensvoll an wie während der Pause beim Tanze, bald auch, als sähe er sie, wie bei der Einsegnung ihrer Mutter in tiefem Kummer vor dem Altare. Damals hatte Schmerz und Trauer sie nicht wahrnehmen lassen, wie sein Blick auf ihr ruhte, und doch war sie ihm nie begehrenswerter erschienen, hatte es ihn nie leidenschaftlicher gedrängt, sie in die Arme zu nehmen, sie zu trösten und ihr zuzurufen, daß seine Minne sie vergessen lehren sollte, was ihr weh that, daß es ihr bestimmt sei, im Liebesbunde mit ihm neue Glückseligkeit zu finden.

Dies war ihm begegnet, als er eben das Ringen nach einem neuen Leben begonnen. Erschrocken hatte er es dem greisen Wegweiser bekannt und sich der Mittel

bedient, die der Minorit ihm anzuwenden geraten, damit ihm das Vergessen und Entsagen gelinge; — aber immer vergebens. Hätte er sich wie der heilige Franz in einen Dornstrauch gestürzt, aus seinem Blute wären nicht Rosen, wohl aber neue Erinnerungen an diejenige erwachsen, deren junges Lebensglück seine Schuld so jäh und grausam vernichtet.

Um ihretwillen hatte er schon auf der Schwelle der neuen Lebensbahn an seiner Berufung zu zweifeln begonnen und erst wieder Mut gefaßt, als Pater Benedictus, der mit der Aebtissin Kunigunde in Verbindung getreten war, ihm mitgeteilt hatte, Eva sei Wachs in ihrer Hand, und in den nächsten Tagen werde sie die Nichte bestimmen, bei den Klarissinnen den Schleier zu nehmen.

Diese Nachricht hatte tief auf die Seele des jungen Ritters gewirkt. Ging Eva ihm in das Kloster voran so war das einzige starke Band zerschnitten, das ihn an die Welt fesselte, und nichts als das Andenken an die Mutter hinderte ihn mehr, seiner Berufung zu folgen. Dennoch ergriff ihn heftige Empörung, als er von Biberli hörte, die Bosheit der Verleumder würde Eva zwingen, bei den Klarissinnen Schutz zu suchen.

Nein und tausendmal nein! Das Weib, das er liebte, sollte sich vor nichts zu retten brauchen, was ihm, Heinz Schorlin, Wunsch und Wille gut zu machen geboten. Sie und ihre Schwester vor aller Welt so rein darzustellen, wie sie in seiner Vorstellung lebten, mußte ihm gelingen, sei es im Turnier durch die schärfste Herausforderung eines jeden, der sich weigerte anzuerkennen, daß sie beide von allen Damen auf Erden die sittsamsten und reinsten, und Eva zugleich die liebenswerteste und

schönste, sei es endlich auch durch das weithin sichtbare Eintreten des Kaisers oder der Frau Burggräfin für die unschuldig verfolgten Schwestern, nachdem er den erhabenen Gönnern die volle Wahrheit bekannt.

Als Biberli ihn aber auf das sicherste Mittel hinwies, den gefährdeten Ruf der Geliebten wieder herzustellen, und ihn sich zu vergegenwärtigen bat, wie viel schöner ihr der weiße Brautschleier stehen würde, als die Trauerriese,*) gebot er ihm zu schweigen.

Das Wunder, das für ihn geschehen war, verbot ihm, nach Glück und Freuden hienieden zu trachten. Es hatte ihm vielmehr die Augen öffnen und ihn anhalten sollen, von dem Wege zu lassen, der in die ewige Verdammnis führte. Auf das Himmelreich und seine Seligkeit wies es ihn, und sie war nur durch harte Entsagung und das Miterdulden jedes Leids zu erkaufen, das der Heiland auf sich genommen. Aber eine Ehre konnte er dennoch jetzt schon der Jungfrau erweisen, zu der es ihn so mächtig hinzog und deren Lebensglück durch seine Schuld vernichtet zu werden drohte. Mit ihrer Farbe an Helm und Schild wollte er, hatte er erst in Schwabach die ganze Streitmacht um sich versammelt, in den Kampf ziehen. Die Himmelskönigin würde ihm nicht zürnen, wenn er ihr lichtes Blau trug, um an der frommen und reinen Eva, die ihr sicherer angehörte als er selbst, gut zu machen, was ihr durch tückische Bosheit zugefügt wurde.

Die Freunde Heinz Schorlins hatten nach allem, was ihn betroffen, seine veränderte Stimmung erklärlich gefunden; der junge Graf Gleichen, der ihm am nächsten

*) Riese. Schleierartiges Kopftuch von feiner Leinwand.

stand, schaute sogar seit seiner „Berufung“ wie zu einem Geweihten zu ihm empor.

Sein längst ergrauter Vetter, der Ritter Arnold Maier von Silenen, war ein frommer Mann, dessen eigener Sohn sich als Benediktiner zu Engelberg glücklich fühlte. Das Zeichen, womit der Himmel Heinz seinen Willen zu erkennen gegeben, hatte tief auf ihn gewirkt, und wenn er ihn auch lieber auf der schön begonnenen Laufbahn hätte fortschreiten sehen, wäre es ihm doch gottlos erschienen, ihn der Berufung zu entziehen, deren der Höchste selbst ihn gewürdigt. Er ließ ihn also gewähren und sandte mit dem nächsten Eilboten einen Brief an Frau Wendula Schorlin, die Mutter des jungen Vetters, in dem er ihr mit Vorwissen, ja im Auftrage des Neffen erzählte, was ihren Sohn betroffen, und sie ersuchte, ihn nicht zu verhindern, der Berufung, deren ihn Gott würdig gehalten, Folge zu leisten.

Biberli schrieb indes der Mutter seines Herrn und Schutzbefohlenen in anderem Sinne und ließ nicht ab, Heinz seine wahre Meinung zu erkennen zu geben und zu versichern, daß er mit dem Schwerte am Gehäng und in der Hand auf den Streithengst, und nicht mit dem Rosenkranze am Lendenstrick in das Kloster gehöre.

Das hatte Heinz verdrossen, ja ihn ernstlich gegen den treuen Gesellen aufgebracht, und als er jetzt gewappnet und gespornt sich anschickte, das Roß zu besteigen, um die letzten Weisungen seines kaiserlichen Herrn zu empfangen, und Biberli ihn frug, auf welchem Gaule er ihm zu folgen habe, erklärte er ihm kurz, er würde diesmal ohne ihn reiten.

Als Heinz aber gewahrte, daß die Augen des „treuen

und standhaften" Gefährten bei dieser Erklärung feucht wurden, hatte er ihm über die Kappe mit dem bedeutungsvollen St gestrichen und freundlich gesagt: „Darum, mein Biber, bleibt zwischen uns doch alles beim alten, bis ich meiner Berufung folge und Du Dir mit Deinem Kätterle das eigene Nest baust."

So war Biberli denn in Nürnberg geblieben, während Heinz Schorlin, nachdem der Kaiser ihn mit freier Vollmacht väterlich gütig entlassen, sich aufgemacht hatte, um an der Spitze seiner Fähnlein, als ihr oberster Befehlshaber, gegen die Siebenburgs und ihre Kampfgenossen ins Feld zu ziehen.

Nur bis vor die Stadt war es dem Diener gestattet worden, ihn zu begleiten.

Vor dem Spitalthore hatte Gräfin Cordula, obgleich sie von einem Ritt ins Freie heimkehrte, den mutigen Scheckenhengst gewandt und sich ihm so zutraulich angeschlossen, als gehörte sie zu ihm. Heinz, der am liebsten allein geblieben und dem jeder andere Begleiter willkommener gewesen wäre, gab ihr dies deutlich genug zu erkennen, sie aber schien es nicht zu bemerken und ließ während des ganzen weiteren, gemeinsamen Rittes der Zunge freien Lauf und schilderte ihm, wie oft er sie auch unwillig unterbrach, mit immer wärmerer Lebendigkeit, was durch seine Schuld über die Ortliebschwestern gekommen. Dabei entwarf sie von der stillen Kümmernis Evas ein so rührendes Bild, daß es Heinz bald drängte, ihr zu danken, öfter aber noch, sie von den Kriegsknechten fortführen zu lassen; war er doch mit dem Wunsche, die Zeit der Fahrt zwischen frommen Betrachtungen und dem Nachdenken über die Anordnung des Feldzuges zu teilen, in den

Sattel gestiegen. Was konnte ihm unwillkommener sein als die zudringliche Gesprächigkeit der Gräfin, die ihm Herz und Sinn mit Vorstellungen und Wünschen erfüllte, die sein Vorhaben am schwersten zu beeinträchtigen drohten.

Cordula bemerkte sehr wohl, wie unwillig er ihr zuhörte. Ja, als Heinz immer deutlicher und zuletzt sogar in beinahe verletzender Weise zu erkennen gab, wie wenig genehm ihre Begleitung ihm war, steigerte dies nur die Lebendigkeit ihrer Rede, die ihr die Wirkung nicht ganz zu verfehlen schien, die sie zu Evas Gunsten auf ihn üben sollte. So blieb sie ihm denn länger zur Seite, als sie anfänglich beabsichtigt hatte. Auch kehrte sie nicht um, als ihnen die junge Herzogin Agnes begegnete, die mit ihrem Gefolge bei der Heimkehr von einem Spazierritt der Stadt entgegentrabte.

Der Böhmin war bekannt geworden, daß Heinz zu dieser Stunde dem Feinde durch das Spitalthor entgegenreiten würde, und die Begegnung mit ihr hatte ihm wie ein gutes Vorzeichen erscheinen sollen. Ihm einen wohlgemeinten Segenswunsch mit auf den Weg zu geben, war ihr ein angenehmer Gedanke gewesen. Zwar hielt sie trotz der Anwesenheit Cordulas nicht mit ihm zurück, ihre Gegenwart störte sie aber dennoch, und es verdroß sie, die Gräfin wiederum an der Seite Heinz Schorlins zu finden.

So deutlich gab sie ihr dies denn auch zu erkennen, daß ihre italienische Hofmeisterin und Lehrerin im Gesange, das schon stark verblühte Fräulein Caterina de Celano, sich veranlaßt sah, die Sache der Gebieterin zu der ihren zu machen und die Gräfin höhnisch frug, ob sie auch das Brenneisen mit sich führe.

Doch Cordula gab ihr Anlaß, sich in die Lippe zu beißen, als sie schnell versetzte: „O nein! Die Bosheit begegnet einem zwar auf allen Wegen, in Deutschland rauft man sich jedoch nicht gleich das Haar über jedes giftige und seichte Wort auf der Straße."

Damit wandte sie sich von ihr ab, bis die Herzogin Heinz Lebewohl gesagt, und ritt dann mit ihm weiter; die junge Böhmin aber rief, sobald ein Stück Weges zwischen ihr und der Gräfin lag: „Vor diesem unangenehmen Mannweib muß man Ritter Schorlin sicher zu stellen suchen."

„Und die lieben Heiligen werden das gute Werk fördern," versicherte die Italienerin; „denn sie selbst haben ein besseres Anrecht an den liebenswürdigen Ritter. Wie ernst er wieder dreinsah! Gebt acht, Hoheit, er folgt, wie neulich mein Vetter, der flinke Frangipani, den Spuren des Heiligen von Assisi."

Da brauste die junge Herzogin mit kindlicher Widersetzlichkeit auf: „Doch er soll und darf nicht ins Kloster! Der Kaiser ist gleichfalls dagegen, und das laute Wesen der Montfort ist auch ihm nicht genehm. Wir wollen doch sehen, Caterina, ob ich nichts und gar nichts vermag."

Hier stockte sie; denn sie hatten das Dorf Röttenpach wieder erreicht, und vor dem neu erbauten Kirchlein stand der Pfarrer mit dem Vorstand der Gemeinde, und die Kinder des Ortes streuten ihr Blumen auf den Weg. — Da brachte sie den Araber zum Stehen, ließ sich aus dem Sattel helfen und besichtigte mit leutseliger Gnade das neue Gotteshaus, den Stolz der Gemeinde.

Auf dem Heimweg sprang dicht hinter dem Dorfe ihr Roß wiederum scheu zur Seite. Vor einem alten

Minoritenpater, der sich unter einem Holzapfelbaume an der Straße niedergelassen, hatte das Tier sich erschreckt.

Es war Pater Benedictus, der sich früh aufgemacht, um Heinz zuvor zu kommen und ihn im Nachtquartier durch seine Anwesenheit zu überraschen. Doch er hatte seine Kraft überschätzt und war so langsam vorwärts gekommen, daß Heinz und seine Reisigen, vor denen er sich hinter einem staubigen Weißdorngebüsche verborgen, ihn nicht wahrgenommen hatten. Von Schweinau an war ihm das Wandern schwer geworden, zumal es gegen den Sinn des Heiligen gewesen wäre, sich eines Stabes zu bedienen. Mancher mitleidige Bauer, mancher Müllerknecht und Fuhrmann hatte ihm den Rücken seines Tieres oder einen Sitz auf dem Wagen und Karren angeboten; er war indes, ohne sich ihr freundliches Anerbieten zu nutze zu machen, mit den nackten Füßen weiter geschritten.

Vielleicht war diese Wanderung seine letzte; auf ihr aber wollte er das Wort einlösen, das er dem sterbenskranken Meister gegeben, dem Gebote des Heilands, das Franz von Assisi zu seinem eigenen und zu dem seines Ordens gemacht, gehorsam, hinzugehen, um zu predigen und zu sprechen: „Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen."

„Umsonst," hieß es, „habt ihr es empfangen, umsonst gebet es auch." An irdischen Lohn dachte er nicht, um so heißer dürstete es ihn nach dem frohen Bewußtsein, eine Seele dem Himmel gewonnen zu haben.

Wie einst der Heilige ihn, so hatte er Heinz lieben gelernt, und er gönnte ihm die Glückseligkeit, die ihm, dem Achtziger, im Alter des Ritters zu teil geworden. Wie lange war es ihm vergönnt gewesen, sich ihrer zu

freuen! In den letzten Jahrzehnten freilich hatte sie manche Trübung erfahren.

Viel Schweres war ihm schon im Dienst seiner heiligen Sache gelungen; je größer aber das Opfer gewesen, das er gebracht, desto köstlicheren Seelenlohn hatte er geerntet. O, wenn diese Wanderung ihm doch das Gelübde Heinz Schorlins, seinem Heiligen und mit ihm dem Heiland nachzufolgen, einbringen wollte! Wenn es ihm dann doch auch noch vergönnt war, mit der Hand des teueren geretteten Jünglings in der seinen diese Welt mit der ewigen Seligkeit zu vertauschen!

Die Erde bot ihm nichts mehr; denn er, der zu den Führern seiner Brüderschaft gehörte, sah sie bekümmert abweichen von den Bahnen ihres Stifters. Die Armut, die dem Leibe die Freiheit sichert, die von Sorgen dieser Welt und von der Last des Besitzes nichts weiß, die der Seele gestattet, fessellos hoch über dem Staube die Schwingen zu regen, sie, die die himmlische Braut des heiligen Franz gewesen, ihr brach man in vielen Kreisen seiner Brüder die Treue. Mit dem Besitze hatte sich das Wohlleben und das Trachten auch nach weltlichem Einfluß in manches Kloster geschlichen. Die Arbeit, die der Heilige seinen Jüngern empfohlen, wiesen viele von sich ab, und neuen Wein, der ihm, Benedictus, nicht mundete und den der Heilige als Gift weit von sich gewiesen hätte, sah er vielfach die alten Krüge füllen. Er war nicht mehr jung und stark genug, um seinen Kummer und Unwillen wie ein reinigendes Gewitter in diese Mißbräuche fahren zu lassen.

Aber Heinz Schorlin!

Wenn er, der an Geist und Körper gleich schön

begabte, edel geborene Jüngling, den der Himmel mit Blitz und Donner zu sich berufen, aus reiner Ueberzeugung mit einem Herzen voll jugendlicher Begeisterung sich seiner heiligen Sache hingab, wenn Heinz, von ihm eingeweiht und sich voll bewußt der wahren Absichten des Meisters, der ja auch ungelehrt und nur reich an Wissen des Herzens seine folgenschwere Laufbahn begonnen, sich als furchtloser Streiter zu dem Willen des Heiligen bekannte, dann war der Ritter Georg gefunden, der den Drachen zu töten und wenigstens in den Klöstern Deutschlands aus seinem Blut neues Leben zu erwecken berufen, — dann stand dem Orden vielleicht das neue Erblühen bevor, das er ihm wünschte. Aus den Kreisen des geringeren Volkes empfing er größtenteils seine Ergänzung. Das Beispiel des Ritters Schorlin führte ihm vielleicht auch, als veredelndes Element, die Söhne seiner Standesgenossen zu.

Darum zog er, in Schweiß gebadet und oft dem Zusammenbrechen nahe, Heinz durch den Staub der Landstraße nach.

Manchmal aber, wenn die Kraft ihm erlahmte und er sich am Wege niederließ, um Atem zu schöpfen, gewann das Leben seiner Seele einen höheren Schwung.

Nachdem Heinz an ihm vorbei geritten war, ohne ihn zu bemerken, hatte er die Wanderung fortgesetzt, bis ihm die Füße so schwer geworden waren, daß er sich gezwungen sah, sich hart am Wege niederzulassen. Da war es ihm gewesen, als trete ihm der Heiland selbst entgegen. Liebreich schaute er ihm ins Antlitz und wandte sich dann ab, um, Benedictus wußte nicht wem, in der Höhe zu winken. Da wichen plötzlich die Wolken, die den Himmel bedeckt hatten, auseinander, und es war dem rastenden Greise,

als vernähme er das Lied, das der Troubadour der von der Liebe zu Gott ergriffenen Seele, das sein Freund und Meister seinem Heilande zugesungen hatte. Aus dem Munde seiner Engel in der Höhe mußte es kommen; ihn aber drängte es, mit einzustimmen. Zwar drang über seine alten Lippen, wie eifrig sie sich auch regten, kein Ton, er wähnte aber dennoch mit teilzunehmen an diesem dem Erlöser, dem Urquell aller Liebe, gewidmeten Minnegesang der Seele, die ihrem Heiland in schwärmerischen, herzverzehrenden Liebesflammen entgegenloderte.

„In Glut mich Liebe senkte,
Mein Bräut'gam jung erblühend,
Als er den Ring mir schenkte,
Das Lamm, in Liebe glühend,
Den Stahl ins Herz mir senkte,"

begann der feurige Gesang, und eine verzehrende Sehnsucht nach dem Tode und dem geliebten Heiland, dessen Gestalt in dem Flammenmeere, das vor seinen weit geöffneten Augen wogte, verschwunden war, ergriff ihm die Seele, als er den zweiten Vers anhob:

„Mein Herz brach qualentbronnen,
Der Leib sank hin zur Erde,
Der Pfeil der Liebeswonnen
Mit Glut mich ganz verzehrte."

Mit heißen Wangen, der Welt und was ihn umgab völlig entrückt, hob er die Arme gen Himmel; plötzlich aber sanken sie ihm nieder. Auffahrend fuhr er mit der Hand über die geblendeten Augen und schüttelte wehmütig das Haupt. Statt des Engelgesanges hörte er näher und näher kommenden Hufschlag. Der geöffnete Himmel hatte sich geschlossen, — als ein armer, erschöpfter

Mensch lag er mit heiß glühender Stirn am Saume der Straße.

Herzogin Agnes ritt, nachdem sie das neue Kirchlein zu Röttenpach besucht, auf dem Heimwege nach Nürnberg an ihm vorüber.

Weder sie noch ihr Gefolge achteten des alten Mönchs. Nur die Italienerin, die sein edel geformtes Greisenantlitz mit den immer noch feurigen Schwärmeraugen, schon als sie vorhin an ihm vorübergeritten war, angezogen hatte, schaute sich neugierig nach ihm um. Dabei begegnete ihr Blick dem seinen, und die faltigen Züge des Minoriten gewannen einen gespannten, fragenden Ausdruck. Es drängte ihn, sich zu erheben, um zu fragen, wer die Schwarzäugige neben der Herzogin sei. Doch bevor es ihm gelang, sich aufzurichten, war der Reiterzug schon vorüber.

Beunruhigt, kaum mehr fähig, den einen wunden Fuß vor den andern zu setzen, schleppte er sich weiter.

Vor Röttenpach begegnete ihm ein Page der Herzogin, der an der Schmiede des Dorfes zurückgeblieben war und der Gebieterin nachritt. Pater Benedictus rief ihn an, und der Knabe, dem der greise Mönch Ehrfurcht einflößte, stand ihm Rede und gab ihm zu wissen, die Dame auf dem Rappen mit der Bläße an der Stirn sei die italienische Hofmeisterin seiner Herrin, das Fräulein Caterina de Celano.

Da wich dem Minoriten das Blut aus den in Fieber glühenden Wangen, und der Page schickte sich schon an, aus dem Sattel zu springen, um ihm Beistand zu leisten; er aber wehrte ihm ungeduldig und zwang sich mit dem Aufgebot seiner ganzen Willenskraft, weiter zu wandern.

Eben noch hatte er sich am Herzen der ewigen Liebe

glückselig gefühlt, jetzt aber änderte sein Antlitz den Ausdruck, und Ingrimm blitzte ihm aus den dunklen, tiefliegenden Augen.

Das welkende Fräulein neben der Herzogin trug den Namen der Frau, deren Treulosigkeit ihn zuerst veranlaßt, im Frieden des Klosters Ruhe und Vergessenheit zu suchen, die ihn dahin geführt, ihr ganzes Geschlecht zu verabscheuen.

Die Enkelin, eine Tochter oder Nichte des Weibes, das ihn so schmählich betrogen, mußte die Reiterin sein. Wie ähnlich sah sie der Verräterin, doch verstand sie es weniger gut, ihre wahre Gesinnung zu verbergen; denn er hatte etwas Hämisches in ihren alternden Zügen bemerkt. Der Groll, den er lange überwunden zu haben meinte, wurde wieder in ihm lebendig. Hätte er ihr doch nacheilen und ihr ins Gesicht rufen können ... Was denn? Welche Schuld trug die Reiterin an der Treulosigkeit einer andern, die sie vielleicht gar nicht kannte?

Aber er wollte ihr dennoch nach.

Das fiebernde Blut trieb ihn vorwärts; doch der erschöpfte, schmerzende alte Leib versagte ihm den Dienst. Noch ein gewaltsamer Anlauf, und vor den Augen sprühten ihm Funken, die Lippen netzten sich ihm mit Blut, und röchelnd sank er zusammen.

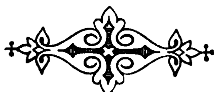
Nach einiger Zeit gelang es ihm, sich bis an den Rand der Straße zu schleppen. Dort blieb er liegen, bis ein Nürnberger Fuhrmann mit seinem Viergespann daherkam, ihn unter Beistand des Stallknechts auf den Wagen hob und mitnahm.

In Schweinau wurde dem Leidenden das Stoßen

des Wagens unerträglich, und der Fuhrmann erfüllte gern seinen Wunsch, ihn zu dem Siechenhause zu führen, in dem verstümmelte und wund gefolterte Verurteilte Pflege fanden.

Dort sah man ihm indes sogleich an, daß er nicht in dies dem verbrecherischen Unglück gewidmete Haus gehörte, und die freundlichen Beghinen von Schweinau nahmen ihn bei sich auf.

Auf der Fahrt hatten Leib und Seele des Greises gleich schwer gelitten. Wie ein Verrat an ihm, wie eine Zurückweisung seiner frommen und reinen Absichten war es ihm erschienen, daß der Himmel selbst ihm den Weg verlegte, auf dem er sich müde wanderte, um ihm eine Seele zu gewinnen.



Sechstes Kapitel.


ie Beisetzung des prächtigen Sarges Frau Maria Ortliebs unter dem Pflaster der Kapelle ihres Geschlechtes war vorüber. Die geringe Zahl der Teilnehmenden hatte die Kirche verlassen. Nur der Witwer war mit seinen Töchtern in der Kapelle zurückgeblieben, und da er sich selbst von den wenigen ungesehen wußte, die noch außer ihm und den Seinen im Gotteshause weilten, schloß er die Mädchen mit verhaltenem Schluchzen ans Herz.

So tiefen Jammer, so schwere Seelennot meinte er noch nie erfahren zu haben. Es war ihm nicht einmal vergönnt worden, von der geliebten Gefährtin in reinem Schmerz Abschied zu nehmen; denn bitterer Groll hatte sich ihm in den Kummer gemischt.

Nach dieser Beisetzung mit den Töchtern allein im eigenen Hause zu bleiben und ihren Fragen zu begegnen, schien ihm unmöglich.

Die Sitzung des Rates, die bald beginnen mußte, diente ihm zum Vorwand, sich von den Töchtern zu trennen. Was ihm eben angethan worden war, hatte Eva verschuldet, aber er wußte aufs genaueste, was sich mit dem unerfahrenen Mädchen und Heinz Schorlin

zugetragen, und darum auch, wie gering ihre Schuld war. Sie zu tadeln erschien ihm gleich schwer, wie sich gelassen mit ihr und der verständigen Els zu besprechen, was unter den obwaltenden Umständen zu thun sei; stand es doch ohnehin bei ihm fest, daß Eva jetzt nichts übrig blieb, als ungesäumt den Schleier zu nehmen, nach dem es sie ja von Kind an verlangte. Die Aebtissin Kunigunde, seine Schwester, hielt ihr die Thore des Klarissinnenklosters offen. Sie hatte den Mädchen versprochen, sie daheim zu erwarten. Beim Abschied bat er die Töchter nur, nicht auf ihn zu warten, weil der Rat nachher über das Schicksal der Eysvogelschen Handlung entscheiden würde und die Sitzung lange dauern könnte.

Da schaute ihm seine Els mit einem so dringlich flehenden Blick in die Augen, daß er ihr gerührt zunickte und im Tone des innigsten Bedauerns anhob: „Ich hülfe Deinem Wolff ja mehr als gern, liebes Mädchen; er bekannte Dir ja aber schon selbst, wie es steht. Was frommte es, wenn ich mich und euch mit mir für die Eysvogels und ihr morsches Haus zum Bettler machte? Hart bleiben gilt es jetzt, um Wolff und Dir, Els, später den Weg zu ebnen. Könnte Berthold Vorchtel sich entschließen, gemeine Sache mit mir zu machen, so stünde es anders; doch gerade er rief den Rat als Kläger zusammen. Und wenn er es ist, der den wankenden Bau zu Fall bringt, wer kann's ihm verdenken? Aber wie es auch kommt. Was ich verständigerweise für die Unglücklichen thun kann, das wird geschehen, mein Mädchen."

Damit küßte er der älteren Tochter die Stirn, gewährte der jüngeren eilfertig das gleiche und verließ die Kapelle. Els aber hielt ihn zurück und raunte ihm zu:

„Was uns hier zugefügt ward, laßt es Euch nicht zu nahe gehen, Herr Vater. Es galt weder ihr, deren Frieden nichts mehr stört, noch Euch. Wir allein sollten . . .“

„Euch freilich,“ fiel ihr Herr Ernst bitter ins Wort, „wollten sie zu fühlen geben, wie hoch erhaben sie sich in ihrer Tugend über euch dünken, die ihr besser und reiner seid als sie alle. Richte nur auch Eva den Mut auf! Ich sprach schon mit dem Ohm Schultheiß und der Muhme Christine. Ihr zogt sie ja selbst ins Vertrauen, — und gemeinsam wollen wir zusehen, wie man der Schlange aufs Haupt tritt.“

Damit entfernte er sich, Els aber kehrte zu der Schwester zurück, und nach einem kurzen Gebete verließen sie gesenkten Hauptes die Kirche.

Draußen warteten ihrer die Sänften. Jede wurde einzeln nach Hause getragen; beide aber zogen, trotz des hellen Sommerwetters, die Vorhänge zu, um ungesehen zu weinen und sich zu fragen, wie der Verstorbenen und ihnen selbst dergleichen hatte angethan werden können.

Glänzend war bei Hoch und Gering die Achtung vor dem Namen Ortlieb zur Geltung gekommen, als man die Leiche seines in der Schlacht gefallenen Sohnes in der Kapelle seines Geschlechtes beigesetzt hatte. Und die Mutter? Wie so manchem war sie wert und teuer gewesen, wie vielen hatte sie Gutes, Liebes, Freundliches erwiesen, wie groß war die Teilnahme der ganzen Stadt bei ihrer Erkrankung gewesen, und wie viele aus allen Ständen hatten sich zu der Seelenmesse eingefunden. Und nun bei der Bestattung, die eben vorüber?

Die Ehrbaren vom Rate waren freilich um des Vaters willen vollzählig erschienen; von ihren Frauen aber kaum

die Hälfte. — Von ihren Töchtern — Els hatte sie gezählt — im ganzen nur neun, und darunter nur drei, die sie ihre Freundinnen nannte. Die anderen waren doch wohl nur aus Neugier gekommen. Und das Volk: die Handwerker, die geringen Leute, die in unabsehbarer Menge den Sarg des Bruders zur Ruhe begleitet und bei der Seelenmesse das weite Schiff von St. Sebald gefüllt hatten? Ein dünnes Häuflein war es gewesen. Nur die Klarissinnen hatten sich bis auf die letzte Laienschwester eingefunden. Sie waren freilich der Mutter zu großem Danke verpflichtet und ihre Aebtissin die Schwester des Vaters. Sonst hatte es nur wenige Frauen zu sehen gegeben, außer den alten Weibern aus den Spitteln und Kinderstuben, die nirgends fehlten, wo es zu weinen gab oder zu lästern. Beim Gang durch das Kirchenschiff in die Kapelle waren die Schwestern an einer Gruppe von jüngeren Gesellen und Mädchen vorbeigekommen, die sich einander in so verletzend unehrerbietiger Weise angestoßen und allerlei zugeflüstert hatten, daß Els bemüht gewesen war, Eva so schnell wie möglich an ihnen vorbei zu ziehen.

Ihr Wunsch, die empfindlichere Schwester möge die häßlichen Geberden und kränkenden Worte der grausamen Buben und Dirnen nicht bemerken, war in Erfüllung gegangen. Freilich fühlte auch Eva mit lebhafter Entrüstung, daß ihrer geliebten Verstorbenen viel zu geringe Ehre widerfahren, daß die verblendeten Leute den Verleumdern glaubten, die ihrer Els noch weit Schlimmeres nachsagten als ihr selbst, und die arme Mutter, die wie eine Heilige gelebt und gelitten, hatten büßen lassen, was sie den Töchtern vorwerfen zu dürfen meinten; der Spott und die Verachtung aber, die dem Vater und der Schwester

von mehr als einer Seite her in mancherlei Gestalt sich aufgedrängt hatten, waren ihr völlig entgangen. Zu einem eigenen, von den Anforderungen der Welt abgesonderten Denken und Empfinden hatte sie sich von früh an selbst erzogen. Worauf ihr Geist oder Gemüt sich richtete, das erfaßte sie ganz; hier aber war sie von der letzten stillen Rücksprache mit der Entschlafenen in Anspruch genommen worden, und ein Blick auf die in der Kirche Versammelten hatte ihr alles gezeigt, was sie von ihrer Umgebung zu wissen begehrte.

Heinz war schon vorgestern ins Feld gezogen. Auch ihm hatte ihr stummes Zwiegespräch gegolten. Wie machte er es ihr doch so schwer, festzuhalten an dem Entschluß, den sie in der Seelenmesse gefaßt, da er sich fern von ihr hielt und ihr auch nicht das kleinste Zeichen seines Gedenkens zukommen ließ. Zwar wiederholte ihr eine innere Stimme fortwährend, daß er so wenig von ihr lassen könnte, wie sie von ihm; dennoch aber bäumte ihr jungfräulicher Stolz sich gegen die Vernachlässigung auf, mit der er sie kränkte. Der trotzige Wunsch, ihn für seinen Aufbruch ohne Gruß und Abschied zu strafen, drängte sie wieder dem Kloster entgegen. Täglich hatte sie dort viele Stunden verbracht und in seinem stillen Frieden sich besser und wohler befunden als im Vaterhause oder wohin sie sonst sich begeben. Dort war die Muhme Aebtissin ihr auch wieder näher getreten. Zwar hatte sie Eva mit keinem Worte zu einer bestimmten Erklärung gedrängt, ihr aber deutlich genug zu fühlen gegeben, wie schmerzlich sie es empfinden würde, wenn sie, ihre Schülerin, es über sich gewänne, die Hoffnungen zu täuschen, die sie selbst in ihr genährt. Weigerte sie sich den Schleier zu nehmen, war

die gütige Freundin dann nicht berechtigt, sie einer Undankbarkeit sondergleichen zu zeihen, und auf wessen Meinung gab sie auch nur halb so viel wie auf die ihre, wenn sie von dem Geliebten absah, dessen Wertschätzung ihr höher stand als die der ganzen übrigen Welt?

Er war besser als sie, und wer konnte wissen, welcher triftige Grund ihn noch von ihr fern hielt? In die Andacht, die sie im Kloster gefunden, hatten sich zahllose weltliche Wünsche gemischt, und war es nicht die Aebtissin selbst gewesen, die sie gelehrt, ohne Rücksicht auf einzelne Menschen und ihr Urteil den für recht erkannten Forderungen der eigenen Natur, die im Einklang standen mit dem Willen des Höchsten, unentwegt Folge zu leisten? Und mit wie lauter Stimme gebot ihr alles, was in ihr war, festzuhalten an ihrer Minne! Sie hatte die Entscheidung getroffen, doch der gekränkte Stolz, die Erinnerung an die wohlig stillen Friedensstunden im Kloster, und allem voran die Furcht, die teure Leiterin ihrer Kindheit zu kränken, hielten sie von der festen und unwiderruflichen Bestimmung zurück, zu der ihr dem Schwanken und Zaudern abholdes Wesen sie drängte.

Je näher die Sänfte dem Ortliebhofe kam, desto schneller schlug ihr das Herz; denn heute noch, wahrscheinlich schon in der nächsten Stunde, würde die Aebtissin sie nötigen, zwischen dem Vaterhause und Kloster zu wählen.

Bleich und tief atmend entstieg sie bald nach Els dem Tragstuhl. Es war draußen sehr heiß gewesen. In dem gewölbten Soler mit den undurchdringlich festen Mauern umfing sie kühlere Luft, und eine frischere und

reinere, und dazu auch noch — wenigstens für die nächsten Stunden — ungestörten Frieden, hoffte sie in ihrem Gemache zu finden.

Doch was hatte das zu bedeuten?

Bei ihrem Eintritt war das Gespräch, das Els eben erst mit einigen anderen Frauen neben der Schreibstube begonnen haben konnte, plötzlich zum Schweigen gekommen. Es mußte mit Rücksicht auf sie verstummt sein; denn der bedeutungsvolle Blick war ihr nicht entgangen, mit dem die Schwester eben auf sie hingeschaut und den Finger dann von den Lippen entfernt hatte.

Jetzt trat auch die Aebtissin, die eine Wand von über einander gestellten Kisten bisher ihren Blicken entzogen, hervor und legte einem kleinen, ältlichen Weibe, das rot vor Erregung mit der Haushälterin Martsche, der das alte Kinn zitterte, gestritten haben mußte, die Hand auf die Schulter.

Sonst kümmerte sich Eva wenig um die Zänkereien des Gesindes; dieser Streit schien sich aber auf sie selbst zu beziehen, und seine Ursache konnte nicht gering sein, weil Muhme Kunigunde an ihm teil nahm.

Kaum hatte sie sich aber den anderen Frauen genähert, als die Aebtissin sie beiseite nahm und ihr einige bedeutungslose Fragen vorlegte. Sie sollten sie wohl von den Streitenden fern halten; Eva aber kannte das kleine Weib, und es verlangte sie, zu erfahren, was der Vorklerin angethan worden sei, die sich stets als eine bescheidene, ja demütige Wittib erwiesen. Ihr Eheherr selig hatte dem Ortliebschen Hause als Frachtfuhrmann, der sein Sechsgespann bis nach Mailand lenkte, treulich gedient, bis er in Tirol während der

Willkürzeit vor der Thronbesteigung Kaiser Rudolfs bei einem Ueberfalle räuberischer Ritter das Leben gelassen.

Unter Beistand des Herrn Ernst Ortlieb hatte die Wittib dann einen kleinen Handel mit Wachskerzen, Heiligenbildern, Rosenkränzen und bescheidenen Firmelungsgeschenken angelegt und sich mit ihren sieben Kindern redlich durchgeschlagen. Ihr ältester Sohn, der hüftlahm war und für schwere Arbeit nicht taugte, half ihr in der Handlung, ihr Jüngster aber war der Knecht Ortel, der Eva am Tage der Einsegnung der verstorbenen Mutter mit dem Korbe in den Wald gefolgt war. Ihre Tochter Metz stand als Gehilfin der Oberköchin gleichfalls im Dienste der Ortliebs.

War Frau Vorklerin einmal gekommen, um nach den Kindern zu sehen, hatte sie ihrer unterthänigen Erkenntlichkeit nicht lebhaft genug Ausdruck geben können; heute aber war sie wie verwandelt.

Schon die kurze Unterredung der Aebtissin mit Eva schien ihr zu lange zu dauern, und als die Muhme ihr gebot, ihre Sache nachher mit Els und der alten Martsche allein zu Ende zu führen, fuhr sie auf und versicherte, bei aller schuldigen Ehrfurcht vor der Frau Aebtissin, doch auch der Jungfrau Eva zu Gemüte führen zu müssen, was sie, ein tugendsam Weibsbild mit dankbarem Herzen bewege, ihre Kinder aus dem Dienste der Herrschaft zu ziehen, für die ihr Eheherr selig das Leben gelassen.

Da versuchte Els, die das beleidigende Anliegen der Witwe jedenfalls vor Eva zu verbergen wünschte, die Vorklerin zum Schweigen zu bringen; sie aber widerstand ihr trotzig und fuhr mit verdoppeltem Eifer fort, sie müsse reden, wenn es ihr das Herz nicht abdrücken sollte. Und

nun erklärte sie, daß sie stolz darauf gewesen sei, ihre Kinder in einem so frommen Hause untergebracht zu haben. Jetzt aber sei hier alles anders geworden, und wenn es ihr auch bis ins Innerste wehe thue, müsse sie auf dem Verlangen bestehen, die Metz und den Ortel seinem Dienste zu entziehen. Sie lebe von der Frömmigkeit der Leute, die es nach Kerzen für die lieben Heiligen und nach Schapeln*) für das Gebet verlange; aber auch die Frömmsten hätten die Augen überall, und wenn es ruchbar würde, daß ihre jungen Kinder in einem Hause dienten, wo solche Dinge vorkämen, wie sie, Gott sei's geklagt, in der ganzen Stadt den Töchtern dieses Hauses nachgesagt würden . . .

Hier unterbrach die alte Martsche das aufgebrachte Weib mit ehrlicher Entrüstung; doch die Vorklerin ließ sich nicht zum Schweigen bringen, sondern fuhr mit der Frage fort, was ein armes Ding wie ihre Metz außer ihrem guten Leumund denn habe? Wie schnell ließe sich einer Siebenzehnjährigen etwas anhängen, wenn sie in einem Hause diene, dem die Ehrbarkeit abgesprochen werde. Damit aber habe man schon begonnen, seit man die beiden Ortliebstöchter die „schönen" statt die frommen und „tugendsamen" E's benamset. Jetzt sehe man ja, wie solch Hervorheben von Antlitz und Gestalt christlichen Jungfrauen fromme. Gestern und heute hätte sie ihrem Heiligen eine Dreihellerkerze geweiht zum Danke, daß diese Greuel der Frau Mutter selig nicht mehr zu Ohren gekommen. Die Verblichene sei eine wahrhaft fromme Edelfrau gewesen, und ihre Seele werde es ihr

*) Schapel, der Rosenkranz, das Scapulier, französisch chapelet.

Dank wissen, wenn sie den mutterlosen Töchtern zu Gemüte führe, daß der Weg, auf den sie leichten Sinnes geraten . . .

Das war auch dem Knecht Ortel, der, von hochaufgetürmten Säcken verborgen, dieser Verhandlung beigewohnt hatte, zu viel gewesen, und mit bittend erhobenen Händen trat er nun der Mutter entgegen und flehte sie an, sich zu hüten, den schlechten Menschen nachzusprechen, die sich erdreisteten, auf die holdseligen Jungfrauen, die rein und schuldlos wären wie ihre Heilige selbst, Steine zu werfen.

Armer Ortel! Seine überströmenden, guten, jungen Augen baten so rührend mit, daß es einen Stein hätte erweichen können; die empörte Kerzenhändlerin deutete aber seine redliche Bewegung falsch, und sicherlich wäre er mit seiner Rede nicht so weit gekommen, hätten Aerger und Ueberraschung seine Frau Mutter früher zu Worte kommen lassen. Doch die Fähigkeit, die Zunge zu gebrauchen, ließ die Vorklerin niemals lange im Stich, und mit welcher Flut von Schmähungen über die verderbte Jugend dieser Zeit, die vergesse, was sie der leiblichen Mutter an Dankbarkeit und Ehrfurcht schulde, begann sie. Als aber der treue, im Ortliebschen Dienste ergraute Oberknecht Endres, dessen Aufsicht Ortel, der beim Aufladen half, unterstellt war, sie zur Ruhe verwies und ihr gebot, das Haus zu verlassen, und ihr Sohn, statt ihr zu folgen, sich zu dem alten Lehrherrn hielt, ging die Vorklerin in Klagen über die Verderbnis der ganzen Welt über und ließ es dabei nicht an Seitenhieben auf die beiden Töchter des Hauses fehlen.

Aber auch damit kam sie nicht weit; denn die Aebtissin

führte Eva die Treppe hinan, und die beiden Alten unter der Dienerschaft des Hauses, Martsche, der leitende Geist, und Endres, die rohe Kraft, machten gemeinsame Sache. Dieser unterstützte Ortel bei der Weigerung, das Haus zu verlassen, jene aber erklärte, Metz würde so lange bleiben, wie es nach erfolgter Kündigung üblich. Sie werde es der Vorklerin auch nicht erleichtern, das arme Kind zu zwingen, mit dem alten Geizhals, an den sie es hängen wollte, in einen ungleichen, kläglichen Ehestand zu treten.

Diese Bemerkung zielte auf den Schneidermeister Seubolt, den Vormund der Vorklerschen Kinder, der die sauber herangewachsene Metz, trotz der vierzig Jahre, die er früher geboren, zur Hausfrau begehrte und der der Witwe außerdem verheißen, seinem künftigen Schwager Ortel einen ansehnlichen Posten im Stall der deutschen Herren zu verschaffen. Nicht die empörte Sittlichkeit, sondern der Vormund und Freier in einer Person war es gewesen, der die Kerzenhändlerin veranlaßt hatte, ihre Kinder dem guten Dienste im Ortliebshofe zu entziehen. Jetzt ersparte ihre Furcht, durchschaut zu werden, den Verbündeten die Mühe, sie gewaltsam zum Weichen zu bringen. Während die Witwe sich aber langsam und im Krebsgange zurückzog, kreischte sie den Bedrängern die Drohung zu, der Vormund ihrer Kinder, kein geringerer als der ehrsame Schneidermeister Nickel Seubolt, sei der Mann, der ihr zu ihrem guten Recht verhelfen und die gefährdeten Seelen ihres Ortel und der armen jungen Metz dem zeitlichen und ewigen Verderben in diesem Sodom und Gomorrha entreißen . . .

Was ihr weiter die Seele bedrückte, mußte sie indes

der Straße anvertrauen; denn Endres warf die schwere Hausthür mit einer für sein Alter bemerkenswerten Kraft und Schnelligkeit hinter ihr zu.

Der Knecht Ortel fühlte sich in den Grundfesten erschüttert. Bald nach dem Verschwinden der Mutter zog er sich mit der siebenzehnjährigen Schwester in die Holzkammer zurück, und beide weinten dort bittere Thränen; denn Metz hatte das Herz an einen jungen Fuhrmann gehängt, der erst im Juli von einer Fahrt nach Frankfurt zurückerwartet wurde, und lieber wollte sie in die Pegnitz gehen, als dem alten, reichen Schneidermeister angehören, dem die Mutter — sie wußte es — ihre junge, hübsche Person als Hausfrau zuzuführen verheißen; ihr Bruder aber hielt wie viele seinesgleichen den des Führers eines Sechsgespannes vor dem Frachtwagen für den köstlichsten aller Berufe, und beide hingen an der Herrschaft und dem Hause, dem sie dienten, und fühlten dennoch, daß es eine schwere Sünde sei, der Mutter den Gehorsam zu kündigen.



Siebentes Kapitel.



Das Ende dieses widrigen Zwischenfalles mitzuerleben, blieb Eva erspart. Die Aebtissin hatte sie die Treppe hinauf und in das Wohngemach geführt. Die heilige Klara selbst, meinte sie, habe die Vorklerin gesandt, um Eva die Wahl zu erleichtern, vor die sie die Nichte noch heute zu stellen gedachte.

Schon während sie die breiten Stufen mit ihr erstieg, legte sie ihr den Arm um die Schultern; im Wohnzimmer aber, von dem man die Mittagssonne abgehalten, wo sie Kühlung und der Duft der Rosen- und Resedasträuße empfing, die Eva und der Gärtner am frühen Morgen in die Krüge auf dem Sims gestellt, zog die Aebtissin den Liebling fester an sich und sagte: „Die Welt zeigt Dir, mein armes Kind, noch einmal ihr garstigstes Gesicht, bevor Du ihr valet sagst."

Dabei küßte sie ihr liebreich Stirn und Augen und erwartete, daß Eva, wie sie es schon manchmal gethan, wenn ihr etwas die junge Seele bedrängte, ihre Zärtlichkeit stürmisch erwidern und mit dankbarem Ungestüm die Ladung in die Freistätte annehmen würde, die sie ihr darbot; doch der garstige Angriff des rohen Weibes, der

ihr vor Augen führte, was die Leute von ihr dachten und sprachen, wirkte ganz anders auf das seltsame Kind, das ihr schon so manche Ueberraschung bereitet, als sie vorausgesetzt hatte. Wohl war es Eva noch keineswegs gelungen, das Weh zu vergessen, das ihr die nichtswürdigen Anklagen der Vorklerin verursacht; wenn sie aber noch in der Sänfte besorgt hatte, es werde ihr an Kraft gebrechen, der lieben Lehrerin und Freundin eine so große Enttäuschung zu bereiten, so fühlte sie jetzt, daß diese Furcht vergebens gewesen und daß der verletzte jungfräuliche Stolz sie der Rücksicht, auf wen es auch sei, entbinde.

Mit liebenswürdiger Behutsamkeit befreite sie sich von den Armen der Aebtissin, schaute, mit den großen Augen wie um Vergebung bittend, betrübt zu ihr auf und warf sich, als sie sah, mit wie schmerzlicher Befremdung die Muhme auf sie hinschaute, ihr noch einmal an die Brust. Statt sich von der alternden Freundin schützend umschlingen zu lassen, zog die jüngere sie an sich, küßte und streichelte sie mit liebkosender Herzlichkeit und bat sie mit der ihr eigenen, bestrickenden Anmut, ihr zu verzeihen, wenn sie ihr und sich selbst versage, wonach sie sich so lange als nach dem Schönsten und Höchsten gesehnt.

Als die Aebtissin sie dann unterbrach, um ihr noch einmal vor Augen zu führen, was sie in der Welt, was im Kloster erwarte, hörte sie ihr, fest an sie geschmiegt, bis ans Ende aufmerksam zu; dann aber warf sie, so tief aufseufzend, als schmerze sie der eigene Entschluß, das Haupt zurück und rief: „Doch trotz alle und alledem kann und darf ich jetzt nicht ins Kloster.“

Dann ergriff sie die Hand der Aebtissin und legte ihr dar, was sie verhindere, den Wunsch der Leiterin ihrer Kindheit, der auch so lange der ihre gewesen sei, zu erfüllen. Ueberfließend von warmer, redlich empfundener Dankbarkeit pries sie, was sie bei den lieben Klarissinnen an stillen Wonnen und süßen Erwartungen genossen, bis die Minne sich ihrer bemächtigt.

In den letzten, schmerzensreichen Tagen habe sie auch den Weg zu ihrer Heiligen zurückgewonnen und den schönsten Trost im Gebete gefunden; so oft sie aber das Herz zu dem Heiland erhoben, dem sie sich einst mit so inbrünstiger Liebe als seine Braut angelobt habe, sei der Erlöser ihr zwar wie sonst vor das innere Auge getreten, doch habe er an Gestalt und Antlitz dem Ritter Heinz Schorlin geglichen, und statt sich der Welt ab und der himmlischen Liebe zuzuwenden, hätte sie sich ganz der irdischen Minne gefangen gegeben. Ihr Gebet sei zur Sünde geworden. Das Lied des Heiligen:

„O Lieb, aus Liebe künde, —
Warum mich so verwunden?
In Minneglut geschwunden
Ist mir mein Herz und Leben,“

hätte sie nicht mehr aufgefordert, sich selbst aufzugeben, um in himmlischer Liebe hinzuschmelzen, sondern ihr nur die eigene Seelennot verdeutlicht und der Sehnsucht ihres Herzens nach dem Geliebten Worte geliehen.

Da unterbrach die Muhme sie mit der Versicherung, daß das alles — sie hätte es selbst erfahren, als sie, der Minne des höchsten und herrlichsten der Männer entsagend, den Schleier genommen — anders, ganz anders werden würde, wenn sie erst unter dem Beistand

der heiligen Klara den Weg wiedergefunden habe, auf dem sie schon einmal dem Himmel so nahe gekommen. Den Tag sehe sie bereits vor Augen, an dem Eva auf die Welt, die sie verlassen, wie auf gestaltenlose Wolkenmassen niederschauen werde. Das wären keine hohlen Worte. Etwas Selbsterlebtes führe sie vielmehr zu dieser Verheißung.

Auf ihrer Fahrt nach Rom habe sie im Alpenlande von einem Berge hinunter geschaut und in der Tiefe sich zu Füßen nur kleine Höhen, Wälder, Thäler und blitzende Flüsse und hie und da auch ein Dorf erkannt, doch weder einzelne Menschen noch Tiere; denn ein leiser Nebel habe das alles verschleiert und es zu einem einzigen grauen Ganzen verbunden. Ueber sie her aber habe sich der Himmel, einer großen Riesenkuppel vergleichbar, so blau wie Türkis und Saphir, rein und frei von Dünsten und Wolken in schöner Wölbung gebreitet. So nahe sei er ihr erschienen, als hätte ihn der Adler, der sich in ihrer Nähe aufschwang, schon mit wenigen Flügelschlägen zu erreichen vermocht. Lichte Klarheit habe sie umflossen, und die Sonne mit überwältigend hellem Glanze wie das Auge Gottes auf sie niedergeschaut.

Hart neben ihr hätte ein bunter Falter das einsame weiße Blümlein umschwebt, das aus einem nackten Felsstücke in der höchsten Höhe hervorwuchs. In dem Lichte und dem feierlichen Schweigen ringsum sei ihr jener Schmetterling wie eine verklärte Seele erschienen, und die Frage in ihr laut geworden, wer sich wohl, wenn es ihm vergönnt sei, in dieser lichten Höhe, so nahe dem Höchsten zu leben, zurückwünschen könnte in den grauen Nebel da unten.

Auch die Menschenseele, die die lichte Höhe erflogen, auf der sie dem Himmel so nahe, genieße glückselig die Reinheit der Luft und das ungetrübte Licht, das sie umwehe, und was da unten in der Welt vorgehe, verschwimme für sie zu einem einzigen, überwundenen Etwas, in dem man das Besondere nicht mehr unterscheide, noch auch zu unterscheiden begehre. So werde auch ihr das Bild Heinz Schorlins zusammenschmelzen mit der übrigen tief unter ihr liegenden Welt, zu der es gehöre. Es werde sie nur reizen, dem Himmel näher und näher zu kommen, dem hehren Lichte über ihr, zu dem ihre Seele so leicht aufsteigen würde wie jener Adler, der vor ihren, der Pilgerin, leiblichen Augen in himmlischer Bläue und in goldenem Sonnenglanze verschwunden.

„So komm und wage den Flug!“ schloß sie in warmer Begeisterung. „Deiner Seele, Du erwählte Himmelsbraut, sind die Schwingen gewachsen, deren es dazu bedarf. Brauche sie! Und was Dir jetzt das höchste der Ziele verleidet, es wird von Dir abfallen wie die alte Haut von der Schlange. Wie der Phönixvogel aus der Asche wird aus dem Zusammenbruch der kleinen, weltlichen Minne, die Dich heute mehr ängstigt als froh macht, die große Liebe zu demjenigen erstehen, der die Liebe selbst ist, die Liebe, die den einsamen Schmetterling auf der weißen Blume in der stillen, menschenleeren Hochlandseinöde, dem kein Stäubchen auf dem Flügel, kein Härlein am Fühlhorne mangelt, so warm und sorgsam umfaßt wie das große, unbegrenzte Weltall, dessen Dauer erst mit der Ewigkeit endet.“

Tief atmend hatte Eva an den Lippen der verehrten Frau gehangen, die zuletzt wie eine Seherin mit weit geöffneten Augen aufwärts geschaut.

Als sie schwieg, nickte sie ihr beistimmend zu.

Die würdige Lehrerin und Freundin schien ihren Widerstand gebrochen zu haben.

Wie den Adler, der vor den Augen der Pilgerin in der Bläue des Himmels verschwunden, rief das helle Licht in der reinen Höhe auch ihre beschwingte Seele auf, den Flug zu wagen.

Erfreut folgte die Aebtissin der Wirkung ihrer Rede auf den Liebling, der jetzt das Vernommene zu durchdenken schien und sinnend zu Boden schaute.

Plötzlich aber hob Eva wieder das gesenkte Haupt, und ihr in hellerem Glanze aufleuchtendes Auge suchte das der Aebtissin.

Aufmerksam hatte ihr lebhafter Geist das Gehörte überdacht. Ihrer regen Einbildungskraft war es gelungen, das Bild, das sie schon halb für die Wünsche der Freundin gewonnen, in die Wirklichkeit zu übertragen.

„Nein, Muhme Kunigunde, nein!“ begann sie, und erhob dabei wie zur Abwehr die Hände. „Auch mich zieht Deine lichte Höhe gewaltig an, doch wie gern ich auch glaube, daß die Welt sich für viele leicht vergessen läßt da oben, wo kein Laut von ihr zu uns dringt und der Nebel die einzelnen Gestalten in ihrer Mitte den Blicken entzieht, für mich wäre schon, seit mir die Minne das Herz erfüllt, das Besteigen der Höhe allein und ohne ihn unmöglich.

„Höre mich nur, Muhme!

„Was war es denn, was mich von Anfang an so gewaltig zu ihm hinzog? Zuerst — Du weißt es ja — die Hoffnung, ihn zum Streiter für die Güter zu machen, die ich durch Dich als die höchsten und heiligsten liebe. Als

dann die Minne dazu kam, als in mir eine neue, mir bis dahin fremde Gewalt erwacht war und mich — es muß alles gesagt sein — auch nach seinem Werben verlangte und seiner Umarmung, auch da fühlte ich, daß nur im vollen Einklang unserer gemeinsamen Liebe zu Gott und dem Heiland unser Bündnis Wurzel schlagen und Blüten treiben könne. — Und wenn mir auch seit der Seelenmesse für die Mutter — das that weh, und der Trotz und das Verlangen ihn zu strafen, trieben mich schon an, die Klostermauer zwischen uns beide zu legen — kein weiteres Zeichen seiner Minne zukam, wenn es mir auch so wenig verborgen blieb wie Dir, daß es ihn drängt, die Welt zu verlassen, so stört das mit nichten die Sicherheit hier drinnen, nein, es bestärkt sie nur, daß unsere Seelen so untrennbar zu einander gehören, als habe das Sakrament unser Bündnis geheiligt.

„Darum würde es mir nie und nimmer glücken, dem Himmel so nahe zu kommen, wie er Dir einsamen, frommen Pilgerin auf dem Gipfel Deines Berges gelang, wenn er mich nicht im Geiste begleitete, wenn seine Seele sich nicht mit der meinen zum Aufstiege oder zum Fluge in die Höhe vereinte. Sie ruht eben in der meinen wie die meine in der seinen, und wollte man sie von einander trennen, sie würden beide wie mit zerschnittenen Adern verbluten. Und darum, Muhme, kann er für mich nie und nimmer mit der übrigen Welt unter mir zu einer einzigen Masse verschmelzen; denn er selbst würde ja, hätte ich den lichten Gipfel erreicht, bei mir weilen auf der Höhe und mit mir auf die von Nebeln verhüllte Welt niederschauen. Aus den Augen der Seele schwinden kann er mir nirgends und niemals, und darum,

Muhme, und weil ich ihm schulde, auch den Schein zu vermeiden ..."

Hier stockte sie; denn aus dem Nebenzimmer ließ sich eine tiefe Männerstimme vernehmen, die Els laut und erregt eine Mitteilung machte.

Der Aebtissin war diese Unterbrechung willkommen; denn sie hatte noch keine Entgegnung auf den überraschenden Einwand der Nichte gefunden.

Mit dem Rufe: „Der Ohm Schultheiß" beantwortete Eva den fragenden Blick der Muhme.

„Er," bemerkte diese niedergeschlagen. „Seine Meinung gilt Dir ja etwas, und heute während der Beisetzung versicherte er noch, wie lieb es ihm sei, Dich bei den Klarissinnen den häßlichen Verleumdungen, die Deine Unvorsichtigkeit hervorrief, entrückt zu sehen!"

„Doch gerade er — gleich wirst Du es sehen," — versicherte das Mädchen, „versteht mich gewiß, wenn ich erkläre, daß ich lieber das Schlimmste erleiden, als mir das Ansehen geben mag, die Furcht vor den bösen Zungen jage mich in die Flucht. Wer von Eva Ortlieb erwartet, sie würde hinter sicheren Mauern Schutz suchen vor ihrer Bosheit, der soll sich getäuscht sehen. Ihm, Muhme, Heinz ist ja bewußt, mit wie schmählichem Unrecht man uns verfolgt, und wenn er zurückkommt, soll er mich da wieder finden, wo er mich verließ. Was jetzt über mich kommt, das ist, was die sterbende Mutter das Schmiedefeuer des Lebens nannte, und ich will mich ihm nicht feige entziehen. Er aber, Heinz, zu Boden treten wird er diejenigen, die dies Otterngezücht gegen uns entfesselten, ich weiß es; kehrt er aber nicht wieder oder bringt es dennoch über sich, die Minne, die uns verbindet, mit samt

der Welt, von der er sich abwenden möchte, hinter sich zu werfen — dann Muhme“ — und die Augen Evas flammten in leidenschaftlichem Feuer hell auf und aus ihrer hellen Stimme klang die sichere Entschlossenheit eines kräftigen Willens — „dann gebe ich unsere Sache demjenigen anheim, der es nicht dulden kann, daß die Lüge obsiegt über die Wahrheit, das Unrecht über das Recht. Dann mag — und gilt es auch, die Sohlen auf glühende Pflugscharen setzen — ein Gottesgericht für uns zeugen.“

Da trat die Aebtissin erschreckt und doch erfreut von der Fülle des Glaubens, die ihr aus der leidenschaftlichen Rede des Lieblings entgegenflammte, Eva näher, um ihr beruhigend zuzusprechen. Kaum aber hatte sie damit begonnen, als die Thür sich öffnete, und der kaiserliche Schultheiß Berthold Pfinzing mit der älteren Nichte eintrat.

Er hielt Els an der Hand, und beiden sah man deutlich an, daß sie etwas Betrübendes, ja Schmerzliches beschäftigte.

„Etwas neues Schreckliches?“ klang es Eva, bevor sie noch den liebsten ihrer Anverwandten begrüßte, in bangem Frageton von den Lippen.

„Denke Dir nur etwas recht Schlimmes,“ lautete die Antwort der Schwester, und sie klang so kleinlaut und bekümmert, daß Eva sich mit dem leisen Aufschrei: „Der Vater!“ ans Herz griff.

„Nicht tot, Herzlein,“ versicherte der Schultheiß und strich ihr beruhigend mit der kurzen, breiten Hand über den Scheitel. „Bei allen Heiligen, nicht einmal wund oder unpaß. Aber recht hat die arme Tochterseele dennoch geraten. Den Vater geht es an, und schlimm ist es gleichfalls. Hört mich denn schnell! Um es euch

selbst zu künden, ließ ich die ‚Ehrbaren‘ warten; denn was wird unterwegs, wenn sie von Mund zu Mund geht, aus solcher Kunde! Eine Kröte, eine recht garstige ist es, und es widerstrebt mir, euch armen Dingern statt ihrer einen Lindwurm ins Haus tragen zu lassen.“

Das alles sprudelte er schnell hervor; denn er hatte trotz der großen Hitze und der Last der Geschäfte das Rathaus — allerdings nur seinen lieben E’s zu Gefallen — verlassen. Er und Frau Christine, seine wackere Hausfrau, die Schwester Ernst Ortliebs und der Aebtissin, waren längst mit allem vertraut, was die Verleumdung ins Leben gerufen, und sie hatten sich fleißig genug bemüht, ihr entgegenzutreten. Was es jetzt zu berichten gab, erfüllte ihn mit ehrlicher Entrüstung gegen die bösen Zungen, und er wußte, wie tief es Eva, sein Patenkind, das seinem Herzen besonders nahe stand, erregen und bekümmern würde. Gern hätte er ihr vor dem Berichte gute Worte geschenkt, doch er mußte bald wieder auf dem Rathause sein, um die wichtige Verhandlung wegen des Schicksals der Eysvogelschen Handlung zu eröffnen.

Man sah ihm auch an, in welcher Hast er sich durch den Sonnenbrand hieher begeben; denn heller Schweiß perlte ihm auf der hochgewölbten, niedrigen Stirn, auf den runden, glattrasirten Wangen und auf dem starken roten Hals, in dem das kleine Kinn wie in einem Polster verschwand. Dabei führte er fortwährend ein großes Linnentuch an das Antlitz, und der gewaltige Leib rang nach Atem, während er Eva und der Aebtissin schnell wiederholte, was er Els vorhin in wenigen, flüchtigen Worten gemeldet.

Herr Ernst Ortlieb war auf das Rathaus gekommen,

hatte als Schöffe einem Verhöre beigewohnt und war dann auf den Hof getreten, um sich in dem schattigen Gange beim Hauptthor mit einigen anderen „Ehrbaren“ ein wenig zu erfrischen.

Da war der Schneidermeister Seubolt, der Vormund des jungen Knechtes und der Küchenmagd, die im Ortliebhofe dienten, auf das Rathaus zugeschritten. Niemand hätte dem langen Graukopfe mit dem gekrümmten Rücken, der den Sechszig nahe sein mußte, angesehen, daß er ernstlich im Sinne trug, ein junges Ding wie Metz Vorklerin zu seiner Hausfrau zu machen. Er gab sich dazu auch ein gar demütiges und bescheidenes Ansehen, als er durch das Eingangsgewölbe des Rathauses, das jedem Bürger offen stand, auf Herrn Ernst zutrat, um ihm mit vielen Bücklingen und gehorsamen Bitten um Verlaub mitzuteilen, daß man sich im Ortliebhofe weigerte, seine Mündel aus einem Dienste zu entlassen, von dem ihre Mutter wie er selbst überzeugt wären, er würde ihnen — vorausgesetzt, daß der wohledle „Ehrbare“ nichts dagegen habe — an Leib und Seele zum Schaden gedeihen.

Ueberrascht und ungehalten, aber noch völlig gelassen, hatte Herr Ernst ihn ersucht, was er ihm zu sagen habe, zu gelegenerer Zeit vor ihn zu bringen.

Da der Schneider aber versicherte, diese Angelegenheit dulde keinen Aufschub, hatte jener ihn aufgefordert, mit ihm zur Seite zu treten, um die Ratsherren, die ihn umstanden, nicht zu Zeugen dieses widrigen Handels zu machen.

Doch Meister Seubolt schien nichts sehnlicher zu wünschen, als von möglichst vielen gehört zu werden. Mit

laut erhobener Stimme begann er darum, immer noch im Tone tiefer Ergebenheit, die Gründe darzulegen, die ihn zwängen, seine Mündel, so bitteres Weh ihm dies auch bereite, aus dem Ortliebschen Hause zu entfernen. — Und nun wiederholte er, indem er sich mit manchem „wie man sich erzählt" und „Gott verhüte, daß ich dergleichen glaube" den Rücken deckte, was sich die giftigste Verleumdung den schönen E's anzuheften vermaß.

Eine Weile hatte Herr Ernst bei dieser böswilligen Verunglimpfung seines Liebsten sich zum ruhigen Zuhören gezwungen; endlich aber wurde es dem jähzornigen Manne zu viel. — Der Schneider hatte sich vermessen, „der gewiß kaum mit vollem Recht so übel verunglimpften Jungfrau Els" mit Worten zu gedenken, die auch die umstehenden Ratsherren zu lautem Einspruch veranlaßten und den Schultheißen, der eben hinzugetreten war, bewogen, den Stadtknechten zu winken. Da war dem beleidigten Vater das Blut zu Kopfe gestiegen und das Unglück geschehen; denn als es dem Schneider unversehens begegnete, Herrn Ernst bei einer Geste mit dem beweglichen Arme die Mütze zu streifen, hatte dieser, außer sich vor Empörung, einem der Stadtknechte, die sich eben, dem Winke des Schultheißen gehorsam, dem Schneider näherten, die Pike entrissen, und mit einem wilden Aufschrei war der schnöde Afterredner zusammengesunken.

Ungesäumt hatte der Schultheiß mit der ihm eigenen Gegenwart des Geistes den Bütteln befohlen, den Verwundeten in das Innere des Rathauses zu tragen, und damit verhindert, daß die unselige Gewaltthat Aufsehen erregte.

Die wenigen auf dem Rathaushofe anwesenden Leute

waren zurückgehalten worden, und so ließ sich vielleicht noch alles zum Besten wenden.

Herr Ernst hatte sich sogleich dem Gerichte gestellt und war nicht wie ein gemeiner Verbrecher in das Loch, sondern in einer verschlossenen Sänfte in den Luginslandturm geführt worden.

Die Pike hatte dem Schneidermeister die Schulter durchbohrt. Die Wunde schien indes heilbar, und die rasche That des Herrn Ernst konnte durch ein Wehrgeld, das freilich bei der Meisterwürde und dem Wohlstande des Schneiders hoch auszufallen drohte, gesühnt werden.

„Mein Gaul," schloß der Schultheiß, „wartete meiner und brachte mich so schnell hieher, wie er mich gleich wieder aufs Rathaus zurückführen soll. Ihr armen Dinger aber ... Was Dich, mein Elsle, angeht — Du stehst auf festen Füßen, und bleibst Du dabei, die Ladung in unser Haus auszuschlagen, so warte meinetwegen hier ab, ob der Vater nicht Deiner bedarf. Für Dich, mein Evapatchen, ist ja gesorgt. Dies Elend wirft Dir, wie von selbst, den Schleier über den Blondkopf."

Dabei schaute sie der wackere Mann, während er ihr die Hand auf die Schulter legte, mit einem Blicke an, der ihre volle Zustimmung vorauszusetzen schien; sie aber unterbrach ihn mit dem Rufe: „Nein, Herr Ohm! Erst wenn Ihr Euch überzeugtet, daß es niemand mehr wagt, Eva Ortliebin an die Ehre zu tasten, fragt wieder bei ihr an, ob sie nach dem Schutze des Klosters verlangt."

Da nahm der Schultheiß, nachdem er das große Tuch schnell über das ganze Antlitz geführt, Evas Haupt

in beide Hände, küßte ihr die Stirne und frug, indem er die blitzenden, klugen Augen, die so rund waren, wie alles an ihm, den anderen zuwandte: „Hat einer ihr das gesteckt, oder ist die ‚kleine Heilige‘ selbst auf diesen verständigen Gedanken gekommen?“

Und als Eva lächelnd auf die eigene Stirn wies, rief er: „Meinen Respekt, Kind! Sie sagen, was da oben sich regt, das vererbe sich von dem Paten auf das Patenkind, und ich will keinen Becher mehr zu Munde führen, wenn ich ...“

Hier hielt er inne und rief Els nach, daß es so nicht gemeint sei; denn sie entfernte sich schnell, um dem Oheim einen Trunk zu holen. Bevor sich aber noch die Thür hinter ihr geschlossen, fuhr er eifrig fort: „Das ist nun die Els; — Dir aber, mein Heiligenkind, sag' ich: Deine Frömmigkeit fliegt zwar viel zu hoch, als daß ich ihr mit meiner Leibeslast nachkommen könnte; eben indes, auf dem Ritte hieher, lüstete es mich alten Sünder selbst, Dich — nichts für ungut, Schwägerin Aebtissin! — Dich einstweilen noch vor dem Kloster zu warnen, und dazu bewog mich dasselbe Bedenken, das Dich selbst noch von Deiner Heiligen fernhält. Wir finden schon den Knebel, der den verfluchten Lästermäulern den Rachen schließt auf immer, und willst Du dann noch ins Kloster, dann sollen sie bei der Einkleidung nicht sagen: ‚Da versteckt sich nun die Eva Ortliebin vor der eigenen Schande und den Schelmenkünsten, womit wir sie aus der Welt heraus ängstigten, hinter den Schleier!‘ Nein! Mit einstimmen soll ganz Nürnberg in das Hosianna!“

Dabei griff er nach dem Pokal, den Els eben gefüllt,

leerte ihn mit großem Behagen und rief dann, während er sich eilig entfernte, den Schwestern zu: „Auf baldiges Wiedersehen, ihr braven Elein! Meine Hausfrau kommt beizeiten, um das weitere mit euch zu bereden. Die Kinder der nichtswürdigen Kerzenkrämerin laßt ihr mir nicht aus dem Hause, bevor ihre Zeit um ist! Wollt ihr den Vater auf dem Luginsland besuchen, so steht dem — ich unterrichte den Wärter — nichts im Wege. Nur nach Sonnenuntergang wird die Zugbrücke erhoben. Auch für sein leibliches Wohl, Els, dürft ihr sorgen. Freilassen können wir ihn noch nicht; das Recht muß halt seinen Gang gehen.“

An der Thüre blieb er noch einmal stehen und rief in das Zimmer zurück: „Man kann nicht wissen. Wenn die Vorklerin und der Anhang des Schneiders Lärm machen, und ihr werdet, wie auch immer, behelligt, so schicket gleich aufs Rathaus. Ich halte die Augen auf und gebe dort die nötigen Befehle.“

Um weniges später trabte er auf dem schweren Hengste dem Frauenthor entgegen.



Achtes Kapitel.



Der Luginslandturm lag im Norden der Stadt beim Kornhaus an der Veste, und man mußte ganz Nürnberg durchschreiten, um zu ihm zu gelangen.

Bevor noch der Schultheiß das Haus verlassen, beschlossen die Schwestern, den Vater aufzusuchen, und die Aebtissin billigte dies Vorhaben. Sie lud die Mädchen ein, wenn es ihnen in dem verödeten Hause zu einsam werden sollte, im Kloster zu nächtigen, doch sie behielten sich die Entscheidung darüber noch vor.

Gräfin Cordula, die jetzt auch mit Eva freundlich verkehrte, ergoß mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Wesens die Schale ihres Zornes über den Ritter Siebenburg und die Leichtgläubigkeit und Bosheit der Leute. Es hatte von Anfang an bei ihr festgestanden, daß der „Schnurrbart“, wie sie den Ritter nur noch im Tone des tiefsten Abscheues nannte, diese schmähliche „Verschwörung“ angezettelt habe, und durch Biberli war ihre Meinung bestätigt worden.

Jetzt hätte sie sich gern in Stücke gerissen, um den Schwestern ihr schweres Los zu erleichtern. Sie wollte sie auf den Luginsland begleiten, sie in ihrer von Pferden

zu tragenden Sänfte, die für mehrere Raum bot, dorthin führen lassen, und bat sie endlich um die Gunst, die Nacht in der Kammer neben ihrem Schlafgemache verbringen zu dürfen. Sollte es den Mädchen unter all diesen schnöden Verdächtigungen in Nürnberg unaushaltbar erscheinen, wollte sie den Schauplatz des Reichstages, mußte es sein, schon morgen, mit ihnen verlassen und sie mit auf ihr Schloß in Vorarlberg führen. Sie trug auch noch anderes für sie im Sinne, doch fehlte es ihr jetzt an Zeit, es den Schwestern zu eröffnen; denn sie fanden nur bis zum Untergang der Sonne Einlaß in das Gefängnis des Vaters, und in wenigen Stunden ging der lange Sommertag zu Ende.

Ihrer mit dem Ortliebschen Wappen geschmückten Sänften sich zu bedienen, die jedermann kannte, war nicht ratsam. Zu Fuß, mit der Riese vor dem Antlitz, die ohnehin zu ihrer Trauerkleidung gehörte, machten sie sich auf den Weg und ließen sich, um nicht gegen den Gebrauch zu verstoßen, von zwei Dienstboten, der alten Martsche und Kätterle, begleiten.

Von der Fleischbrücke aus hätten sie den Markt vermeiden können; Els aber wollte dort anfragen, ob die Eysvogelsche Angelegenheit schon verhandelt würde. Einer oder der andere von den „Ehrbaren", die sie sämtlich kannte, war in der Nähe des Rathauses oder auf dem Hofe immer zu finden, und Eva verstand die Unruhe der Schwester und folgte ihr gern.

Als sie indes an dem Gefängnis vorbeikamen, ward ihr bang.

Durch die Quadrate, die das eiserne Gitter vor dem breiten Fenster des größten bildete, streckte sich Haupt an

Haupt und Hand an Hand der Straße entgegen. Die kurz geschorenen Köpfe der Gefangenen, unter denen manche kaum vernarbte Verstümmelungen von der Hand des Henkers zeigten, bildeten, wie sie über, unter und neben einander, nur durch Eisenstäbe getrennt, sich in die Luft hinausdrängten, ein Mosaikbild von abschreckend widerwärtigem Ansehen; denn wilde Gier funkelte aus den Augen der meisten und machte sich auch durch die Bewegungen der lang vorgestreckten, Gaben heischenden beweglichen Hände bemerkbar. Bittere Not und leidenschaftliches Verlangen schauten fordernd, flehend und drohend den Leuten entgegen, die das Fenster umdrängten. Dabei stand nur wenigen der Mund still. Sie baten die neugierigen und mitleidigen Männer, Weiber und Kinder, die angesichts ihres Elends das eigene, günstige Los wohlig empfanden, um Beistand in ihrem Elend, und selten völlig vergebens; denn manche Mutter gab den Kindern ein Brot, um es diesen Unglücklichen zu reichen und ihnen dabei einzuprägen, daß es ihnen ergehen würde wie den Abschreckendsten unter den Verstümmelten dort, wenn sie nicht brav wären und den Eltern und Lehrern fein gehorsam.

Gassenbuben hielten ihnen einen Apfel oder ein Stück Brot hin, um es ihnen zu entziehen, wenn sie es schon mit den Fingerspitzen berührt, und so, zwar zur eigenen Lust, doch am letzten, um diesen Aermsten wehe zu thun, ihr Spiel mit ihnen zu treiben. Dann lief wohl einem Manne, der früher bessere Tage gesehen, oder einem Verbrecher, den der Jähzorn zum Totschläger gemacht, die Galle über, und während sie in die Eisenstäbe griffen und mit wilder Gewalt an ihnen rüttelten, zogen die

anderen, laut aufkreischend, die Köpfe ein. Dabei schollen ihre wüsten Flüche, Drohungen und Schmähreden über den Markt hin, und laut aufkreischend wichen die Buben vor ihnen zurück; doch erneuerten sie bald wieder dies frevelhafte Spiel.

Oft freilich kam auch eine Mutter, die dem Kinde dies Amt überließ, oder ein altes, bescheidenes Weiblein, ein Handwerker oder Kriegsknecht, um den Gefangenen einen Krug mit frischer Milch oder stärkendem Wein aus wahrer Barmherzigkeit zu reichen. An Priestern oder Mönchen fehlte es gleichfalls selten, die den Beklagenswerten hinter dem Gitter den Trost des Glaubens zu bringen wünschten; doch sie ernteten meist schlechten Dank; denn nur wenige lauschten ihrem Zuspruche offenen Herzens, und nur zu oft wurden sie durch Schmähreden und rohes Geschrei zum Schweigen gezwungen.

Als die Schwestern mit den Mägden an diesen Beklagenswerten vorbeikamen, hatte eben Frau Tucherin, deren Töchterlein schwer erkrankt war, um sich einen Gotteslohn zu erwerben, den Gefangenen einen großen Korb voll frischen Backwerks gesandt. Ein Aufwärter ihres Hauses verteilte es, und gierig rissen sie ihm die willkommene Gabe aus der Hand. Ein Weib, das eines der Wecklein dem hohläugigen Kinde auf seinem Arme bestimmt und dem es ein roher Bursch, dem die Ohren fehlten, fortgehascht hatte, schlug ihm die scharfen Nägel in das mit Sommersprossen übersäte wüste Gesicht, und der Anblick des Blutes, das ihm von den wunden Lippen über das Kinn und auf das Brödlein troff, bot einen so abschreckenden Anblick, daß Eva sich fester an die Schwester klammerte, die eben in das Gürteltäschchen

gegriffen hatte, um diesen Unglücklichen einige Heller zuzuwerfen, und sie mit sich fortzog.

So schnell es anging, brachen sich beide mit den Mägden, die ihnen folgten, Bahn durch die Leute, die hier in großer Zahl zusammengeströmt waren. Die Schwestern wußten nicht zu welchem Zwecke, doch sollten sie es nur zu bald erfahren.

Seit längerer Zeit waren beide nicht hier gewesen, und erst vor wenigen Wochen hatten die „Ehrbaren“ den Pranger von einer andern Seite des Rathauses hieher verlegt. Die Warnung Kätterles wurde von dem Lärm übertönt, der ihnen entgegenbrauste.

Die Menge um sie her drängte sich von Augenblick zu Augenblick dichter zusammmen, und schon hatte Eva die Schwester zur Umkehr aufgefordert, als Els den Stadtknecht gewahrte, der dem Vater die Ladungen in den Rat überbrachte, und ihn ersuchte, sie durch den Auflauf in den Rathaushof zu begleiten; doch der Beamte hatte in dem wüsten Geschrei ringsum ihr Gesuch mißverstanden, und in der Meinung, sie wünschten dem Schauspiele beizuwohnen, das so viele hieherzog, brach er ihnen Bahn bis in die vorderste Zuschauerreihe. — Diejenige aber, die man eben an diese Stätte der Schmach gefesselt, war die Baderwitwe aus der Kotgasse, die schon einmal hier gestanden, weil sie Liebenden Gelegenheit zu heimlichen Zusammenkünften geboten, und zu der Kätterle sich geflüchtet, um Schutz bei ihr zu suchen. Gebeugt von der Last des Steines, den man ihr umgehängt hatte, schaute das Weib mit weit vorgestrecktem Kopfe wie ein zum Sprunge bereites Raubtier sich ingrimmig im Kreise ihrer Peiniger um, und kaum hatte der Stadtknecht die

Schwestern und die sie begleitenden Mägde in ihre Nähe geführt, als sie Kätterle erkannte und mit kreischender Stimme in die Menge hineinschrie, da kämen die Rechten, die Feinen, die man nur, weil sie zu den Großen gehörten, nicht dahin stellte, wohin sie, trotz der Riese vor dem Antlitz, mit der sie den verlorenen guten Leumund betrauerten, mit besserem Rechte gehörten als sie, die eben nur eines Baders geringe Wittib.

Von Entsetzen ergriffen, drängten die Mädchen sich weiter vorwärts, und auf Evas angstvollen Aufschrei: „Fort, nur fort!" that der Ratsdiener, was er vermochte. Dennoch kamen sie nur langsam durch das Gedränge, und das Johlen, Pfeifen und Zischen der Menge scholl ihnen nach, bis sie das nahe Eingangsthor des Rathauses erreichten.

Hier hielt die Wache mit gekreuzten Hellebarten die Leute zurück, die den Geschmähten nachdrängten, und es war gut so; denn die Füße versagten Eva den Dienst, und der älteren Schwester erlahmte die Kraft, die jüngere weiter zu stützen.

Tief aufseufzend führte Els jene auf die Bank, die hier zwischen zwei Pfeilern stand und befahl dann der alten Martsche und der Gürtelmagd, die an allen Gliedern zitterte, Eva bis zu ihrer Rückkehr zu behüten.

Bevor sie den Weg fortsetzten, mußte sie der Schwester einige Ruhe verschaffen, und der alte Ratsschreiber Martin Schedel war der Mann, bei dem sie sie finden konnte.

So rasch die Füße sie trugen, begab sie sich zu ihm, und ein freundliches Ungefähr führte ihr den wohlgesinnten Greis, der sie von Kind an kannte, schon auf der Treppe, die in den Sitzungssaal des Rates und in seine höher gelegenen Schreibstuben führte, entgegen.

Die unselige That Ernst Ortliebs und was er vorhin durch den Schultheißen über die schnöden Verleumdungen gehört, die sich an die Töchter des unglücklichen Mannes hefteten, hatte den würdigen Greis mit Bedauern und Entrüstung erfüllt. Eifrig ergriff er darum die Gelegenheit, was an ihm war, zu thun, um an den beklagenswerten Jungfrauen gut zu machen, was die Mitbürger an ihnen verschuldet. Den Mägden gebot er, sich in dem Warteraum des Vormundschaftsamtes zu gedulden. Die Schwestern führte er in die eigene Schreibstube, und half Eva mit dem alten, immer noch rüstigen Arme die lange Stufenreihe hinauf, die zu ihr führte. Nachdem er sie genötigt, in dem Lehnstuhle vor seinem großen Pulte Platz zu nehmen, und ihr Wein und Wasser vorgesetzt hatte, ersuchte er sie, es sich bei ihm bis zu seiner Wiederkehr gefallen zu lassen. In der Sitzung, die wohl schon begonnen habe, sei seine Gegenwart nötig. Es handle sich um die Eysvogelsche Sache, und wenn Els sich gedulden wolle, könne er ihr berichten, zu welchem Ergebnis sie führe.

Damit verließ er die Schwestern.

Leichenblaß und mit geschlossenen Augen ruhte Eva in dem hochlehnigen Armstuhle des Ratsschreibers. Els kühlte ihr die Stirn mit dem angefeuchteten Tuche und sprach ihr zu, indem sie ihr vorstellte, wie thöricht es sei, sich von der Bosheit der Allerschlechtesten das Leben verderben zu lassen.

Da nickte die Schwester ihr beipflichtend zu und sagte: „Hast Du auch bemerkt, wie sie aussahen, — die hinter dem Gitter. — Viel dümmer, mein' ich, als schlecht waren die Gesichter der meisten.“ Hier stockte sie und fügte nachdenklich hinzu: „Doch klug können sie ja auch nicht

sein. Etwas Großes ist es doch selten, was Diebstahl und Betrug diesen Aermsten einbringen, — und wie furchtbar sind die Strafen, denen sie sich dafür aussetzen im Diesseits und Jenseits. Und das Gewissen!"

„Ja, das Gewissen!" sprach Els ihr eifrig nach. „So lange wir uns sagen dürfen, daß wir nichts Sträfliches begingen, können wir uns unbekümmert auch das Schlimmste nachsagen lassen."

„Aber es ist mir doch," seufzte Eva, „als hätten die Schimpfreden des gräßlichen Weibes am Pranger mich mit etwas Ekelhaftem behaftet, das kein Wasser abzuwaschen vermag. Was doch alles, seit die Mutter starb, auf uns hereinbricht, Elsle!"

Da nickte die Schwester ihr beipflichtend zu und sagte traurig: „Der Vater, mein Wolff, Dein armes, wundes Herz, — und da unten im Sitzungssaale, Ev, da wird vielleicht, während wir hier reden, der Stab über diejenigen gebrochen, die bald die Meinen sein sollen. Das trägt sich schwerer, Kind, als die Schmähungen, womit ein schlechtes Weib uns begeifert. Oft weiß ich selbst nicht, woher die Kraft mir kommt, den guten Mut zu bewahren."

Dabei wandte sie sich ab, um unbemerkt die feuchten Augen zu trocknen; Eva aber gewahrte es dennoch und erhob sich, um sie an sich zu ziehen und ihr etwas Tröstliches zu sagen. Doch bevor sie noch den ersten Schritt gethan, fuhr sie zusammen; denn beim Aufstehen hatte sie an den zinnernen Wasserkrug des Stadtschreibers gestoßen, und er fiel klirrend zu Boden.

„Das Wasser!" rief Eva betrübt. „Und die Zunge ist mir wie verdorrt."

„Ich hole anderes," beruhigte Els die Schwester. „Von dorther brachte es Herr Martin."

Damit öffnete sie die Thür, auf die sie gewiesen, und trat in einen weiten, niedrigen Vorsaal, in dem eine Spritze von Messing stand, — und Leitern, Eimer, sowie mancherlei anderes Gerät für das Löschen eines Rathausbrandes an der schlicht getünchten Wand hingen, die diesen Raum von dem Gemache des Stadtschreibers trennte. Die Mitte der jener gegenüberliegenden Mauer bildeten zwei Fensterlein, die ein breiter Rundbogen überspannte und eine kurze romanische Säule trennte. An beiden standen die Flügel offen, in denen kleine runde Hornscheiben von bleiernen Rahmen festgehalten wurden. Dies doppelte Fenster gehörte zu dem oberen Teile des zwei Stockwerke hohen Sitzungssaales. Um an diesem heißen Tage einen leichten Zugwind zu erzeugen, hatte man es weit geöffnet, und von unten her drangen Els deutlich vernehmbare Worte entgegen. Das erste aber, was sie unterschied, war der Name „Wolff Eysvogel."

Da überlief es sie heiß. Wenn sie dem Fenster näher trat, konnte sie hören, was die Ehrbaren über das Eysvogelsche Haus beschlossen, und von dem brennenden Verlangen ergriffen, kein Wort zu verlieren, das bei der Verhandlung da unten über Wolffs Lebensglück und dadurch auch über ihr eigenes entscheiden sollte, brachte sie die Stimme im Nu zum Schweigen, die ihr vorhielt, daß das Lauschen nicht schön sei. Aber die Gewohnheit, für Eva zu sorgen, war ihr so lieb und beherrschte sie mit solcher Macht, daß sie, bevor sie in den Sitzungssaal hinunterhorchte, sich nach dem Wasser umsah, es, nachdem sie es schnell gefunden, der Dürstenden brachte

und ihr in fliegenden Worten bekannte, was sie in dem Nebenraume entdeckt und wie sie es zu benützen gedachte.

Trotz Evas Mahnung, es zu unterlassen, eilte sie dann an das offene Fenster zurück.

Kopfschüttelnd und doch verständnisvoll lächelnd schaute die jüngere Schwester der älteren nach.

Es gab keinen Zufall für Eva.

Vielleicht war es ihre Heilige selbst, die die Schwester, als sie gegangen war, um ihr eine Erfrischung zu bringen, an die Oeffnung des Saales geführt. Ihr, Eva, erschien es wie ein Geschenk, hier ganz allein dem sonst so gesunden, jetzt aber von Entsetzen erschütterten Leib Ruhe gönnen, sich sinnend zur Klarheit über das viele, das sie beunruhigte, durchringen und beten zu dürfen; denn das Gebet war für sie weit mehr als die Bitte um ein geistiges oder irdisches Gut; ja, sie betete weit seltener, um etwas zu erlangen, als infolge der Sehnsucht nach dem Höchsten, in dessen Nähe das Gebet sie hinaufschwang. So lange sie sich ihm hingab, fühlte sie sich der Welt entrückt und gleichsam in der Lebensluft Gottes.

Auch diesmal brachte sie, während Els lauschte, kein Anliegen, das irdische Dinge betraf, an die das Dasein des Alls wie ihr kleines Sonderleben leitende Macht; aber sie betete, und im Verkehr mit dem Allmächtigen, der ihr ein trauter Freund war, vergaß sie, was sie schmerzte und ängstigte und womit man ihr weh that. Dabei aber geschah ihr, was sie der Aebtissin vorausgesagt hatte; denn es war ihr, als erhöbe sich die Seele des Geliebten mit ihr zu der reinen Höhe, in der sie verweilte, und als sei die irdische Minne, die ihr und ihm das Herz erfüllte, nichts wie ein Ausfluß der großen,

ewigen Liebe, als deren Verkörperung Gott ihr erschien und der Heiland.

Wie zwei Bäche, die einem und demselben großen, unversieglichen, reinen und wohlthätigen Quell entfließen, sich wiederfinden, um, nachdem sie gesondert dahingeflossen, als ein einziger Strom blühendes Wiesenland zu durchfluten und es grün und frisch zu erhalten, erschien sie sich selbst im Bunde mit Heinz. Die Liebe Gottes, die ihre und die seine waren jede für sich etwas Besonderes und dennoch das Gleiche, dennoch Teile und Spenden des großen Borns, der sie wie ihn und das ganze, große All belebte, erhielt und beseligte. Ewig war der Quell, dem ihre und seine Minne entsprang, und darum konnten beide kein Ende haben, mochte geschehen, was da wollte.

Aber noch standen sie beide in der Welt. Wie er sicherlich die ganze Kraft einsetzen würde, um sich des Vertrauens wert zu erweisen, das sein Kaiser und Herr in ihn setzte, so mußte auch sie in dem schweren Kampfe, den sie begonnen, die junge Kraft bewähren. Was sie eben erfahren, das waren Flammen des Schmiedefeuers gewesen, von dem die Mutter geredet, und wie elend war sie ihrer Glut entwichen. Das sollte anders werden! Oftmals hatte sie gewahrt, daß die Seele, wenn der Körper ermattet war, an Schwungkraft gewinne. Sollte es nicht angehen, diese zu benutzen, um den schwachen Leib ihrem Willen gehorsam zu machen? Indem sie die Lippen fest zusammenschloß und die eine Hand zur Faust ballte, nahm sie sich vor, es zu versuchen.



Neuntes Kapitel.



ährend Eva, allein mit sich selbst beschäftigt, diesen Entschluß faßte, stand Els tief atmend an dem offenen Fenster unter der Decke des Sitzungssaales und schaute und horchte zu ihm nieder.

Ihr gerade gegenüber stand der Spruch:

„Feldt Urtel auf erden, als ir dort woldt geurtheilt werden."

in deutscher und lateinischer Sprache*) geschrieben; unter diesen die Schöffen zur Gerechtigkeit mahnenden Worten aber war ein großes Wandgemälde zu sehen, das den ungerechten Richter Sisamnes darstellte, dem Henkersknechte in der Tracht der Nürnberger „Leben"**) unter den Augen des Königs Kambyses die Haut abzogen, um damit den Richterstuhl zu überziehen. Diesen hohen Sitz, auf dem der Beherrscher Persiens Recht sprechend thronte, zeigte ein anderes Bild. Ein drittes stellte das römische Heer dar, wie es auf Befehl des Kaisers Trajan den Marsch unterbrach, damit der Kaiser Zeit gewinne, die Klage einer Witwe gegen den Mörder ihres Sohnes anzuhören und den Uebelthäter zu strafen.

---

*) Judicium quale facis, taliter judicaberis.

**) Gehilfen des Henkers. Eigentlich „Löwen".

Doch Els schenkte diesen ihr wohlbekannten Gemälden keinen Blick, sondern schaute zu den dreizehn älteren und ebenso vielen jüngeren Männern nieder, die zu ihrer Linken tief unter ihr auf hochlehnigen Stühlen Rat hielten. Es waren die Bürgermeister der Stadt, von denen je ein älterer und ein jüngerer gemeinsam während eines Monats als „Frager" die Regierung des städtischen Gemeinwesens und die Geschäfte des „ehrbaren Rathes" leiteten.

Diesmal standen Albert Ebner und Jörg Stromer diesem Amte vor, während unter dem Geheimen Rat, den sieben der älteren Herren bildeten, als höchste, ausführende Behörde Hans Schürstab als zweiter und der alte Berthold Vorchtel als erster Losunger die höchsten Aemter innehatten.

Der tief gekränkte Vater nahm also in diesem Jahre die oberste Stelle im Rate und im ganzen Nürnberger Gemeinwesen ein, und von ihm vor allem hing es ab, wie sich das Geschick der Eysvogels wenden würde.

Els wußte es und sah ihn bangen Herzens ernst und bekümmert auf die Papiere schauen, die der Stadtschreiber Martin Schedel ihm eben von einem besonderen Pulte aus vorgelegt hatte. Neben ihm in der Mitte der mit grünem Tuche bezogenen Tafel saß der Oheim der Lauscherin, der kaiserliche Schultheiß Berthold Pfinzing, der im Namen des Herrschers dem Gerichtshofe vorstand.

Auch in seiner Eigenschaft als Schutzherr der Juden war er erschienen, und eben hatte Samuel Pfefferkorn, ein israelitischer Wechsler, nachdem er verhört worden war, den Saal verlassen.

Kaspar Eysvogel schaute ihm totenbleich nach. Das

schöne Haupt zitterte ihm, während der Schultheiß sich an Berthold Vorchtel, den obersten Losunger, wandte und laut genug, um von allen verstanden zu werden, anhob: „So wäre denn auch dies im reinen. Die große Schuld an den Juden ward von Herrn Kaspar mit Uebergehung seines Sohnes und Geschäftsteilhabers eingegangen, und daraus erklärt sich bis auf den Gulden die Verschiedenheit in den Aufstellungen des Vaters Eysvogel von denen seines Sohnes. — Der junge Mann ward geflissentlich über die schwerste Gefahr, die dem Geschäfte drohte, im Dunkeln erhalten. Für ihn mußte die Lage des Hauses mißlich, doch keineswegs verzweifelt erscheinen. Ohne die Siebenburgs und die anderen Placker, die das letzte bedeutende und aussichtsvolle Geschäft der Handlung in einen großen Verlust verwandelten, und nach Verkauf der liegenden Gründe hätte es sich vielmehr schnell wieder heben und bei vorsichtiger und geschickter Leitung die alte Blüte zurückerlangen können. Die ungeheure Summe, zu der die Schuld an Samuel Pfefferkorn heranwuchs, gibt der Lage der Dinge ein anderes Ansehen. Da ich aber als Schutzherr der Juden auch auf der Rückzahlung dieses Kapitals samt den üblichen Zinsen bestehen muß, wird das alte Eysvogelsche Haus außer stande sein, seinen Verpflichtungen nachzukommen; ja, die Gläubiger werden nur zum Teil befriedigt werden können. Es bleibt uns darum nichts übrig, als zu trachten, die gemeine Stadt und die beteiligten Bürger, so weit es angeht, vor Schaden zu wahren. Schuldig einer Strafe ist indes, meiner Meinung nach, nicht die gesamte Leitung des Hauses, sondern der Vater allein, der den wackeren Sohn, wie seine eigenen Angaben und die des Samuel Pfefferkorn

ergeben, im Dunkeln ließ und dem Geschäftsteilhaber — es fällt mir schwer, Herrn Kaspar dies ins Antlitz zu zu rufen — in verhängnisvoller Weise auch noch, als die Gefahr dringend wurde, widerrechtlich die Möglichkeit entzog, ein richtiges Bild von dem wahren Stande der Dinge zu gewinnen. So mag denn das Recht im Namen des Kaisers seinen Gang gehen."

Dem alten, großen und reichen Eysvogelschen Hause sprachen diese Worte das Urteil, und doch schlug Els das Herz hoch vor Freude, als nach einem kurzen Meinungsaustausche zwischen den versammelten Ratsherren der kaiserliche Schultheiß, indem er sich an den Herrn Vorchtel wandte, von neuem begann: „Euch, Herr Berthold, stünde es als oberstem Losunger zu, für den Angeklagten aus Eurer, des ehrbaren Rates, Mitte die Stimme zur Verteidigung zu erheben; da uns aber allen bewußt ist, wie schwere Kränkung Euch von seiten des Sohnes desselben Mannes widerfuhr, für den es Euch obliegen würde, zum Guten zu reden, so sollten wir Euch, meine ich, billig dieser Pflicht entheben und sie auf Herrn Hans Schürstab, den zweiten Losunger, oder auf Herrn Albert Ebner, den ältesten der regierenden Bürgermeister, übertragen, die, wenn auch nicht diesem betrübenden Falle, so doch den Eysvogels selbst ferner stehen im Guten wie im Bösen."

Erleichtert atmete Els auf; denn die beiden Genannten waren Wolff wohlgesinnte Männer; doch schon hatte sich Herr Vorchtel erhoben und begann zu reden, indem er das kluge, alte Haupt leise hin und her wiegte und sich den weichen grauen Bart durch die Hand gleiten ließ.

Gelassen, als rede er zu Freunden an der eigenen Tafel, begann er, und der Klang seiner tiefen Stimme

sowie der Ausdruck seines wohlgebildeten, alten Gesichtes wirkte auf die Anwesenden mit beruhigender Kraft.

Hochklopfenden Herzens fühlte Els, daß, was dieser Mann befürwortete, nichts Unrechtes sein könnte und daß es sicher sei, Annahme zu finden; denn wie ein unerschütterlich fester, in der Luft der Rechtschaffenheit und Ehre ergrauter Hüter der Pflicht und des Gesetzes stand er da unter den jungen und betagten Mitleitern des Nürnberger Freistaates. So hatte sie sich den Getreuen Eckart vorgestellt, so konnte ihr Wolff einmal aussehen, wenn das Alter ihm das Haar gebleicht und Arbeit und Sorgen die hochgewölbte Stirn mit Furchen durchzogen hatten. Berthold Vorchtel und andere „Ehrbare“, die ihm glichen: den greisen Konrad Groß, den großen, breitschulterigen Friedrich Holzschuher, dem das lange, schneeweiße Haar in vollen Wellen bis auf die Schulter niederfloß, den erst halb ergrauten Ulrich Haller, der an Wuchs und Haltung einem Fürsten glich, den stattlichen Hermann Waldstromer mit den hellen Weidmannsaugen, die edlen Brüder Ebner, die auch in einer Versammlung von Rittern und Grafen die Blicke auf sich gezogen hätten, ja die meisten von denen da unten hatte Kaiser Rudolf wohl im Auge gehabt, als er von dem Nürnberger Rate gesagt, er erinnere ihn an einen deutschen Eichenwald, in dem auf jeden der edlen Stämme guter Verlaß.

Solch ein edler, verläßlicher, fester Baum war Herr Berthold Vorchtel in jedem Zolle. Els sagte es sich, und ob sie auch wußte, wie weh es ihm gethan, daß Wolff sie selbst seiner Tochter Ursula vorgezogen und wie tief er den Tod seines Ulrich beklagte, war sie dennoch überzeugt, daß dieser Mann den Eysvogels an dieser Stelle nicht

nachtragen werde, was ihm von ihnen angethan worden; denn über seine alten Lippen kam kein Wort, das nicht gerecht war und würdig.

Und sie hatte sich nicht getäuscht; denn nachdem Herr Berthold auf seinem Rechte bestanden, nicht für Herrn Kaspar, wohl aber für sein Haus und seine Erhaltung die Stimme zu erheben, bemerkte er vorwegnehmend, er pflichte zwar dem Herrn Schultheißen in allen Stücken bei, dennoch aber gedenke er zu zeigen, daß es zu Gunsten der gemeinen Stadt sich empfehle, das Eysvogelsche Haus nicht ohne weiteres dem Ansturme preiszugeben, den die eigene Schuld seines Leiters gegen das alte, wohlgefestigte Bauwerk heraufbeschworen.

Darauf wandte er sich zu den Papieren und Pergamenten, zu denen der Stadtschreiber eben einige Bücher und Rollen gefügt. Nüchtern und sachlich genug klang seine klare, oft von Einblicken in die vor ihm ruhenden Schriften unterbrochene Rede. Die in Zahlen ausgedrückte Höhe der Summen, die die Eysvogelsche Handlung schuldete, sowie die Namen seiner Gläubiger in Nürnberg, Augsburg, Ulm und Regensburg, in Venedig, Mailand, Brügge und anderen deutschen und ausländischen Städten bildete den wichtigsten Bestandteil seiner Rede. Dabei griff er oft nach Kreide und Rechenbrett und schrieb auf den grünen Tischüberzug mit rascher Hand ganze Reihen von Zahlen nieder, und besonders die jungen Bürgermeister lächelten einander voller Bewunderung zu, wenn der alte, geübte Kaufmannskopf im Nu zusammenzählte und abzog, wofür sie selbst doppelt langer Zeit bedurft hätten.

Der Lauscherin am Fenster schwirrte die Menge der Zahlen und Namen wie das Gesumme eines Mücken-

schwarmes vor den Ohren. Sie zu fassen und zu behalten war ihr unmöglich, und staunend folgte sie dem Greise, der dies wüste Gewirr so klar übersah und ihm so sicher entnahm, wessen er für seine Zwecke bedurfte.

Als er schloß und mit einem lauten „Also“ das Ergebnis mitzuteilen begann, nahm sie alles, was ihr an Geisteskraft innewohnte, zusammen, um es zu verstehen. Es gelang ihr auch; doch ihr wankten die Kniee, als sie die Höhe der Summen nennen hörte, die der Handlung anderen heimzuzahlen oblag.

Als Herr Berthold aber endlich die Schätzung des Eysvogelschen Vermögens an Waren, Baulichkeiten und liegenden Gründen mitteilte, staunte sie von neuem. Für so reich hätte sie die stolze Sippe Wolffs doch nicht gehalten, aber der Schluß dieser Aufstellung brachte wieder eine große Enttäuschung; denn mit Einschluß des Kapitals, das Herr Kaspar dem Juden Pfefferkorn entliehen, übertrafen die Verpflichtungen des Geschäftes seinen Besitz viel weiter als Els es bei der Größe seines Vermögens erwartet.

Ueber den Stand des Eigentums ihres Vaters war sie völlig im Dunkeln; daß es aber auch nicht von fern hinreichen würde, um hier zu helfen, das glaubte sie zu wissen. Und es schien sich in der That so zu verhalten; denn als Berthold Vorchtel von neuem das Wort ergriff, begann er Ernst Ortliebs zu gedenken. Teilnahmsvoll bedauerte er die unerhörte Beleidigung, die ihn zu der beklagenswerten Gewaltthat fortgerissen, die ihn verhinderte, an dieser Beratung teil zu nehmen. Vor seiner Abführung auf den Luginsland habe er ihm indes eine wichtige Vollmacht erteilt. Unter gewissen Bedingungen — doch freilich nur unter ihnen — stelle er ihm für

die Ordnung dieser Angelegenheit einen ansehnlichen Teil seines Vermögens zur Verfügung. So beträchtlich die verheißene Summe aber auch sei, genüge sie doch mit nichten, die Eysvogelsche Handlung vor dem Zusammenbruche zu retten. Trotzdem sei er, Berthold Vorchtel, der Meinung, daß ihr Sturz um jeden Preis verhindert werden müsse. Wie ernst es ihm mit dieser Ansicht sei, denke er mit dem besten Mittel zu beweisen, das dem Kaufmanne zu Gebote stehe: mit dem Einsatz eigenen, und zwar nicht eben unbedeutenden Kapitals.

Bei diesen Worten bemächtigte sich eine starke Bewegung der versammelten Männer, und Els sah, wie der Ohm Schultheiß dem alten Herrn einen Blick zuwarf, der ihn der warmen Anerkennung eines Gleichgesinnten versicherte.

Kaspar Eysvogel, der, in sich zusammengesunken, die Darlegungen des ersten Losungers, in die sich manches bittere Wort über sein Verhalten gemischt, widerspruchslos, ja, wie es schien, stumpf und nicht mehr fähig, ihnen im einzelnen zu folgen, hatte über sich ergehen lassen, richtete sich wieder auf und schaute Herrn Berthold, als wage er nicht, den eigenen Ohren zu trauen, fragend ins Antlitz; dieser aber blickte an ihm vorbei, indem er fortfahrend bemerkte, was er für die Eysvogelsche Handlung thue, geschehe keineswegs mit Rücksicht auf den Mann, der sie bisher geleitet, oder die Seinen, sondern ausschließlich zu Gunsten der guten Stadt, deren geschäftliche Angelegenheiten zu leiten das Vertrauen des Rates ihn berufen, und ihres Handels, dessen Gedeihen den meisten Ehrbaren, die hier um ihn versammelt, in gleicher Weise am Herzen liege.

Zustimmende Rufe und Geberden begleiteten den letzten

Satz; Berthold Vorchtel aber knüpfte an diese Kundgebung an, indem er bemerkte, sie zeige ihm, daß, wo es noch fehlte, der Rat im Namen der gemeinen Stadt sich geneigt finden würde, das Seine zu thun.

Diesem Ausspruche folgte auf mehreren Seiten leiser und von einem Sitze aus auch lauter Widerspruch, und Herr Berthold überhörte ihn nicht. Indem er sich an Peter Ammon, einen der Hauptgläubiger der Eysvogels, der am lebhaftesten Einspruch erhoben, wandte, bemerkte er, niemand könne es schärfer als ihm widerstreben, die Mittel des Gemeinwesens in Anspruch zu nehmen, um einem Bürger, der durch eigenes Verschulden in eine üble Lage geraten, vor den Folgen seiner Handlungsweise zu bewahren; dagegen werde man ihn stets — und in diesem Falle mit besonderem Eifer — bereit finden, einem solchen trotz der begangenen Fehler beizuspringen, wenn er glaube, die gemeine Sache dadurch vor schwerem Schaden zu bewahren.

Dann bat er für eine Abschweifung um Gehör, und da ihm von allen Seiten zugerufen wurde, er möge reden, begann er. In kurzen, klaren Sätzen zeigte er, wie sich der Nürnberger Handel aus kleinen Anfängen zu seiner jetzigen Höhe erhoben. Statt des zaghaften und ungeordneten Austausches der Güter bis zum Main, dem Rhein und der Donau habe jetzt ein regelmäßiger Verkehr mit Venedig, Mailand und Genua, mit Böhmen und Ungarn, mit Flandern, Brabant und der Ostseeküste begonnen. Nachdem besonders der Handel mit den italienischen Städten, und durch sie auch mit der Levante, unter den Hohenstaufen den ersten glücklichen Aufschwung genommen, habe er während der verhängnisvollen Zeit, in der fremde

Namenskaiser Deutschland und sein Wohlergehen vernachlässigt hätten, die schwerste Einbuße erfahren. Durch die Wahl Rudolfs von Habsburg, der mit Kraft, Wohlwollen und Verständnis auch der Sicherheit des Warenaustausches in den Landen, über die er gebiete, seine Aufmerksamkeit zugewandt habe, wären wieder bessere Tage für den Kaufmann gekommen, und es liege auf der Hand, was seine Arbeit fördere, was sie schädige und der wohlverdienten Frucht beraube. Das Vertrauen im Inland und in der Fremde sei die Grundlage des Gedeihens nicht nur des Nürnberger, sondern eines jeden Handels im Großen. Unter den Staufen hätten ihre redlichen Väter dies Vertrauen so trefflich gefestigt, daß man überall, wo er Fuß gefaßt, dem Nürnberger Kaufmann vor vielen, ja vielleicht vor allen anderen Achtung und Zutrauen schenke. Die Unsicherheit der Straßen und des Rechtes in der Willkürzeit vor der Wahl des Habsburgers hätte dies hohe Gut erschüttert; seit Rudolf aber mit kraftvoller Mannheit das Scepter führe, den Verkehr sichere und das Recht handhabe, sei auch das Vertrauen wiedergekehrt, und um dies aufrecht zu erhalten, sei kein Opfer zu teuer. Was ihn, Berthold Vorchtel, angehe, werde er sich selbst nicht schonen, und wenn er der gemeinen Stadt zumute, es ihm nachzuthun, würde er es zu verantworten wissen.

Hier wurde er von lauten Rufen des Beifalls unterbrochen; doch er achtete ihrer nicht, sondern fuhr gelassen fort: „Und es gilt nach zwei Richtungen hin das Vertrauen auf den Nürnberger Kaufmann, seine Redlichkeit und die ihm zu Gebote stehenden Mittel zu sichern. Die Geschäftsfreunde in der Nähe und Ferne müssen fort-

fahren dürfen, fest wie auf Fels und Eisen auf unsere Zuverlässigkeit zu bauen. Brachten wir die hoffärtigen Welschen schon dahin, uns nachzusagen, unter den deutschen Städten, die Blinde wären, sei Nürnberg einäugig, so sollten wir sie jetzt auch zwingen, uns zu denen zu zählen, die mit beiden Augen sehen, und zwar mit den redlichen, Vertrauen weckenden blauen Augen des Deutschen. — Aber um dies Ziel zu erreichen, bedürfen wir des kaiserlichen Schutzes, der wachen Macht eines gerechten, uns wohlgesinnten Herrschers. Die Förderung, die unser Handel den Staufen dankte, beweist es; die kaiserlosen Jahre zeigten dagegen, was dem Handel und Verkehr droht, sobald dieser Beistand uns mangelt. Privilegien und Gerechtsame aus der Hand des Königs ebneten uns die Wege, auf denen wir es jetzt den anderen zuvorthun. Neue und immer wichtigere zu erwerben, muß unser Ziel sein. Seit dem ersten Reichstage, den Kaiser Rudolf hier abhielt, zeigte er uns, daß er uns hoch hält und wert seines Zutrauens. Durch mancherlei wichtige Privilegien gab er es uns zu erkennen. Dies Zutrauen, das der Urquell der wichtigsten Bevorzugungen Nürnbergs ist und bleiben wird, aufrecht zu erhalten, gebietet uns Kaufleuten die Klugheit, uns Leitern der gemeinen Stadt die Sorge für ihr Gedeihen. Aber, meine ehrbaren Freunde, so ungern ich es auch thue, muß ich euch dennoch erinnern, daß eben jenes Zutrauen schon hier und da durch die Schuld einzelner eine Erschütterung erfuhr. Wer hätte wohl die Geschichte von der schönen Mütze des unseligen Meisters Mertein vergessen, der uns ja schon in jene Welt voranschritt. Wohl ging sie nur von einem einzigen räudigen Schafe aus, sie gereichte aber dennoch der gesamten

Herde zur Unehr. Vielleicht weil sie sich so bald nach der Wahl Rudolfs zum Könige auf dem ersten Fürstentage in unserer guten Stadt zugetragen hatte, prägte sie sich unserem kaiserlichen Herrn so tief ins Gedächtnis. Noch vor wenigen Stunden begehrte er Auskunft von mir über den traurigen Handel, der uns hier beschäftigt, und da ich in Aussicht stellte, der Gemeinsinn und die Redlichkeit meiner Landsleute, Mitbürger und Ratsgenossen würde ihn unschädlich für die einheimischen und fremden Geschäfte machen, deutete er auf jene Geschichte, und zwar keineswegs in dem scherzhaften Sinne, mit dem er weiland des ärgerlichen Vorfalles gedachte, der niemand zur Ehre gereichte als seiner damals noch — sieben Jahre sind es her — so oft mit Heiterkeit vermischten Klugheit."

Als der Redner auf diesen viel besprochenen Handel hinzuweisen begonnen, war ein Lächeln über die Züge der Lauscherin geflogen; denn sie erinnerte sich seiner gar wohl, und die Geschichte von Kaiser Rudolf und der Mütze wurde immer noch zu Ehren der Geistesgegenwart des weisen Habsburger Richters erzählt.

Während des Fürstentages hatte nämlich ein Nürnberger Bürger einen Sack mit zweihundert Guldein von einem fremden Kaufmanne, der Herberge bei ihm gefunden, zur Aufbewahrung erhalten; als aber das ihm anvertraute Gut zurückverlangt wurde, geleugnet, es überhaupt an sich genommen zu haben.

Dieser schmähliche Vorfall war dem Kaiser hinterbracht worden; er aber hatte ihn scheinbar unbeachtet gelassen und Meister Mertein unter anderen Bürgern, die ihm vorgestellt zu werden begehrten, empfangen. Der unredliche Mann war in schmucker Festtracht erschienen,

und als er seine Mütze, ein prächtiges Stück, das mit kostbarem, nordischen Pelzwerk verbrämt war, verlegen drehte, während der durchdringende Blick des kaiserlichen Auges ihn traf, hatte der Herrscher sie ihm aus der Hand genommen, sie wohlgefällig betrachtet und sie sich mit der Versicherung, sie würde auch dem Könige stehen, auf das eigene, hohe Haupt gesetzt. Diesem und jenem war er noch näher getreten, um ihm ein Wort zu vergönnen, und hatte sich dann, als habe er vergessen, daß er die fremde Kopfbedeckung trage, entfernt, um einem Boten zu gebieten, die Mütze sogleich zu der Hausfrau ihres Eigentümers zu bringen, sie ihr als Beglaubigungszeichen zu weisen und ihr aufzutragen, den ihm von dem fremden Kaufmanne anvertrauten Sack auf die Burg zu bringen. Das Weib hatte gethan, wie ihm geheißen, und der Betrüger war entlarvt.

Wie Els, so kannte jeder Anwesende diese Geschichte, die ein so grundfalsches übles Licht auf die Redlichkeit der Bürgerschaft warf. Wem wäre der Gedanke, daß Rudolf auch während seines jetzigen Aufenthaltes unter ihnen Zeuge der Benachteiligung anderer durch einen Nürnberger Kaufherrn werden sollte, nicht peinlich erschienen? Wer hätte Herrn Berthold jetzt entgegentreten mögen, da er entschiedener noch als vorher verlangte, das Gemeinwesen habe das Seine beizutragen, um den Glauben an die Zuverlässigkeit der Nürnberger Bürgerschaft und besonders des ehrbaren Rates und jedes seiner Glieder aufrecht zu erhalten?

Als er aber die hohe Summe nannte, mit der er selbst, und die andere, mit der Ernst Ortlieb sich unter gewissen Voraussetzungen bei der Ordnung dieser Angelegenheit zu beteiligen gedachte, trat auch Peter Ammon

von seinem Widerspruche zurück. Der Antrag des ersten Losungers fand einstimmig Annahme und ebenso die Bedingung, die sein Amtsbruder Ortlieb stellte. Kaspar Eysvogel aber, dem dieser Beschluß das Schwerste auferlegte, ließ ihn mit stummem Achselzucken über sich ergehen.

Wie schlug Els das Herz so hoch, wie gern wäre sie hinunter in den Sitzungssaal geeilt und hätte dem alten, wackeren Herrn dort am grünen Tische die Hände gedrückt, als er erklärte, die Leitung des neu gekräftigten Eysvogelschen Geschäftes müsse infolge der Bedingung Ernst Ortliebs, die er auch zur seinen mache, aus der Hand des Herrn Kaspar in die seines Sohnes Wolff übergehen, sobald die kaiserliche Gnade ihm aus dem Versteck hervorzutreten gestatte. Er, Berthold Vorchtel, werde keine Klage gegen ihn erheben; denn er wisse, daß Wolff gezwungen worden sei, das Schwert mit seinem Ulrich zu kreuzen. Nach schwerem Ringen mit sich selbst sei er zu diesem Entschlusse gelangt. Als Christ und billig denkender Mann habe er dem menschlichen Verlangen nach Rache entsagt, und als sei Gott der Herr bedacht gewesen, ihm ein Zeichen seiner Billigung zu erteilen, habe er ihm einen Ersatz für den Erschlagenen in das stille Haus geführt.

Neue Rufe des Beifalles unterbrachen diese Mitteilung, deren Sinn indes auch Els verborgen blieb.

Kein Wort des Widerspruches erhob sich, als der kaiserliche Schultheiß endlich vorschlug, Kaspar Eysvogel sollte samt den Frauen seines Hauses die Stadt verlassen und die schweren Vergehen, die ihm zur Last fielen, mit zehn Jahren Verbannung büßen. Eins seiner Güter, das er der Stadt zu erwerben rate, möge ihm zum Auf-

enthalt angewiesen werden. Die Tochter des Herrn Kaspar, Isabella Siebenburg, hätte bereits mit ihrem Zwillingspaare bei dem Ritter Heideck Unterkunft gefunden. Ihr Gemahl, der sich mit seinen verbrecherischen Brüdern vereinte, werde bald genug der strafenden Gerechtigkeit anheimfallen und ernten, was er gesät. Für die endgültige Ordnung dieser Angelegenheit bitte er den ehrbaren Rat, etliche Bevollmächtigte zu ernennen, denen er sich gern anschließen werde.

Dann erhob sich Herr Vorchtel noch einmal und bat die ehrbaren Freunde, dem neuen Leiter des Geschäftes mit allem Vertrauen entgegenzukommen; denn aus den Büchern des Hauses und den Aufstellungen, die er in seinem Verstecke gemacht und dem Rate zugesandt habe, hätte er und der Herr Stadtschreiber mit ihm die Ueberzeugung gewonnen, daß er zu den umsichtigsten und tüchtigsten jungen Kaufleuten Nürnbergs gehöre. Diese Ansicht würde auch von den hervorragendsten Geschäftsfreunden des Hauses geteilt.

Das that der Lauscherin wohl. Während aber der Redner sich unter lebhafter Zustimmung der Amtsbrüder niederließ und Herr Kaspar Eysvogel am Arm seines Vetters Konrad Teufel schwankenden Schrittes und wie gebrochen den Saal verließ, nahm sie auch wahr, wie der Stadtschreiber Schedel nach einem flüchtigen Blick in die Höhe auf die Seitenthür zuschritt, durch die man auf die in seine Gemächer führende Treppe gelangte.

Gewiß hatte er im Sinne, sie von dem Ausfalle der Verhandlung zu unterrichten. Aber der alte Herr würde immerhin einiger Zeit bedürfen, um zu ihr zu gelangen, und so lauschte sie noch einmal hinunter.

Da hörte sie noch den Ohm Schultheiß von der unseligen That ihres Vaters reden und ihn dem Rate darlegen, wie der Name der aller Ehren reichen Töchter des Herrn Ernst unschuldig und infolge schändlicher Afterrede in den Mund der Leute geraten. Dann ließ sich der schleppende Schritt des freundlichen Greises dicht an der Thüre vernehmen.

Nun gab sie das Lauschen auf, um dem Glücksboten entgegenzueilen, und der alte Herr wollte den eigenen Augen nicht trauen, als ihm aus dem schönen, frischen Antlitz des Mädchens, das vorhin, in seiner Angst und Bläße, tiefes Mitleid in ihm erweckt hatte, helle Glückseligkeit entgegenstrahlte.

Daß ihm ein anderer als Freudenbote vorausgeeilt sei, war kaum denkbar, und der Herr Stadtschreiber hatte trotz seiner zweiundsiebenzig Jahre den Scharfblick der Jugend bewahrt. Als er mit Els den Vorsaal betrat und dort das offene Fenster und neben ihm die weiße Riese gewahrte, die sie, um besser zu hören, abgelegt hatte, befreite er sich von dem Arme, mit dem sie ihm die Schulter umfangen, drohte ihr verschmitzt mit dem Finger und rief: „Gut, daß ich dort nur noch die Riese und nicht mehr die Lauscherin finde! Ich müßte sie sonst wegen unbefugten Eindringens in die Geheimnisse des ehrbaren Rates dem Büttel oder gar den Folterknechten überantworten. Dem linnenen Tuche den Prozeß zu machen, geht doch nicht wohl an.“



Zehntes Kapitel.

Um weniges später verließen die Schwestern das Rathaus. Die Riese war so fest um ihr Antlitz geschlungen, daß sie ihre Züge völlig verbarg; der dünne Stoff gestattete ihnen aber doch zu erkennen, wie Berthold Vorchtel am Arme des jungen Bürgermeisters Hans Nützel den Saal verließ, wo die anderen Ehrbaren noch immer tagten. Indem er auf den alten Herrn wies, gab der Stadtschreiber Els mit einem vielsagenden Lächeln zu wissen, daß Ursula Vorchtelin sich mit dem tüchtigen und liebenswerten jungen Manne, auf den er sich stützte, versprochen, und der Bräutigam seiner Tochter zugleich eingewilligt habe, dem Schwiegervater neben dem jüngeren Bruder des gefallenen Ulrich bei der Leitung seines großen Geschäftes Beistand zu leisten. Dem wackeren, alten Herrn sei diese große Freude zu gönnen, und als er Ursula heute morgen begegnet, habe er sie zum erstenmal seit langer Zeit, trotz ihrer Trauerkleider, wie ein frohgemutes junges Geschöpf, das sie doch sei, wieder ins Leben schauen sehen. Das neue Glück habe sie wunderbar verschönert, und ihr Verlobter sei der Mann, es zu erhalten. Auch ihr, der Els, meine er, werde diese Nachricht genehm sein.

Da drückte das Mädchen ihm kräftig die Hand; denn dem Erfreulichen, das sie eben erfahren, setzte diese gute Kunde die Krone auf. Der Vorwurf war nun beseitigt, der, wie ungerecht er auch sein mochte, Wolff manche Stunde verdorben und so verhängnisvolle Folgen nach sich gezogen hatte. Auch ihr selbst war das veränderte Wesen der „Ursel" oft wie eine stumme Anklage erschienen. Als eigenes Glück empfand sie es dankbar, diejenige, die sich von ihrem Herzliebsten verlassen gewähnt, jetzt auch glücklich zu wissen.

Eva nahm Ursulas Verlobung gleichfalls eine Last von der Seele, nur verstand sie nicht, wie eine Jungfrau, die das Herz einmal einer großen Minne geöffnet, sich entschließen konnte, einem andern anzugehören als dem Geliebten. Els begriff sie; ja sie hätte an ihrer Stelle ebenso gehandelt, und wäre es nur, um dem schwer heimgesuchten Vater eine frische Blume in den welkenden Freudenkranz zu flechten.

Bis zum großen Eingangsthore des Rathauses gab ihnen der Stadtschreiber das Geleite.

Dort standen mehrere Büttel und Stadtknechte beisammen, und während der alte Freund verhieß, das Seine für die Freisprechung Ernst Ortliebs zu thun und die Mädchen dem Schutze eines der Wächter empfahl, röteten sich die Wangen Evas; denn ein Ratsbote war eben zu den anderen getreten, und aus seinem Munde klang ihr der Name des Ritters Schorlin und seines Dieners Walther Biberli entgegen. Auch Els wurde aufmerksam; während aber die Schwester verwirrt die Hand auf das Herz drückte, frug sie den Stadtschreiber unbefangen, was es mit dem Ritter und seinem Diener,

der sich um ihre Gürtelmagd bewerbe, auf sich habe. Da erfuhr sie, daß aus der Sitzung des Rates soeben der Befehl ergangen sei, den Herrenknecht zu verhaften.

Während der Verhandlungen über die Verleumdungen, die sich die Schwestern Ortlieb so ruchlos zum Ziele wählten, mußte sein Name genannt worden sein. Wie und in welcher Verbindung, war jetzt indes nicht zu erfragen; denn die Sonne neigte sich schon dem Untergang entgegen, und wenn die Mädchen den Vater noch sprechen wollten, war keine Zeit zu verlieren.

Dennoch, und obgleich Kätterle eben meldete, die Gräfin Montfort warte draußen in ihrer großen Sänfte auf die Jungfrauen, wurden diese noch einmal aufgehalten, denn ohne dem Stadtschreiber zu danken und ihm Lebewohl zu sagen, wollten sie das Rathaus nicht verlassen. Er weilte immer noch in der Nähe, doch hatte ihn der Hauptmann der Stadtknechte beiseite genommen und teilte ihm etwas mit, das keinen Aufschub zu dulden schien und den alten Herrn veranlaßte, die Schwestern mehr als einmal ins Auge zu fassen.

Eva bemerkte es nicht; denn die Verhaftung Biberlis, die doch wahrscheinlich mit Heinz und mit ihr selbst zusammenhing, hatte in ihr eine Reihe von beunruhigenden Gedanken erweckt, die sich auf den Geliebten und seinen treuen Diener bezogen; Els bekümmerte sich nur um die Vorgänge in ihrer Nähe und empfand mit voller Sicherheit, daß die Mitteilungen des Hauptmannes nicht nur die vier Handwerksburschen und drei Weiber angingen, die eben über den Hof in das „Loch“ geführt wurden und auf die der Erzähler mehrmals hinwies, sondern besonders sie und die Schwester.

Als der Stadtschreiber sich ihnen endlich wieder zuwandte, warf er leicht hin, ein häßlicher Auflauf sei vor dem Ortliebhofe zerstreut worden. Dann lud er beide Mädchen mit dringender Herzlichkeit ein, die Nacht unter dem Schutze seiner alten Hausfrau zu verbringen. Als sie dies ablehnten, versicherte er in beruhigendem Tone, es werde Sorge getragen werden, sie vor jeder Unbill zu schützen. Er habe mit ihrem Oheim zu reden. Und was er dem Schultheiß zu sagen hatte, schien keinen Aufschub zu dulden; denn mit einer dem bedächtigen Greise sonst fremden Hast rief er den Schwestern einen kurzen Abschiedsgruß zu und verließ sie.

Gräfin Cordula hatte indes das Warten in der Sänfte zu lange gedauert. Mit großen Schritten rauschte sie in dem zeisiggrünen Seidengewande den neuen Freundinnen entgegen. Die Schleppe fegte den Boden; vorn aber war das Kleid so hoch aufgenommen, daß man die braunen Weidmannsstiefel sah, die ihr den wohlgebauten Fuß umschlossen. In der Hand schwenkte sie die schwere Reitpeitsche, und ihre Lieblinge, zwei schwarze Dackel mit gelben Flecken über den Augen, folgten ihr nach.

Da es verboten war, Hunde mit in das Rathaus zu bringen, versuchte der Thorhüter sie aufzuhalten; sie aber faßte, ohne sich um seinen Einspruch zu kümmern, Els bei der Hand, winkte Eva und schickte sich an, den auf den Markt führenden Gang zu verlassen.

Dabei fiel ihr Blick auf den Hof, wo jetzt, kurz nach dem Ave Maria, allerlei Leute zusammengekommen waren. Hier standen, von Bütteln bewacht, Landstreicher und unehrliche Männer und Weiber, falsche Blinde und Lahme, Gauner und anderes zerlumptes Volk, das man bei un-

gesetzlichen Handlungen oder ohne das Bettlerzeichen ertappt. Dort unterredeten sich dunkel gekleidete Bedienstete des Rates über amtliche und andere Dinge. In der Nähe des „Loches“ rastete eine kleine Schar von Kriegsknechten und ließ den Weinkrug, den der ehrbare Rat ihr spendete, von einem zum andern wandern. Der Rotrock*) erteilte seinen „Leben“**) Befehle, während sie ein neues Folterinstrument, das für die Kammer neben dem Sitzungssaale bestimmt war, in der man die Leugnenden zu besseren Aussagen zwang, über den Hof trugen. In einer schattigen Ecke hockten alte Leute, der Not verfallene, dürftig gekleidete Weiber und blasse Kinder, Stadtarme, die aus der Rathausküche zu dieser Zeit Speise empfingen. Etliche Geistliche und Mönche traten in den Flügel des Hauses, der das „Loch“ mit seinen verschiedenen Kerkerkammern und den größten Folterraum enthielt, um den Gefangenen und den Wundgemarterten, die man noch nicht auf die Schweinau abgeführt hatte, die Tröstungen des Glaubens zu spenden.

Die scharfen Augen der Gräfin schweiften von einem zum andern. Als sie den Armen begegneten, hefteten sie sich an eine Frau mit hohlen, totenbleichen Wangen, der ein kläglich abgefallener Säugling an der leeren Brust lag, und schnell füllten sie sich mit Thränen.

„Du,“ raunte sie der alten Martsche zu und nahm einige Goldstücke aus der Gürteltasche. „Bring das den Aermsten. Du bist ja verständig. Verteile es so, daß mehrere etwas davon haben und es an die Rechten kommt.

---

*) Henker.

**) Gehilfen des Henkers („Löwen“).

Zeit kannst Du Dir nehmen. Weder Dich noch Kätterle haben wir nötig. Geht nur beide nach Hause! Ich führe die Jungfrauen zu dem Herrn Vater und auch wieder heim. Wo ich dabei bin, gibt es nichts Uebles zu besorgen."

Dann wandte sie sich nochmals dem „Loch" zu, und als sie dabei die Leute gewahrte, die dort lärmend auf ihre Unterbringung warteten, wies sie mit der Peitsche auf sie hin und rief: „Das ist ein Teil des Gesindels, das euch auf den Hals gehetzt wurde. Gleich werdet ihr's hören. Jetzt aber kommt!"

Damit ging sie den Mädchen voran und drängte sie, da sich allerlei Leute um die ungewöhnlich große und stattliche Sänfte versammelt hatten, schnell einzusteigen; denn sie wünschte zu vermeiden, daß die Neugierigen die Schwestern erkannten. Der vergoldete Kasten, den zwei gewaltige Brabanter Rosse derartig trugen, daß er zwischen dem Schweife des vorderen und dem Haupte des hinteren schwebte, hätte auch noch einen vierten Insassen aufnehmen können.

Als er sich schwankend fortbewegte, wies Cordula auf die verhangenen Fenster und sagte: „Schmählich, nicht wahr? Aber es ist besser so, Kinder. Der Erzschelm Siebenburg brachte die Leute um das bißchen Verstand, und die Katze von einer Kerzenhändlerin, sowie ihr Kumpan, der Schneider, oder besser sein Anhang, haben, was davon noch übrig blieb, vollends vergiftet. Wie schnell das doch wirkte! Das Gute, dünkt mich, kommt langsamer vorwärts. Euer heißblütiger Herr Vater verdarb zwar dem alten Geißbock auf einige Zeit die Lust, um das hübsche Metzlein zu freien, doch seine

Gevattern und Gevatterinnen, Vettern und Basen, und was in seiner Werkstätte schafft, ließen sich, scheint's, von seiner künftigen Frau Schwiegermutter zu der ruchlosen Thorheit verleiten, die das krakehlende Häuflein, das ihr im Rathaushofe sahet, dahin führte, sich mit einem harten Nachtlager im ‚Loch' begnügen zu müssen."

„Sie haben," fuhr Els unwillig auf, „uns zu Schaden und Schimpf, ich weiß nicht was, unternommen."

„Unternehmen wollen, Jungfrau Klugheit," versicherte die Gräfin und strich Els beruhigend über den Arm. „Wir hielten die Augen offen, und ich half mit, ihnen das Handwerk legen. Vor eurem Hause rottete das Gesindel sich johlend und heulend zusammen, und wie ich in eurem Chörlein ans Fenster trat, begann ein Gezeter, als gelte es, die Mauern von Jericho zum zweitenmal zum Einsturz zu bringen. Einige Buben warfen sogar, was sie im Straßenschmutz fanden, zu mir hinauf. Allerliebste Sächelchen! Es war auch eine tote Ratte darunter; ich sehe das Schwänzlein noch fliegen! Doch unsere Dorfbuben verstehen sich besser aufs Werfen. Bevor das Schlimmste noch anging, hatt' ich schon unter Beirat des Stallmeisters und unseres klugen Kaplans das Nötige veranlaßt und die Wache am Frauenthor zu Hilfe rufen lassen. Allzu eilig schienen es indes die Herren Stadtknechte nicht eben zu haben. Da trat ich denn selbst in die Bresche und rief, als es zu bunt wurde, hinunter, wer ich sei, und zeigte ihnen dazu meine Armbrust mit dem Bolzen an der Sehne. Das half. Nur etliche Weiber ließen nicht ab, auch gegen mich greuliche Schimpfreden zu führen. Da trat der Kaplan ans Fenster, und nun ward es stille. So eindringlich er aber auch sprach,

vom Platze wich keiner, bis die Scharwache kam, den ganzen Troß auseinander trieb und etliche aufgriff."

Da zog Els, die neben ihr saß, sie an sich und küßte sie dankbar, Eva aber hatten sich schon bei Beginn des Berichtes der Gräfin vor Schmerz über diese neue Schmach und die feindselige Gesinnung so vieler die Augen mit Thränen genetzt; doch es war ihr gelungen, ihrer Herr zu werden. Sie wollte nicht weinen. Auch den wüsten und traurigen Vorgängen vor dem „Loche" hatte sie sich, ohne mit der Wimper zu zucken, zuzuschauen gezwungen. Sie mußte aufhören, das schwache Kind zu sein, das sie bis dahin gewesen. Wie recht hatte die sterbende Mutter gehabt! Um kämpfen und siegen zu können, durfte sie sich dem Leben und seinen Einflüssen nicht entziehen, die sie, schonte sie sich nur nicht selbst, zu dem widerstandsfähigen Geschöpf umzubilden verhießen, das sie zu werden begehrte.

Tief atmend war sie den letzten Worten der Erzählerin gefolgt, und als Els Cordula an sich zog, hob sie die kleine, zur Faust geballte Hand und rief in leidenschaftlicher Erregung: „O, wär' ich doch nur mit Euch zu Hause gewesen! Ihr seid mutig, Gräfin; aber auch ich hätte mich nicht vor ihnen gefürchtet. Aus freien Stücken hätt' ich mich zur Zielscheibe ihrer Bosheit gemacht und ihnen ins Gesicht gerufen, daß nur armselige Verblendete oder ruchlose Schelme Steine auf meine Els werfen können, die tausendmal besser ist als sie alle."

„Und auf Dich, Du liebes, tapferes Kind," fügte Cordula mit bewegter Stimme hinzu.

Schon seit dem Tage nach dem Brande im Kloster hatte die Gräfin die Laune aufgegeben, Heinz Schorlin

für sich zu gewinnen. Sie wußte jetzt, daß, was gut an ihr war, lauter für den stillen Mann sprach, der sie aus den Flammen getragen. Die Liebe des Ritters Altrosen hatte sich als echt bewährt, und sie wollte es ihm danken; aber auch das Herz des lieblichen Geschöpfes ihr gegenüber war voll von wahrer, tiefer Liebe, und was sie für Eva thun konnte, der sie gut war, seit ihr Leid ihr das weiche Herz gerührt, das sollte geschehen.

Beide Schwestern wußten jetzt, wie wohl Cordula es meinte, und die innige Freude, die sie zu erkennen gab, als Els ihr erzählte, was der Rat beschlossen, bewies deutlich genug, daß die mutter- und geschwisterlose junge Gräfin sich wie eine dritte Schwester an die Töchter ihres Gastfreundes anschloß. Das Verhalten des alten Herrn Vorchtel gegen den Mann, der ihm so schweres Herzeleid bereitet, griff ihr tief in die Seele. Das war schön, das war edel, daran hätte der Heiland selbst sich gefreut. „Machte der wackere Alte sich nur etwas daraus," rief sie, „lieber als dem schönsten jungen Ritter böt' ich ihm die Lippen zum Kusse."

Obgleich zwei berittene Jäger des Grafen Montfort und einige Büttel die auffallend große und prächtige Sänfte begleiteten, war ihr eine ganze Schar von Neugierigen gefolgt; doch mochte wohl die Meinung herrschen, die Begleiterinnen der Gräfin gehörten zu ihren Frauen. Erst als sie vor dem Luginsland ausstiegen, erkannte eine alternde Wäschermagd, die bei den Ortliebs „geschafft", die Schwestern, wies sie den anderen und versicherte, ihr züchtiger Sinn trage es schwer, einem Hause Dienste geleistet zu haben, wo dergleichen hätte vorkommen können. Da legte ein Schneiderlehrling, der die ganze Zunft in

dem verwundeten Meister Seubolt beleidigt sah, die Finger an den breiten Mund und ließ einen weithin schrillenden Pfiff ertönen; aber schon im nächsten Augenblick hatte ihn eine kräftige Faust zum Schweigen gebracht. Es war die des jungen Knechtes Ortel. Er war hierher gekommen, um Herrn Ernst im Luginsland aufzusuchen und ihm zu erklären, daß er und seine Schwester Metz, trotz der Mutter und des Vormunds, in seinem Dienste zu verbleiben gedächten. Das Herzblut wäre ihm nicht zu teuer gewesen, um Eva, die er sogleich erkannte, vor jeder Unbill zu behüten; doch er brauchte die junge Kraft nicht zum zweitenmale einzusetzen; denn die Stadtknechte, die den Gefängnisturm bewachten, und die Büttel trieben das Volk zurück und hielten den Platz vor dem Luginsland frei.

Die Gräfin hatte hier nicht lange zu warten; denn die Sonne war schon hinter den Festungstürmen an der Westmauer verschwunden, und der Widerschein des Abendrotes färbte mit zarter Rosenfarbe den Osten. Eigentlich hätte der Vogt sie zurückweisen müssen; denn die Zeit war schon vorüber, in der er dem gefangenen „Ehrbaren“ Besuche zuführen durfte. Den Töchtern Ernst Ortliebs gegenüber, dem er mancherlei verdankte, drückte er indes ein Auge zu und legte ihnen nur ans Herz, es kurz zu machen; denn mit Einbruch der Dunkelheit müßte die Zugbrücke, die in den Turm führte, aufgezogen werden.

Ganz in Trübsal versunken, wie gebrochen, fanden die Mädchen den Vater an einem Tische, auf dem ein bleiernes Tintenfaß neben einigen Bogen Papier stand. Das Rohr hielt der Schreiber noch in der Hand.

Mit dem Rufe: „Ihr armen, armen Kinder!“ empfing er die Töchter. Als aber Els ihm mitteilen wollte,

was sie so freudig bewegte, unterbrach er sie, um sich mit tiefer Betrübnis selbst anzuklagen, dem unseligen Jähzorn wieder Macht über sich eingeräumt zu haben. Es sei wohl zum letztenmal geschehen; denn solche Erfahrungen kühlten auch das heißeste Blut. Dann begann er zu berichten, wie er dazu gekommen, die Hand gegen den Schneider zu erheben, und als er sich dabei die tückische Weise des frechen Gleisners vergegenwärtigte, brauste er von neuem so heftig auf, daß durch den Faustschlag, den er gegen den Tisch führte, die Tinte aufspritzte und das Papier vor dem Schreibzeug und seine eigene, auch im Gefängnis tadellos saubere Kleidung befleckte. Das versetzte ihn in neuen Zorn, und ingrimmig ballte er den beschmutzten, schon halb beschriebenen obersten Bogen zusammen und schleuderte ihn zu Boden.

Erst als Els sich bückte, um ihn aufzuheben, sammelte er sich und sagte, indem er die Achseln bekümmert zuckte: „Wer kann ruhig bleiben, wenn ihn der Wirbelwind der Verzweiflung ergreift? Fällt ein Hornissenschwarm über das Roß her, und es bäumt sich auf, wen nimmt es Wunder? Und ich, — was hätte mir das Schicksal wohl erspart an Stichen und Schlägen?“

Da wagte Els, ihm beruhigend zuzusprechen, und ihn an Gott und die Heiligen zu weisen, die er sich durch den Klosterbau so großmütig verpflichtet; er aber knüpfte an diese Thatsache an und verlangte lebhaft zu wissen, ob es wahr sei, daß Eva sich weigere, den Schleier zu nehmen.

Mit einer stummen Geberde bejahte sie diese Frage und erwartete dabei, daß der Vater von neuem aufbrausen würde; er aber schüttelte nur wehmütig das Haupt, nahm ihre Rechte in beide Hände und sagte

betrübt: „Armes, armes Kind! Aber sie, sie — die Mutter — wollte es doch wohl ... Die letzten Worte, die ihre teuren Lippen uns gönnten, Dir galten sie, Kind, und vergegenwärtige ich mir ihren Inhalt ...“

Hier unterbrach ihn der Vogt, um die Mädchen zum Aufbruche zu mahnen; Herr Ernst aber blickte, während Els den Mann um einen kurzen Aufschub bat, erst auf das Papier und das Schreibzeug, dann aber auf seine Töchter und fuhr mit ruhiger Bestimmtheit fort: „Bevor ihr geht, sollt ihr noch hören, daß ich trotz alle- und alledem den Mut nicht völlig verlor, sondern vielmehr die Hände zu rühren begann.“

Da rief Els: „So ist es recht, werter, lieber Herr Vater!“ und erzählte ihm dann kurz und schnell, was der Rat beschlossen, wie warm der alte Berthold Vorchtel für Wolff eingetreten sei und daß ihm allein die Leitung des Hauses anvertraut werden sollte.

Schnell und kräftig belebte diese Nachricht die welkende Hoffnung des schwer heimgesuchten Mannes. Wie verjüngt richtete er die kleine Gestalt auf und versicherte, jetzt lebe er der Zuversicht, daß diesem ersten Stern in dunkler Nacht bald noch andere folgen würden. „An Deinem Wolff,“ rief er, „wird es nun sein, manches gut zu machen, was uns das Schicksal ... Doch ich nahm noch etwas anderes in Angriff ... Gib das zusammengeballte Papier wieder her ... Morgen früh blick' ich wieder hinein ... Ein Schreiben an den Kaiser enthält es ... Ich setzte es auf ... Euer Bruder soll das junge Leben nicht umsonst für seine Krone auf dem Schlachtfelde gelassen haben. Er schuldet mir für den Sohn einen Ersatz, euch für den Bruder ... Ein billig denkender

Herr ist er gewiß, und darum wird er meiner Klage das Ohr nicht verschließen. Wartet nur, Kinder! Und Du, meine fromme Ev, — lege Du Deiner Heiligen ans Herz, daß die Bittschrift, die auch Deiner gedenkt, bewirkt, was ich von ihr erwarte."

„Und das wäre?" frug Eva besorgt.

„Daß an Dir gut gemacht wird, Du armes, betrogenes Kind, was man an Dir verschuldet," versetzte Herr Ernst mit gebieterischer Bestimmtheit; Eva aber ergriff seine Hand und bat ihn warm und innig: „Bei allem, was Euch lieb ist und heilig, beschwör' ich Euch, Herr Vater, meines und des Ritters Schorlin in Euerem Schreiben nicht zu gedenken. Entzog er mir die Minne, so kann kein kaiserlicher Machtspruch . . ."

Da schwoll dem Ratsherrn von neuem die Ader auf der Stirn, und brauste er auch nicht zornig auf, so rief er doch in lebhafter Erregung: „Ein Edelmann, der eine sittsame, wappenfähige Nürnberger Jungfrau seiner Minne versichert, nimmt damit eine Pflicht auf sich, die, läßt er sie unerfüllt, ihm schwere Buße auferlegt. Der gerechten Strafe wenigstens soll der Verführer in keinem Falle entgehen. Der Kaiser, der den Landfrieden verkündete und die Straßen von Raubgesindel säuberte, ihm gebietet die erste der Pflichten . . ."

Hier unterbrach ihn der Vogt, indem er von der Schwelle aus in das Gemach rief, die Brücke würde aufgezogen, und die Jungfrauen hätten ihm ungesäumt zu folgen.

Wohl flehte Eva den Vater noch einmal an, von der Klage gegen den Ritter abzusehen, wohl unterstützte Els die Schwester mit aller Wärme; ihre kurze, innige Bitte übte jedoch keine andere Wirkung auf den eigenwilligen

Mann, als daß er, nachdem er beiden die Stirn zum Abschiede geküßt, ihnen mit selbstbewußter Würde in Aussicht stellte, die Nacht würde Rat bringen, und er sei gewiß, wie immer, so auch diesmal, für das wahre Beste seiner lieben Kinder das Richtige zu treffen.

Wohl hatte Herr Ernst sich bisher als treues und kluges Haupt der Seinen erwiesen; diesmal aber verließen ihn die Töchter schweren und beunruhigten Herzens.

Eva quälte die Furcht vor dem Vorhaben des Vaters wie ein neues Unglück, und auch Els und die Gräfin hofften, die Bittschrift würde ohne die Anklage gegen Heinz abgehen.

Während die Sänfte die Mädchen heimtrug, wurde wenig gesprochen. Erst als sie sich dem Frauenthor näherten, entspann sich ein lebhafteres Gespräch, das sich auf Biberli und die Frage bezog, ob der ehrbare Rat auch Kätterle zur Rechenschaft ziehen würde, und was man thun könnte, um beide vor schwerer Strafe zu behüten. Cordula hatte den rechten Vorhang geöffnet und schaute scheinbar neugierig, in Wirklichkeit aber besorgt auf die Straße. Doch der Ohm Schultheiß hatte das Seine gethan, und außer einigen Stadtknechten gab es wenig Leute in der Nähe des Ortliebhofes zu sehen.

Jenseits des Vorhofes wurde ein Roß auf- und niedergeführt, und hinter den Ketten stand eine Sänfte mit etlichen Knechten, denen das Töchterlein der Kerzenhändlerin eben Feuer aus der Küche gebracht hatte, um die Fackeln zu entzünden. Die hübsche Metz schaute dabei so fröhlich drein, als ob die böse Verwundung des längst ergrauten Meisters, der sie zu seiner Hausfrau erwählt, ihr geringen Kummer bereite.



Elftes Kapitel.



ls die Mädchen der Sänfte entstiegen, öffnete sich das beim Einbruch der Dunkelheit verschlossene Frauenthor einem andern Tragstuhle, dessen Ziel gleichfalls der Ortliebhof zu sein schien.

Im Soler stand Kätterle mit der Schürze vor dem Gesicht. Sie hatte erfahren, daß man ihren treuen und standhaften Geliebten in das „Loch" abgeführt habe, und wartete hier auf die Herrinnen, sowie auf den Schultheißen und seine Hausfrau, die die alte Martsche in das Wohnzimmer im ersten Stock geführt hatte. Der Herr Oheim vermochte, ihrer Ansicht nach, so viel wie der Kaiser, und seine Gattin war wegen ihrer barmherzigen und thatkräftigen Güte in der ganzen Stadt wohl bekannt. Wenn das großmächtige Paar herunterkam, wollte Kätterle sich vor ihm auf die Kniee werfen und es anflehen, sich ihres Bräutigams zu erbarmen. Die Schwestern und Cordula trösteten sie mit der Verheißung, die Sache Biberlis dem Ohm zu empfehlen, doch als sie die Treppe hinanstiegen, gaben sie gegen einander der Besorgnis Ausdruck, Kätterle selbst würde früher oder später dem Herzliebsten in das Gefängnis folgen.

Im Wohngemach trafen die Mädchen den Ohm Schultheiß mit seiner Gattin.

Kätterle irrte sich kaum, wenn sie von dieser Frau freundlichen Beistand erwartete; denn ein wohlwollenderes Gesicht als das ihre ließ sich kaum denken, und dazu fehlte es Frau Christine auch gewiß nicht an Kraft, durchzusetzen, was sie für recht hielt. War sie auch nicht ganz so breit wie der untersetzte, höchst umfangreiche Gemahl, so überragte sie ihn doch an Größe um etliche Fingerbreiten, und die Zeit hatte aus dem hübschen, schlanken, bescheidenen Mädchen ein majestätisches Weib gemacht. Die leicht gebogene Nase, die hohe Stirn, der Schatten eines Bärtchens auf der Oberlippe und die tiefe Stimme verliehen ihr sogar etwas gebieterisch Entschiedenes. Wären die guten, treuen Augen und ein höchst liebenswürdiger Zug am Munde nicht gewesen, hätte man sich vergeblich gefragt, wie es gerade ihr gelingen konnte, in jedermann auf den ersten Blick Vertrauen auf ihre hilfbereite Herzensgüte zu erwecken.

Ihr grauer Mops war auch hieher mitgenommen worden. Wie könnte ein Tier wohl geliebte Menschen ersetzen; der Mops aber war ihr notwendig geworden, seit ihr Sohn wie so viele andere junge Männer aus den Nürnberger Geschlechtern auf dem Marchfelde gefallen und ihre Tochter dem Gatten nach Augsburg, seiner Heimat, gefolgt war. Den Gemahl zwang sein anspruchsvolles Amt, sie viel allein zu lassen, und in ihrem höchst thätigen Leben gab es doch einsame Stunden, in denen sie eines lebenden Wesens, das ihr treu anhing, bedurfte.

Oft war sie mit Arbeit geradezu überbürdet; denn

jede wohlthätige Anstalt suchte sie als „Pflegerin" zu gewinnen. In vielen Fällen freilich vergebens; denn was sie auf sich nahm, sollte tadellos durchgeführt werden, und die Sorge für die Waisenkinder in der Stadt, die Beghinen und das Siechenhaus an ihrem Sommersitz, beschäftigten sie zur Genüge.

Im Winter lebte sie mit dem Gatten in seiner Dienstwohnung auf der Reichsburg, sobald aber der Frühling kam, drängte es sie hinaus auf ihr Schlößlein in Schweinau; denn dort hatte sich an das Stift, das zur Aufnahme von Witwen adeliger Kreuzfahrer eingerichtet worden war, in dem aber nur noch die vier letzten dieser Damen verpflegt wurden, eine Anzahl von Beghinen geschlossen. Das waren fromme Mädchen und Frauen, die sich dem Zwange des Klosters nicht fügen wollten oder sei es die Fürsprache, sei es die Mittel nicht finden konnten, die die Aufnahme in ein solches erforderte.

Ohne sich zur Ehelosigkeit oder einer andern, den Nonnen auferlegten Beschränkung zu verpflichten, wünschten sie nur im Verein mit anderen Gleichgesinnten ein gottgefälliges Leben in freundlicher Sorge für den Nächsten zu führen. Gerade in Schweinau aber fand sich reichliche Gelegenheit für barmherzige Frauen, sich unglücklichen Mitmenschen hilfreich zu erweisen; denn dorthin wurden die Beklagenswerten gebracht, die von der Hand des Henkers und seiner Gehilfen verstümmelt oder auf der Folter verwundet und oft dem Tode nahe gebracht worden waren, um verbunden und notdürftig wieder hergestellt zu werden. An ihrer Wartung beteiligten sich die Beghinen, doch hatten sie mit der Geistlichkeit, die den an ein klösterliches Gelübde gebundenen Mönchen und Nonnen

den Vorzug gab, manchen Kampf zu bestehen. Nur die Orden des heiligen Franz sahen sie gern, traten für sie ein und überwachten sie mit wohlwollender Aufmerksamkeit, indem sie Sorge trugen, daß sie von sich fern hielten, was ihnen zum Vorwurf oder Tadel gereichte.

Frau Christine, die Schwester der Aebtissin Kunigunde, half ihr bei diesem Bestreben, und die Beghinen, zu denen die Schultheißgattin in keiner Weise gehörte, denen sie aber auf ihrem Grund und Boden ein Heim zur Verfügung gestellt hatte, leisteten ihr stillschweigend Gehorsam, wenn sie Mißstände in ihrem gemeinsamen Leben abgestellt zu sehen wünschte.

Els wie Eva hatten Frau Christine, die beiden gleich lieb war, längst in alles eingeweiht, was Anlaß zu den schmählichen Verleumdungen gab, die nun auch den Vater zu einer That gedrängt, die er im Gefängnisse büßte.

Als ein Bote ihres Gatten sie vor wenigen Stunden von dem Geschehenen unterrichtet, war sie sogleich in die Stadt gekommen, um nach dem Rechten zu sehen und die des Vaters beraubten Mädchen aus dem verödeten Ortliebhofe in ihr Haus mitzunehmen. Der Schultheiß hatte dies Vorhaben lebhaft gebilligt und sie zu den „E's“, wie auch er die Nichten zu nennen liebte, begleitet.

Als ihr mitgeteilt worden war, welche Gründe Eva bestimmten, sich gerade jetzt dem Schutze des Klosters noch nicht anzuvertrauen, hatte Frau Christine sich auf die breite Hüfte geschlagen und dabei gerufen: „'s ist doch etwas Eigenes um das Blut. Die junge Kreatur handelt, als hätte die alte Muhme für sie gedacht.“

Ihre Einladung klang so liebreich und herzlich, ihr Gemahl wußte sie mit so gewinnend heiterer Dringlich-

keit zu wiederholen, und der Mops Amicus, der sich gegen Eva höchst zärtlich erwies, unterstützte den Wunsch der Herrin mit so kenntlichem Eifer, daß sie die Schwestern auch auf seine Fürsprache hinwies.

Die Mädchen hatten einander inzwischen schon mit der stummen Sprache des Auges die Geneigtheit zu erkennen gegeben, einer so herzlich gemeinten Aufforderung Folge zu leisten. Els stellte nur die Bedingung, erst morgen früh, nachdem sie den Vater besucht, auf die Schweinau zu kommen; Eva wünschte dagegen der gütigen Einladung je eher desto lieber zu folgen und bekannte der Muhme froh und dankbar, wie viel ruhiger sie in die Zukunft schaue, nun es ihr gestattet sei, sich unter ihren Schutz zu begeben.

„Krieche der alten Glucke nur unter die Flügel, mein Küchlein; sie hält Dich schon warm," versicherte die freundliche Frau und küßte Eva. Als sie aber anzuordnen begann, wie die Uebersiedelung der Schwestern vor sich zu gehen habe, wurden neue Besucher gemeldet, und zwar mehrere auf einmal: zuerst Albert Ebner vom Rate mit seiner Hausfrau, dann Frau Clara Löffelholzin, die ohne den Gemahl kam, und die beiden Töchter des Reichsforstmeisters Waldstromer, Els' liebste Freundinnen. Sie waren gestern aus dem Waldhause gekommen, um der Beisetzung Frau Marie Ortliebs beizuwohnen. Jetzt sprachen sie mit Erlaubnis der Mutter hier vor, um die verlassenen Mädchen in den Forst zu laden. Auch die anderen baten die Schwestern, es sich bei ihnen gefallen zu lassen, und ebenso hielten es auch die Schürstab, die Behaim, Groß, Holzschuher und Pirckheimer vom Rate, die teils mit, teils ohne Gattin erschienen waren, um nach den Töchtern des gefangenen Kollegen zu sehen.

Das große Wohnzimmer füllte sich mit Gästen, und die kräftigen Gestalten und klugen, willensstarken Züge der Männer, die guten, tüchtigen, meist wohlgebildeten Gesichter der Frauen, denen menschenfreundliches Wohlwollen aus den blauen Augen strahlte, und die das Haupt doch hoch genug trugen, boten einen erfreulichen, Achtung gebietenden Anblick. Gegenüber den schon ergrauten unter ihnen konnte kein Zweifel herrschen, daß sie ein ansehnliches Haus vertraten und gewohnt waren, über etwas Großes zu gebieten. Da war keine, der nicht der Name der „Hausehre“ wohl angestanden hätte, und wie selbstbewußt heiter klangen die tiefen Stimmen der Männer, wie mütterlich-freundlich die der älteren Frauen, die zum Teil gleichfalls zu den tiefen gehörten.

Els und Eva schauten einander, während sie die Besucher begrüßten, ihnen dankten, Fragen beantworteten, Erklärungen abgaben und Entschuldigungen hinnahmen, Einladungen empfingen und erkenntlich abwiesen, oft genug verstohlen an. Sie wußten sich beide nicht zu erklären, was diese plötzliche Sinnesänderung bei so vielen ihrer Standesgenossen bewirkt, was sie in so großer Zahl noch zu so später Stunde, als sei auch der kleinste Aufenthalt vom Uebel, in ihr stilles Haus führte, das heute noch einer Rutzin zu schlecht erschienen war, ihre Kinder in seinem Dienste zu lassen.

Der alte Schultheiß und seine Hausfrau meinten es dagegen zu wissen. Sie hatten den Schwestern die ersten Besucher empfangen helfen; als aber Frau Barbara Behaim, eine Base der verstorbenen Frau Maria, erschienen war, ihr den Platz geräumt und sich heimlich, um sich dem

Menschengewirr da drinnen zu entziehen, in das Nebenzimmer begeben.

Da hatten sie sich in die Nische zurückgezogen, die die sehr dicken Mauern mit dem breiten Mittelfenster des Hauses bildeten, und Herr Berthold Pfinzing hatte der Gattin zugeraunt: „Es ward mir zu viel der Menschenliebe und sorgenden Barmherzigkeit da drinnen. Viel Honig auf einmal widersteht mir. Doch Du Weissagerin sahst ja voraus, was jetzt da drinnen vorgeht, und auch ich erwartete es kaum anders. So lange einem das Wams noch bleibt, hat es das Mitleid nicht eilig; wird uns aber das letzte Hemd vom Leibe gezogen, dann ist die Barmherzigkeit, dank den Heiligen, rascher bei der Hand. Wir helfen ja selbst am liebsten, wo wir recht sicher fühlen, daß es den Notleidenden schlechter geht, als sie es verdienen. Mutterlose Kinder gibt es viele, — aber Jungfrauen, die ohne beide Eltern, preisgegeben jeder Unbill . . .“

„Das sind freilich seltene Vögel,“ unterbrach ihn die Gattin, „und sicherlich kommt das den Kindern dort zu gute. Wenn sie aber von denselben braven Leuten in das Haus geladen werden, die noch vor wenigen Stunden sich zu gut fanden, um der Beisetzung ihrer trefflichen Mutter beizuwohnen und die eigenen Töchterlein ängstlich von ihnen fernhielten, so haben sie das doch wohl besonders den rechten Fürsprechern: dem alten, wackeren Vorchtel und noch einem andern, zu verdanken.“

„Wenn je, so gibt es freilich heute zu erkennen,“ bemerkte der Schultheiß „wie schwer eines wahrhaft achtbaren Mannes Aussage und Beispiel ins Gewicht fallen! Wie für die eigene Tochter trat der erste Losunger für

die Kinder ein, schlug er los auf die Verleumder, — und daß ich ihn dabei nicht im Stiche ließ, versteht sich von selbst."

„Wie der Römer Cicero," rief Frau Christine munter, „versicherte Peter Holzschuher, hättest Du sie verteidigt. Doch, Alter, nichts für ungut. Wie schwer der Einfluß der beiden Berthołde — Borchtels und Deiner — auch ins Gewicht fällt, ja, käme auch der eines dritten und vierten von den Allerbesten hinzu, das, was hier vor unseren leiblichen Augen und Ohren vorgeht, hätte sich doch nicht ereignet, wenn nicht —"

„Nun?" frug der Schultheiß gespannt.

„Wenn sie nicht alle mit einander," gab die Matrone im Tone der festesten Ueberzeugung zur Antwort, „weit entfernt gewesen wären, im tiefsten Innern auch nur einen Augenblick an die schmähliche Afterrede zu glauben, die die Niedertracht den beiden da — schau sie nur näher an! — sich anzuhängen erfrechte."

„Aber wenn das wirklich der Fall war," ... begann der Gatte ihr zu widersprechen; sie aber fuhr an seiner Stelle lebhaft fort: „... so verbot doch manche dem besseren Wissen oder Glauben den Mund, weil das böse Herz viel lieber das Ueble glaubt als das Gute, zumal wenn man selbst etwas im Haus hat — sagen wir, ein junges Töchterlein — dessen leuchtende Reinheit dadurch in ein noch helleres Licht kommt. Und dann ... Hat's uns doch manchmal selbst verdrossen wie — der Wahrheit die Ehre! — wie trotzig Dein frommes Patenkind, die ‚kleine Heilige' dort, in ihrem geistlichen Hochmut die Altersgenossinnen beiseite stehen ließ ..."

„Und dann," ergänzte der behäbige Herr beipflichtend,

„hört man zwei Jungfrauen nicht straflos in solchen Häusern die ‚schönen E's‘ nennen, wo es ein weniger wohlgestaltetes T., S. und H. gibt. Denke nur an die Katerpecks dort. Da nehmen sie, dank den Heiligen, schon Abschied.“

„Die läßt Du mir in Ruhe!“ gebot Frau Christine mit erhobenem Finger. „Es sind gute, wohlgeartete Kinder. Die hübsche Ermengarde Muffelin dort am Kamin — die war es, die nach dem Tanz auf dem Rathause am bösesten mit der spitzen Zunge — die Gevatterin Nützelin vernahm es — auf Dein Patenkind einstach.“

„Ja, dieser Tanz,“ seufzte der Schultheiß leise auf. „Es war aber auch nichts Gemeines, wie das Kind dort vorgezogen wurde: Kaiser Rudolf selbst schaute ihr nach, als sei ihm ein Engel erschienen. Wie seine hohe Schwester ihrer gedenkt, das vernahmst Du ja selber. Ihr Herr, der alte Burggraf und sein Sohn, der stattliche Eitelfritz ... Doch das weißt Du ja alles ... Die Hälfte wäre genug gewesen, den bösen Willen bei mancher zu wecken.“

„Und ihr das holdselige Köpfchen vollends zu verdrehen,“ fügte seine Gattin hinzu.

„Das — bei unserer Frau, Christine,“ versicherte der Schultheiß, „das wenigstens blieb aus. Wie das Wasser vom Oelkrug lief es von ihr ab ... Ich gewahrte es selbst, und die Aebtissin ...“

„Deine Schwester,“ unterbrach ihn die Matrone bedenklich. „Sie gerade führte sie auf den Weg, der nicht für sie taugt.“

„Nein, nein,“ bestätigte der Schultheiß eifrig diese Bemerkung. „Eine Jungfrau, deren bloßer Anblick so

vielen wonniglich dünkt, schuf der Höchste nicht, um sie den Blicken der übrigen Kreatur zu entziehen."

„Alter, Alter!" rief hier Frau Christine und schlug ihm munter auf den Arm. „Aber da machen die Schürstabs und Ebners sich auch schon davon. Wie das drunten auf der Straße rumort!"

Da schaute ihr Hausherr zum Fenster hinaus, wies ins Freie und forderte sie auf, sich an seine Seite zu stellen. Als sie aufgestanden war, legte er ihr den Arm um die schlankste Stelle, die er mit dem kurzen Arm dennoch nicht zu umspannen vermochte, und fuhr eifrig fort: „Sieh nur! Als gäb' es hier oben einen Schmaus oder ein Tanzfest. Die ganze Straße voll von Sänften, Knechten und Fackelträgern ... Vor wenigen Stunden hatten die Büttel zu thun, um die verblendeten Leute abzuhalten, das Haus der sittenlosen E's zu zerstören, und jetzt kommt die Hälfte des erleuchteten, ehrbaren Rates, um ihnen die Hand unter die Füße zu legen. Weißt Du, Liebste, was mir an dem allen am besten gefällt?"

„Nun?" frug Frau Christine und wandte ihm das Antlitz mit einem lebhaften Frageblicke zu, der ihm zu erkennen gab, daß sie etwas Gutes zu hören erwartete. Er aber wiegte das schwere Haupt leise auf und nieder und versetzte: „Wir von den Geschlechtern hängen sämtlich am Alten, jeder will etwas Besonderes für sich sein, wie er ja auch das Wappen mit keinem andern teilt oder tauscht. Wenn es dann einer den übrigen an äußeren Dingen, wie sie auch heißen, zuvorthut, hat es gute Wege, bis es ein anderer ihm nachmacht. Wir sind eben fest auf den eigenen starken Beinen stehende, aus hartem Holz geschnittene Männer. Kommt aber Herz und Sinn eines

der unseren auf etwas recht Gutes, wovon männiglich sich sagen darf, daß es dem Vater im Himmel droben genehm ist, und führt es wohl zu Ende, dann, Christine, dann — in hundert Fällen nahm ich's wahr — dann springen die anderen ihm nach wie die Schafe dem Leitbock."

„Und der bist Du diesmal gewesen mit dem andern Berthold," rief Frau Christine und küßte dem alten Hausherrn schnell und heimlich hinter dem Vorhang die Wange.

Dann wandte sie sich in das spärlich erleuchtete Gemach zurück, wies auf die Thür des geöffneten Wohnraums und sagte: „Aber sieh nur . . . Wenn das nicht . . . Da kommt die Ursula Vorchtelin mit ihrem Verlobten, dem jungen Hans Nützel . . . Welch ein weidlicher Mann aus dem feinen Hänslein doch wurde! . . . Die Ursel . . . Daß sie sich hierher bemühte, das mag wohl das schönste sein, was der Els in dieser gesegneten Stunde begegnet."

Und die kluge Frau hatte recht gesehen; denn als Ursel der früheren Freundin, die ihr so lange geflissentlich den Rücken gewandt, die Hände entgegenstreckte, wurden beiden Mädchen die Augen feucht, und auf Els' Wangen wechselten Röte und Blässe wie an einem sonnigen Mittag Licht und Schatten auf dem Boden des Laubwaldes, dessen Wipfel sich im Winde bewegen.

Was hatten sie sich alles zu sagen! — Sobald sie sich aber einen Augenblick unbeobachtet sahen, küßte Ursel die neu gewonnene Freundin und flüsterte ihr zu, indem sie auf den Bräutigam wies, den Frau Barbara Behaimin in Beschlag nahm: „Er lehrte mich erst kennen, wie echte Minne thut, und seitdem weiß ich, daß es unrecht und dazu thöricht von mir war, Dir zu grollen, mein Elslein, und daß Dein Wolff recht that, Dir feste Treue

zu halten, wie sauer die Seinen es ihm auch machten. Wäre mir mein Hans um weniges früher begegnet, wir hätten unsern armen Ulrich jetzt nicht zu beklagen. Ich weiß ja — denn oft genug lag es mir ob, seinen Groll zu beschwichtigen — wie schwer er Deinen Herzliebsten reizte. O, wie ist das alles so traurig! Doch Deine Muhme, die Aebtissin, hatte recht, als sie uns vor der Firmelung sagte: ‚Wenn das Kreuz, das uns auferlegt ward, uns allzu schwer drückt, so kommt oft ein Engel und lüftet es, und umwindet es gar mit lieblichen Rosen!‘ Mir ist es so ergangen, Elslein, und wie großes Unrecht ich Dir auch that, da ich Dir so schnöd aus dem Weg ging, — hingezogen zu Dir hat es mich immer. Als sich aber die böse Afterrede erhob, da bin ich aufgestanden gegen sie alle und habe ihnen geboten, vor mir von dergleichen zu schweigen, weil es ganz und gar falsch sei und schmählich erlogen. Und wie für Dich, so trat ich auch ein für Deine Eva, obwohl sie sich mir recht unhold erwies, wo wir uns auch trafen.“

Wie froh ging Els bei diesen Bekenntnissen das Herz auf, eine wie warme Fürsprecherin wurde sie für die Schwester. Als wären die Tage der Kindheit wiedergekehrt, hatten die Mädchen einander den Arm um die Schultern gelegt, und als der Bräutigam Ursels auf die Verlobte hinsah, die trotz der wohlgebildeten Gestalt und des freundlichen Gesichtes nicht zu den Schönsten gehörte, meinte er, sie könnte sich an Anmutszauber mit der Allerholdseligsten messen, an Herzensgüte aber werde sie von keiner erreicht. Das kündete ihr auch der warme Liebesblick, mit dem er ihre guten grauen Augen suchte, als er auf sie zutrat, um sie zum Aufbruche zu mahnen.

Da winkte sie ihm zärtlich zu und bat ihn nur, einen kleinen Augenblick zu verziehen; den aber benutzte sie, um Els zuzuflüstern: „Bei uns und bei niemand anders dürftest Du Unterkunft suchen, wenn nicht der Vater . . . Denke nicht, er hätte mir wegen des armen Ulrich, oder weil er euch zürnte, versagt, euch zu uns zu laden. Es ist nur . . . Nach der Sitzung heute priesen sie alle sein edles Herz, und was weiß ich, so laut und mit solcher Uebertreibung, daß es ihm billig zu viel ward. Trat er für das Eysvogelsche Haus und für euch arme Kinder doch nur ein, weil er als gerechter Mann nicht anders konnte."

„O Ursel," fiel Els ihr hier ins Wort und wollte in das Lob ihres Vaters mit einstimmen; jene aber ließ sich nicht unterbrechen, sondern fuhr eifrig fort: „Nein, nein, Mädchen, so war es wirklich! Bescheiden, wie er nun einmal ist, widerstrebt es ihm arg, den Glauben zu erwecken, als nehme er die Braut des Mannes — Du weißt ja — und ihre Schwester ins Haus, um ein Beispiel christlicher Versöhnlichkeit zu geben. Falsches Lob, sagt er, drückt schwerer als Schande. Er bekam davon schon mehr als ihm lieb ist zu hören, und darum und aus keinem andern Grunde verschließt er euch das Haus; über seinen Rat und seinen Beistand, läßt er euch sagen, dürftet ihr getrost verfügen."

Damit sagten die Freundinnen einander Lebewohl, und Ursula nahm auch Eva, die ihr mit warmen Dankesworten genaht war, in die Arme, küßte sie und rief ihr beim Abschiede zu: „Wenn wir uns wieder begegnen, Jungfer Ohnegnad, ist es mit dem Ausdemweggehen, hoff' ich, vorüber!"

Als sie mit dem Verlobten gegangen und die Mehrzahl der anderen ihnen gefolgt war, fühlte Els sich so dankbar gehoben, daß sie selbst nicht begriff, wie das Herz unter so großen und schweren Sorgen fähig sei, sich zu solcher feiertäglichen Glückseligkeit zu erheben.

Wie gern wäre sie zu Wolff geeilt, um ihm seinen Anteil an dieser Empfindung zu gönnen. Aber wenn auch nicht fortwährend neue Anforderungen an sie herangetreten wären, hätte sie ihn doch unter keiner Bedingung zu dieser Stunde in seinem Versteck aufsuchen können.

Als der letzte Gast und auch die Aebtissin sich entfernt hatten, forderte Frau Christine Els auf, einzupacken, wessen sie und die Schwester für die Uebersiedelung nach Schweinau bedurften; denn Eva sollte sie sogleich dorthin begleiten.

Gräfin Cordula, die, so nahe es ihr auch ging, die Hausgenossinnen missen zu sollen, doch einsah, daß sie recht thäten, das auch des Vaters beraubte Haus jetzt zu verlassen, wollte Els hilfreiche Hand leisten; doch als sie sich eben mit ihr entfernte, kam ein neuer Besuch: Konrad Teufel vom Rate, der Vetter Kaspar Eysvogels, an dessen Arm er am Nachmittag die Sitzung verlassen.

Ein anderer Gast hätte sie schwerlich zurückgehalten; dieser aber kam, wie schon aus seiner ersten Anrede hervorging, aus dem Hause, dem sie sich zugehörig fühlte, und das besorgte Antlitz des ergrauten, kinderlosen Witwers, der sonst zu den fröhlichsten Spaßvögeln gehörte, sowie die ungewöhnlich späte Stunde seines Besuches, ließen auf einen so ernsten Anlaß seines Kommens schließen, daß sie blieb und mit angstvoller Dringlichkeit frug, was er bringe.

Es war nichts Unerwartetes; doch fiel sein kurzer Bericht Els schwer auf das Herz, das sich eben noch, wie entlastet, froh und leicht zu schlagen vermessen.

Auch das Schultheißenpaar, Eva und die Gräfin hörten den Bericht des späten Gastes mit an.

Der Vetter war Kaspar Eysvogel in sein Haus gefolgt und bei ihm geblieben, während er Frau Rosalinde und ihrer Mutter, überströmend von Groll und zügellos heftigen Klagen über die Ungerechtigkeit und Willkür, der er besonders infolge der Feindseligkeit und Selbstüberhebung des alten Berthold Vorchtel zum Opfer gefallen, mitteilte, was der Rat über seine eigene und die Zukunft seines Hauses beschlossen.

Als er endlich berichtete, daß er selbst samt den Frauen Haus und Stadt zu verlassen hätte, und die Gräfin Rotterbach dabei mit einem verächtlichen Blick auf den schwer gedemütigten Schwiegersohn seiner Gemahlin heiser vor Ingrimm zurief: „So kommt es, wenn man sich fortwirft!“ war der ohnehin in den Grundfesten erschütterte unglückliche Mann zusammengezuckt und leblos in die Kniee gesunken.

Ungesäumt hatte Konrad Teufel ihn zur Ruhe gebracht und nach dem Arzte gesandt; doch auch nachdem man ihm das Haupt mit frischem Wasser gekühlt und ihm zu Ader gelassen, war er nicht wieder zu sich gekommen. Die linke Seite schien völlig gelähmt, und die gehemmte Zunge vermochte nur unverständliche Worte hervorzustammeln.

Auf Wunsch des Medicus war eine Krankenpflegeschwester ins Haus genommen worden; denn Isabella Siebenburg, die Tochter des Leidenden, hatte sich schon,

dem Wunsche des Gatten gehorsam, mit ihrem Zwillingspärchen auf das Schloß des Ritters Heideck begeben.

Grollend war sie geschieden, weil sie sich vergeblich bemüht hatte, die Großmutter und die Mutter, die ihr nachsprach, zu bewegen, ihres Gemahls in milderer Weise zu gedenken. Wenn jene den Abwesenden vor den Zwillingen mit grausamer Härte herabsetzten, war es ihr — sie hatte es dem Vetter bekannt — gewesen, als verständen die Säuglinge, welche Schmach man ihrem Vater anthat, und mehr um die Knäblein, als um sich selbst vor den Feindinnen ihres Gatten sicher zu stellen, hatte sie dem sinkenden Hause trotz der flehenden Bitten und heißen Thränen, womit die Mutter sie beim Abschied zurückzuhalten versuchte, den Rücken gekehrt.

Bevor sie die Ihren verließ, hatte sie Konrad Teufel ihren kostbaren Schmuck und das Silberzeug, das der Großvater ihr vermacht, übergeben, um die drängenden Gläubiger ihres Gemahls zu befriedigen. Von dem Vater war sie in Eintracht geschieden und nicht zurückgehalten worden.

Jetzt wartete des alten Herrn nur die barmherzige Schwester; denn seine Gattin weinte und jammerte, ohne die Kraft zu finden, auch nur die Hand zu regen, und wies auch die eigene Mutter zurück, der sie vorwarf, sie alle ins Unglück gestürzt und den Schlag, der ihren Gemahl getroffen, verschuldet zu haben.

Die greise Gräfin, berichtete der Vetter, falle dagegen von einem Krampf in den andern, und als er sich ihr genähert, habe sie ihm die Worte „Undankbarkeit“ und „schlechter Lohn“ in den verschiedensten Tonarten so schrill entgegengekreischt, daß es ihm noch vor den Ohren gelle.

Außer Rand und Band sei alles in dem unseligen Hause.

Sein hoher Gast, der Herzog von Gülich, werde es empfinden; denn auch die Dienstboten hätten den Kopf verloren. Um ein Glas Wasser für den Kranken zu erlangen, hätte er selbst, trotz der zahllosen Knechte und Mägde des Hauses, den Brunnen aufsuchen müssen, und die Scherben des Gefäßes, das die Großmutter ihm mit der eigenen, gräflichen Hand nachgeschleudert, lägen gewiß noch am Boden. Er heiße Teufel, doch auch in seiner höllischen Heimat könne es kaum schlimmer hergehen.

Als der Vetter endlich schloß, wechselte der Oheim mit Frau Christine einen bedeutungsvollen Blick, Eva schaute mit ängstlicher Spannung und Gräfin Cordula mitleidig auf Els, die diesem Berichte tief atmend gefolgt war.

Als sie dann aber die feuchten Augen zu dem Schultheißen und seiner Gattin aufschlug und kleinlaut sagte: „So muß ich euch denn um Urlaub bitten, Herr Ohm und liebwerte Frau Muhme; denn ihr hörtet ja, wie nötig Wolffs Vater meiner bedarf," sah jeder sich erfüllen, was er von ihr erwartet.

„Schwer, schwer," machte der Schultheiß, während er ihr die Schulter streichelte. „Aber das Blei, womit man sich aus gutem Herzen belastet, wird zum Holz oder zuletzt gar zur Feder."

Bei tröstlichen Worten wie der Gemahl ließ es Frau Christine indes nicht bewenden. Sie erbot sich vielmehr, Els zu begleiten und ihr den Platz frei zu machen, der ihr gebührte. Frau Rosalinde hatte sich der Matrone früher häufig genähert, um Rat bei ihr zu erholen und

ihr in beschämend deutlicher Weise zu erkennen gegeben, wie willig sie ihre überlegene Tüchtigkeit anerkenne. Die alte Gräfin war ihr zuwider, doch mit wem hätte sich die derbe Frau, die sich bewußt war, das Gute zu wollen, nicht fertig zu werden getraut? Da die eigene Tochter die Ihren verlassen, gehörte die künftige Hausfrau des Sohnes an das Siechenbett seines Vaters. Frau Rosalinde war schwach, doch die schlechteste nicht. „Warte nur, Kind," schloß die Muhme, „bald genug wird sie erkennen, welcher Segen mit Dir in das Haus und an das Krankenlager kommt. Gegen die Bosheit der Alten werden wir einen Damm aufzurichten suchen."

Konrad Teufel bekannte, daß er sich in der Hoffnung, Els, die der Mutter so geschickt und geduldig gewartet, zu solchem löblichen Entschluß zu bewegen, hieher begeben habe. Er versprach ihr auch beim Abschied, öfter nach dem Rechten zu sehen und, wäre es nötig, die alte Teufelin Bekanntschaft mit seinem eigenen Pferdefuß machen zu lassen.

Nachdem auch er sich entfernt, wurden die Vorbereitungen zum Aufbruch der Schwestern in Angriff genommen. Während Cordula Eva bei der Auswahl der Sachen half, die sie mit nach Schweinau nehmen sollte, und die ältere Schwester mit Hilfe Kätterles das Wenige zusammenlegte, dessen sie im Eysvogelhofe als Krankenpflegerin bedurfte, erbot sich die Gräfin, Herrn Ernst morgen früh in eigener Person auf dem Luginsland zu besuchen und ihm mitzuteilen, was die Töchter von ihm fernhielt. Gegen Abend konnte Eva unter dem Schutze der Muhme, die morgen von mancherlei Geschäften in Anspruch genommen

war, in die Stadt kommen, um nach dem Gefangenen zu sehen.

Eva rührte diesmal zur Ueberraschung der Schwester, die ihr dergleichen stets abgenommen hatte, die Hände selbst beim Packen. Als sie fertig war, führte sie das verweinte Kätterle mitleidig dem Oheim zu, damit sie ihn um Gnade für den Verlobten bitte.

Der Schultheiß war von dem Hergang der Dinge genau unterrichtet und sprach mit der ihm eigenen, von wahrer Herzensgüte durchdrungenen Leutseligkeit der Gürtelmagd zu. Freilich war Biberli schon vorhin einem peinlichen Verhör unterworfen worden; er hatte aber auf der Folter der Herzliebsten mit keinem Worte gedacht und auch standhaft alles geleugnet, was seinem Herrn zur Last fallen konnte. Morgen wartete seiner ein zweites Verhör; doch versprach der Schultheiß zu thun, was in seiner Macht stand, um ein möglichst mildes Urteil für ihn zu erzielen. Jedenfalls würde er, wie alle, die infolge eines Rechtsspruches Blut gelassen, zur Heilung auf die Schweinau gesandt, und da Kätterle Eva dorthin begleiten sollte, konnte sie Gelegenheit finden, den Bräutigam dort mit eigener Hand zu pflegen.

Damit entließ er die Mädchen; als er aber wieder mit der Hausfrau allein war, bekannte er, daß die Sache des armen Burschen sich leicht schlimm gestalten, ja daß es ihm an die Zunge gehen könnte, wenn er auf der Folter, die nun einmal zu dem peinlichen Verhöre gehörte, dem er abermals unterworfen werden sollte, bekannte, nächtlicherweile in das Haus eines „Ehrbaren" gedrungen zu sein. Daß er dabei nur dem Gebieter gefolgt sei, werde die Sache indes mildern. Die Schöffen

müsse er zur Verschwiegenheit anhalten, wenn sich der Notwendigkeit, sie von Evas Nachtwandeln zu unterrichten, nicht aus dem Wege gehen lasse. Falle das Urteil sehr hart aus, so werde er vielleicht die Vollstreckung hinausschieben können. Ritter Schorlin, der ja in der Gunst des Kaisers stehe, sei dann aufzufordern, den Herrscher anzugehen, es auf dem Wege der Gnade aufzuheben, oder doch zu mildern.

Hier wurde er von den Nichten und Cordula unterbrochen, und bald darauf brach die Muhme mit Els auf, um sie zu den Eysvogels zu begleiten.

Der Ohm blieb mit den beiden anderen zurück.

Keine Geringere als die Herzogin Agnes hatte sich bei ihm über die übermütige Gräfin beklagt. Gestern war diese nämlich mit ihrem Vater in den Wald geritten, und da ihr die junge, böhmische Königstochter hoch zu Roß entgegengekommen war, hatten ihre Dackel ihren zum Scheuen geneigten Araber so ingrimmig angefallen, daß es einer weniger sicheren Reiterin schwer gefallen wäre, sich im Sattel zu behaupten. Die folgsamen Tiere hatten diesmal der Herrin den Gehorsam versagt, und die Herzogin den Verdacht ausgesprochen, es sei der Montfort gar nicht Ernst mit dem Abrufen gewesen; denn sie habe sie wohl flüchtig um Entschuldigung gebeten, sie dabei aber wie zum Spotte gefragt, ob es etwas Ergötzlicheres gebe, als ein widerspenstiges Roß zum Gehorsam zu zwingen. Sie war Cordula indes die Antwort nicht schuldig geblieben und hatte erwidert, die Unfolgsamkeit ihrer Hunde beweise, daß sie es vielleicht bei Pferden, keineswegs aber bei anderen lebenden Wesen verstehe, sich das zu verschaffen, was sie ihr höchstes

Vergnügen nenne. Sie spreche ihr darüber ihre fürstliche Teilnahme aus.

Den Schultheißen hatte sie darauf hingewiesen, daß ihr der Ueberfall im Reichsforste widerfahren sei, wo, wie sie höre, das freie Umherlaufen von fremden Jagdhunden untersagt sei. Die Gräfin Montfort möchte darum veranlaßt werden, in Zukunft, wenn sie in den Wald reite, ihre Dackel daheim zu lassen.

Diese Klage brachte jetzt der Schultheiß an diejenige, gegen die sie sich wandte, und er that es in neckisch heiterem Ton, in den Cordula munter einstimmte.

Als der alte Herr sie frug, ob sie das reizbare Königskind schon früher gegen sich aufgebracht habe, erwiderte sie lachend: „Der Ehegenossin des Kaisersohnes versagten die lieben Heiligen wie anderen Dreizehn- oder Vierzehnjährigen bisher den Kindersegen, und sie spielt darum gern mit der Puppe. Zufällig gibt sie derjenigen den Vorzug, nach der sie auch mich die Hände ausstrecken sah.“

Der alte Herr verlangte vergebens nach einer Erklärung dieses Scherzwortes; Eva aber wußte, wen die Gräfin mit der Puppe meinte, und es war ihr peinlich, die beiden einander feindlich gesinnten Frauen, jede für sich, Kurzweil mit demjenigen treiben zu sehen, der so wenig einem Spielzeuge glich, und zu dem sie mit dem ganzen Ernst ihrer von tiefer Leidenschaft ergriffenen Seele hinaufsah.

Während der Schultheiß und die Gräfin mit einander heiter stritten und scherzten, blieb sie still, und die beiden anderen störten sie nicht.

Nach längerer Zeit kehrte Frau Christine zurück.

Man sah ihr an, daß sie geweint; doch hatte sie schon in der Sänfte die Augen getrocknet.

Was Els bei den Eysvogels gefunden, war freilich weit betrübender gewesen, als sie gefürchtet; ja, der Angriff, den sie von seiten der alten Gräfin erfahren hatte, war so verletzend, der hilflose Jammer Frau Rosalindes und der Zustand Herrn Kaspars so kläglich gewesen, daß sie schon daran gedacht hatte, das beklagenswerte Mädchen wieder mit sich fort zu nehmen und es diesen Menschen zu entziehen, die — sie wußte es — sobald sie sich entfernte, Els das Leben zur Hölle machen würden.

Die Frage der Großmutter, ob die Jungfrau Ortliebin den Schweizer Galan hier zu finden hoffe, und viele ähnliche verletzende Bemerkungen waren wie in Galle getaucht gewesen.

Welchen widrigen Anblick hatte die würdelose Greisin dazu geboten, wenn sie sich mit gravitätischem Spott, als sei sie ihre gehorsame Dienerin, knixend und wieder knixend vor Els verbeugt hatte. Doch das arme Kind war still geblieben, bis Frau Christine selbst die Stimme erhoben und ihrer Nichte am Krankenlager Herrn Kaspars den Platz angewiesen hatte, den sie besser als jede andere auszufüllen verstand.

Da war es still, und Els hatte kaum zu befürchten, viel gestört zu werden; denn der Gräfin war ernstlich untersagt worden, das Gemach des Leidenden zu betreten. Frau Rosalinde schien sich vor dem Anblick des Gelähmten zu fürchten, und die barmherzige Schwester war ein kräftiges, entschlossenes Weib, das Els mit redlicher Freundlichkeit willkommen geheißen und Frau Christine versprochen hatte, ihr nichts anthun zu lassen.

Draußen warteten schon die Sänften, und die Matrone hätte die Mitteilung dieser traurigen Erlebnisse gern auf später verschoben; Cordula verlangte indes so liebevoll zu erfahren, wie es die Freundin im Hause des Bräutigams gefunden, daß sie ihr kurz und schnell den Willen that. Das Reden erleichterte ihr das Herz, und einigermaßen beruhigt, ließ sie sich mit Eva nach Schweinau tragen.



Zwölftes Kapitel.



as Pfinzingsche Schlößchen in Schweinau war weder geräumig noch prächtig, nirgends aber hielt Frau Christine sich lieber auf.

Die Hitze des Sommers fand keinen Eingang durch die drei Mann starken Mauern des alten Bauwerkes. In der Frühe und am Abend weilte man gern in der Laube, einem nach vorn geöffneten Raume, der sich an der Langseite des Schlosses hinzog und in dem es sich, auch wenn es regnete, Luft schöpfen ließ. Sie schaute in das Würzgärtlein, das der Matrone besonders wert war; denn es kamen darin Rosen, Lilien, Nelken und andere Blumen zur Blüte, und ein Teil der Beete wurde, nachdem der Gärtner, unter dessen Obhut der Gemüsegarten hinter dem Hause stand, sie umgegraben, von ihr selbst bepflanzt und gepflegt.

Die Stunde zwischen dem Aufgang der Sonne und der Messe war dieser Arbeit, bei der Eva ihr helfen sollte, gewidmet, und es hätte dabei mancherlei für sie zu lernen gegeben; denn die Muhme zog hier verschiedene heilkräftige Pflanzen. Den Samen oder die Knollen hatte sie zum Teil aus fremden Ländern bezogen. Die Kräfte einer jeden waren ihr wohl bekannt. In Schweinau gab

es auch Gelegenheit genug, sie zu verwerten, und die Hospitalpfleger der Stadt, der Medicus Otto und andere Heilkünstler, sowie viele Ritterfrauen aus der Umgebung, die im Kreise ihrer Bauern und Hörigen den Arzt vertraten, wandten sich gleichfalls an Frau Christine, wenn sie für ihre Kranken gewisse Wurzeln, Blätter, Beeren und Samen bedurften. Auch Mönche und Nonnen aus den Klöstern weit und breit sprachen sie niemals vergebens um solche an.

So ruhig wie Eva es bis dahin geliebt, verlief das Leben in dem Schweinauer Schlößchen allerdings mit nichten.

Als sie die Einladung annahm, hatte sie gewußt, daß, wenn sie jede Thätigkeit der Muhme hätte teilen müssen, kein stilles halbes Stündchen für sie übrig geblieben wäre; aber sie war nicht zum erstenmale hier und hatte erfahren, daß Frau Christine ihr volle Freiheit ließ und sie zu nichts gebrauchte, wozu sie sich nicht freiwillig anbot.

Wenn sie sah, wie die Matrone nach der Messe und dem Frühmahl, das der Gatte noch, bevor er zur Stadt ritt, mit ihr teilte, die alten Kreuzfahrerwitwen in dem kleinen Stifte hinter dem Gemüsegarten besuchte und bei den Beghinen Umschau und Ordnung hielt, frug sie sich oft, woher die Frau, die der Siebenzig näher stand als der Sechzig, die Kraft zu alledem und was ihm folgte, nehme. Denn da gab es zunächst in der Küche zu sorgen, daß die Hauptmahlzeit nach dem Vespergeläut dem Hausherrn das immer gleich gern gehörte „unübertrefflich“ abgewinne. Nachdem sie dann im Waschhause, auf der Bleiche, bei den Linnenschränken, im Keller, auf dem

Boden und sogar in den Ställen und bei den Bienenstöcken nach dem Rechten gesehen und aus der Hand der Zofe als wohlgekleidete Edelfrau hervorgegangen war, empfing sie Besuch auf Besuch. Da kamen Freunde und Freundinnen von den Nürnberger Geschlechtern, Mönche und Nonnen mit verschiedenen Anliegen für ihre Klöster und Armen, geistliche und weltliche Herren und Frauen aus der Stadt und vom Lande, und darunter auch oft genug die vornehmsten Besucher des Reichstags; denn das burggräfliche Paar zählte sie zu ihren Freunden, und der Burggraf Friedrich gedachte ihrer gern, wenn man ihn nach den Nürnberger Frauen fragte, als derjenigen, der an Tüchtigkeit, Klugheit und Herzensgüte keine andere voranstand.

Er und seine würdige Gemahlin suchten sie auch bisweilen bei derjenigen Thätigkeit auf, der sie den Löwenpart ihrer Zeit und Kraft widmete: die Beaufsichtigung des Siechenhauses auf der Schweinau.

Oft freilich ließ sie Tage vergehen, ohne den Fuß dorthin zu setzen; ging aber nicht alles wie es sollte und war bei schweren Fällen ihr Beistand erwünscht oder notwendig, verweilte sie daselbst wohl auch bis tief in die Nacht oder bis zum nächsten Morgen.

Auch die höchsten Besucher wurden dann mit dem Bescheid heimgesandt, Frau Christine könne nicht fort von den Kranken.

Nur das burggräfliche Paar durfte ihr in das Siechenhaus folgen, und es hatte sich das Recht, dort ein Wort mitzusprechen, wohl erworben, weil es zu seinen freigebigsten Unterstützern gehörte und drei seiner Söhne das Johanniterkreuz trugen und dort oft wochenlang, wie

es die Ordenspflicht befahl, als Krankenpfleger die Hände rührten.

Auch Frauen kam das Recht zu, im Siechenhause die Wunden ausheilen zu lassen, die ihnen die Rute oder das Eisen des Henkers geschlagen.

Eigentlich sollte jeder Leidende nur drei Tage lang dort verpflegt werden; Frau Christine trug aber Sorge, daß niemand, dem dies hätte verhängnisvoll werden können, auf die Straße gesetzt wurde. — Den Mehraufwand mußte der ehrbare Rat wohl oder übel bestreiten. Der Schultheiß hatte für diese Uebergriffe manche Lanze zu brechen, fand aber immer eine stattliche Mehrheit für die gute Sache des Siechenhauses und seiner Gattin. Häufte sich die Zahl derer, die einer längeren Pflege bedurften, so schonte sie auch keineswegs den eigenen, stattlichen Besitz.

Das Siechenhaus und die Hoffnung, sich darin hilfreich erweisen zu dürfen, hatte Eva mit nach Schweinau geführt. Die Erlebnisse der letzten Tage waren wie ein Sturmwind in den Frieden ihrer jungen Seele gebraust. Fest Gefügtes hatte er zu Boden gerissen und glimmende Funken zur Flamme angefacht. Seit der stillen Selbstschau im Gemache des Stadtschreibers wußte sie, was ihr fehlte und was ihr aus sich selbst zu machen oblag. Das Band, das sie mit ihrer Heiligen und dem Heiland tief innerlich vereinte, hielt immer noch stand; wußte sie doch, was derjenige, von dem auch die Sendung der heiligen Klara ausging, was Franz von Assisi den Seinen, denen es wie ihr erging, vorschrieb.

In treuer Arbeit für ihre Brüder und Schwestern sollten sie den Frieden der beunruhigten Seele zurückzu-

erlangen trachten, und welche Arbeit stand ihr, der schwachen Jungfrau, besser an, als die Linderung des Schmerzes unglücklicher Nächster. Je schwerer die Pflichten waren, die ihr im Dienste der Liebe auferlegt wurden, um so besser! In der Hoffnung, das echte, willensstarke Weib aus sich selbst zu machen, als das die sterbende Mutter ihr schwaches Kind mit den Augen des Geistes gesehen, wollte sie ans Werk gehen; etwas Schwereres aber, als die Aufgaben, die es hier zu erfüllen gab, konnte sie sich nicht denken. Das war die echte, heiße Glut des Schmiedefeuers, dem die Verstorbene ihre Läuterung und Umbildung anzuvertrauen gewünscht. Nicht aus dem Weg gehen, entgegeneilen wollte sie ihr. Während der Geliebte das Schwert schwang, war es auch an ihr zu kämpfen. Von Biberli hatte sie gehört, daß Heinz das Schwerste auf sich zu nehmen gewünscht. Das war etwas Großes, und ihre leicht begeisterte, auf das Hohe gerichtete Seele erfüllte sich mit dem gleichen Verlangen. Begierig, wie sie sich bewähren würden, prüfte sie die jungen Schultern und schaute nach der Last aus, die sie ihnen aufzuerlegen gedachte.

Als die Muhme sie vor einem Jahre zum erstenmale in das Siechenhaus geführt hatte, war sie wie vernichtet in das Schlößchen zurückgekehrt. Nicht von fern hatte sie geahnt, daß es solchen Jammer auf Erden, solche Schmerzen unter den Nächsten, solche Verworfenheit unter denen gebe, die des gleichen Geschlechtes mit ihr waren. Was bedeutete das, was Els der sanften, still duldenden Mutter geleistet hatte, oder was sie für den alten Herrn Kaspar, der in einem weichen Bett — es war ihr als etwas Seltenes gezeigt worden — von Ebenholz und

Elfenbein ruhte, noch thun sollte, gegen die Wartung dieser aus schweren Wunden blutenden, ruchlosen Galgenvögel und verkommenen siechen Weibsbilder. Wenn aber der eigene Sohn Gottes unter den grausamsten Schmerzen für die sündige Menschheit das Leben gelassen, wie durfte sie, das schwache, irregehende, verlästerte Mädchen, an dem nichts ganz gut war als der leidenschaftliche Wille zum Guten, sich scheuen, den Beklagenswertesten unter den Nächsten Hilfe zu leisten? Hier im Siechenhause zu Schweinau lag die schwere Last, die sie sich aufzuerlegen begehrte.

Auch um das Band fest zu erhalten, das sie mit dem Heiland vereint hatte, wollte sie es thun. Seines eigenen Wortes, was einer dem geringsten thue unter seinen Brüdern, das habe er ihm gethan, mußte sie hier fortwährend gedenken. Eine Braut Jesu Christi zu werden und schon hier im tiefsten Innern eng mit ihm verbunden der Stunde entgegenzuharren, in der er ihr die göttlichen Arme öffnen würde, war ihr wie das schönste Lebenslos erschienen. Jetzt hatte sie sich in der Welt einem anderen angelobt, und doch wollte sie auch von ihrem Heiland nicht lassen. Zeigen wollte sie ihm, daß, wenn sie sich auch nicht von der irdischen Minne lossagen konnte und wollte, ihr Herz doch auch für ihn, den himmlischen Geliebten, mit aller Zärtlichkeit schlage. Und er, der die Liebe selbst war, konnte er ihr wohl zürnen, wenn er sah, wie sie, ohne doch hoffen zu dürfen, daß der Geliebte den Weg zu ihr zurückfinden würde, unverbrüchlich fest hielt an ihrer Minne, obgleich niemand als er und sein himmlischer Vater Zeugen ihres stummen Verlöbnisses gewesen?

Heinz gehörte sie an, und er — sie wußte es — ihr. Wenn auch später, nachdem alle Welt ihre Unschuld erkannt, die Mauern zweier Klöster sie schieden, blieben ihre Seelen dennoch untrennbar verbunden. Gab es hienieden kein Wiedersehen für sie beide, würde im Jenseits der Heiland sie selbst um so gewisser zusammenführen, je gehorsamer sie sein göttliches Gebot zu erfüllen getrachtet. Wie es Heinz verlangte, in der Nachfolge Christi sein Kreuz auf sich zu nehmen, so wollte auch sie sich damit belasten. Am Strohlager der verwundeten Verbrecher war es zu finden. Die Erfüllung jeder schweren Pflicht, der sie sich da willig unterzog, erschien ihr wie eine Stufe, die sie dem Heiland näher brachte und sie zugleich der Vereinigung mit dem Geliebten, wenn auch erst in einer andern Welt, entgegenführte.

Die erste Bitte, die sie auf dem Wege zur Messe in der Frühe des ersten Tages ihres Aufenthalts in Schweinau an die Muhme richtete, suchte ihr darum die Erlaubnis abzugewinnen, im Siechenhause die Hände rühren zu dürfen.

Sie fand Gewährung; doch erst, nachdem die erfahrene, rasch entschlossene Frau das Auge voll zögernder Besorgnis auf ihrem schönen Antlitz und ihrer herrlichen, jugendlich biegsamen Gestalt hatte ruhen lassen. Der Gedanke, daß es schade sei für so viel holdselige, makellos reine, jungfräuliche Anmut, in den Dienst dieser Verworfenen gestellt zu werden, hatte sie schon bestimmt, ihr ein entschiedenes „Nein!“ entgegenzurufen; doch sie sprach es nicht aus; ja, tiefes Schamrot färbte ihr die Wangen, als ihr Blick auf das Bild des Gekreuzigten fiel, das sich neben der Straße, die zum Kirchlein des

Dorfes führte, erhob; denn wen hatte er, der Höchste der Hohen, zu sich berufen und wert seiner besonderen Gnade und des Himmelreichs gehalten? Die Einfältigen waren es gewesen, die Kinder, die Ehebrecherin, die Sünder und Zöllner, die Verachteten und Armen. Nein, nein, es würde das liebliche Kind so wenig schänden, sich den Elenden dort drüben hilfreich zu erweisen, wie die seltenste Pflanze, die sie in ihrem Würzgärtlein hegte, wenn sie sie benutzte, um die Leiden eines widerwärtigen Bösewichts zu heilen.

Und dann!

Mit wie tiefem Abscheu hatte sie sich anfänglich selbst in das Siechenhaus begeben, und wie voll bewußt des eigenen, so unendlich viel höheren Wertes war sie aus der Mitte dieser Verworfenen ins Freie getreten.

Aber wie hatte dies Gefühl, das ihr das Haupt gehoben, sich allmälich geändert.

Erst bei näherer Bekanntschaft mit den Armen und Verachteten war ihr das Wesen und Walten Christi recht verständlich geworden; denn wie viele Züge schlichter, opferwilliger Hilfsbereitschaft, wie rührende Genügsamkeit und dankbare Freude am Kleinsten, wie kindlich frommen Sinn und wie demütige Ergebenheit auch in unerträglichem Leid hatten diese Unglücklichen ihr gezeigt. Ja, wenn sie dem Lebenslaufe vieler ihrer Pfleglinge gefolgt war und erfahren hatte, wie sie in die Hand des Henkers und auf die Schweinau gelangt, hatte sie sich gefragt, ob die meisten, die zu ihrem Lebenskreise gehörten, unter den gleichen Umständen nicht weit schneller den Weg dorthin gefunden, und ob sie das über sie Verhängte auch nur halb so geduldig, so frei von Bitterkeit und Auf-

lehnung gegen den Ratschluß des Höchsten ertragen hätten. In manchem, der ihr anfänglich wie eine widrige Giftpflanze erschienen war, hatte sie wohlthätige Säfte entdeckt; wo sie sich gescheut hatte, so viel Unreinheit anzurühren, waren ihr aus dem Schlamm Veilchen und Lilien entgegengeblüht. Statt erhobenen Hauptes hatte sie dem Siechenhause oft beschämt den Rücken gekehrt. Von dem stolzen Vorrechte ihres Standes, Geringere zu verachten, machte sie längst keinen Gebrauch mehr; und war sie auch bisweilen versucht gewesen, es dennoch zu üben, hatten dies weit öfter an Geist und Herz niedrig stehende Mitglieder ihres eigenen Standes, als die leidenden Nächsten im Siechenhause veranlaßt.

Für sich selbst war sie sehr bescheiden geworden; warum sollte sie bei Eva den zur Ruhe gegangenen Hochmut zu neuem Leben erwecken?

Viel innere Not und Seelenpein war über das arme Kind gekommen, das ihr gestern, als sie es in ihrem Schlafkämmerlein zur Ruhe gebracht, das ganze Herz erschlossen hatte. Wie gering es sich fühlte, wie demütig die kleine Heilige jetzt war, die noch jüngst sich nur zu schnell und gern über andere und über sich selbst erhoben. Ihr gerade würde es gut thun, zu den Allerniedrigsten herabzusteigen und an ihrem Elend das eigene, bessere Los zu messen. Sie, die sich beraubt fühlte, im Siechenhause konnte sie überall die Gebende sein, und feinfühlig empfand sie auch nach, was Eva sonst noch zu ihren Pfleglingen hinzog.

Frau Christine war eine gottesfürchtige, ihrer Kirche anhängliche Matrone, doch schon in der Jugend weit entfernt von frommer Schwärmerei gewesen. Aber die

Aebtissin Kunigunde, ihre um weniges jüngere Schwester, hatte vor ihren Augen den Seelenkampf ausgefochten, der sie endlich als schön erblühte, viel umworbene Jungfrau in das Kloster geführt. Keine als ihre ruhigere, verschwiegene Schwester Christine hatte sie an ihrem inneren Ringen teilnehmen lassen, und diese sah nun, wie sich in der jungen Nichte erneute, was Kunigunde vor so vielen Jahren durchlebt. So schwer es ihr damals gefallen war, die spätere Aebtissin zu verstehen, so leicht ward es ihr jetzt, nachdem sie manchen ähnlichen Kampf bei anderen beobachtet hatte, jeder Regung in der Seele Evas zu folgen.

In einer langjährigen, an Liebe reichen Ehe, in der die gegenseitige Hochachtung sich von Jahr zu Jahr gesteigert hatte, war das Schultheißenpaar dahin gelangt, wichtigen Fragen gegenüber der gleichen Meinung zu sein; als aber Herr Berthold von der Stadt heimkehrte und, während Eva sich schon im Siechenhause aufhielt, der Gattin beim Mahle, das sie allein mit ihm teilte, bedenklich erklärte, nach seiner Ueberzeugung hätte sie dem Verlangen der Nichte den äußersten Widerstand entgegensetzen sollen, und er hoffe nur, daß ihre Nachgiebigkeit keine verhängnisvollen Folgen für das leicht erregbare, tief empfindende Kind nach sich ziehen werde, geschah das Ungewöhnliche, daß Frau Christine, ohne wie sonst vermittelnd einzulenken, auf ihrer Ueberzeugung bestand.

So geschah es, daß der Schultheiß diesmal um das Schläfchen kam, das er sonst der Mahlzeit folgen ließ, und dennoch, trotz des besten Willens, nachzugeben, der Hausfrau den Gefallen nicht thun konnte, sich überzeugen zu lassen. Trotzdem forderte er die Gattin nicht auf, zurückzunehmen, was sie einmal bewilligt.

Mochte Eva denn fortfahren, das Siechenhaus zu besuchen.

Die Pflegerin, eine Frau von würdiger Gesinnung und starker Willenskraft, stand ihr, was auch kommen mochte, treu zur Seite. Frau Christine hatte das Mädchen unter ihren besonderen Schutz gestellt, und die Beghine Hildegard, die edelgeborene Witwe eines Ritters, der in Italien für Kaiser Friedrich das Leben gelassen, sie mit besonderer Wärme aufgenommen, weil sie eine Tochter besessen, die ihr der Tod in Evas Jahren entrissen.

Trotzdem wollte sich der Schultheiß nicht beruhigen lassen. Erst als von der Laube aus, wo der Nachtisch noch auf der Tafel stand, Cordula hoch zu Roß sichtbar wurde, brach er die Begründung seiner vielen Bedenken ab und ging der Gräfin entgegen.

Seinem geraden Verstand und seiner ruhigen Gefühlsweise war das meiste unverständlich geblieben, was Frau Christine ihm von dem Seelenleben ihrer Schwester und Nichte berichtet. Er kannte die schrecklichen Eindrücke, denen sich selbst ein Mann unter dem Gesindel im Siechenhause nicht entziehen konnte, und hatte sich des Vergleiches bedient, was Eva da zugemutet werde, heiße ein schwaches Kind mit Pfeffer stärken.

Als Gräfin Cordula sich an der Hand des alten Herrn von ihrem mutigen Schecken aus dem Sattel schwang, dachte er: „Wenn diese da sich statt des feinen Evakindes unseres wunden Schelmenvolkes annähme, das ließ' ich gelten! Mit dem Gottseibeiuns selbst bindet sie an, während mein Patchen mit ihren Engeln im Himmel tändelt."

In der Laube erklärte Cordula, warum sie nicht

früher gekommen; doch berichtete sie damit dem alten Paare nichts Neues.

Als sie heute morgen Ernst Ortlieb im Luginsland aufgesucht hatte, war er schon aufs Rathaus geführt worden. Es hatte keiner besonderen Verhandlung bedurft, da er sein eigener Ankläger war und viele giltige Zeugen bestätigten, daß er aufs schwerste gereizt, ja, wie sein Fürsprecher es darstellte, im Stande der Notwehr den Schneider verwundet.

Ernst Ortlieb sogleich der Haft zu entlassen, ging indes nicht an, weil der Vertreter des Schneiders ein weit höheres Wehrgeld verlangte, als das Rugamt ihm zubilligen wollte. Die Wunde des Meisters war nicht lebensgefährlich, doch untersagte sie ihm noch, das Lager zu verlassen und in eigener Person vor den Richtern zu erscheinen. Die Kerzenhändlerin pflegte ihn in seinem eigenen Hause und reizte ihn zu Forderungen auf, deren unsinnige Höhe die Heiterkeit der Richter erweckte. Als Meister Seubolt auch noch nach einem langwierigen Hinundher an ihnen festhielt, rieten die Schöffen vom Rate und der Pfänder,*) aus denen das Rugamt sich zusammensetzte, Herrn Ernst, das Urteil vertagen zu lassen und die Behauptung des Schneiders, seine Sache gehöre vor das Blutgericht, bei dem die gesamten Schöffen des Rates unter Vorsitz des Schultheißen das Urteil sprachen, als begründet anzuerkennen. Mit Rücksicht auf die Bürgerschaft und das unwillig erregte Schneidergewerk erschien es geraten, jeden Schein der Parteilichkeit zu vermeiden; doch mußte der Selbstankläger sich dann freilich die Haft

*) Polizeimeister.

weiter gefallen lassen, bis man den Spruch gefällt. Diese Verzögerung war indes von geringem Belang; denn der Schultheiß hatte dem Schwager versprochen, seine Angelegenheit sollte schon morgen verhandelt und zum Abschluß gebracht werden.

Das alles, und daß Biberli, der Diener des Ritters Schorlin, nochmals einem peinlichen Verhör unterzogen und auf der Folter härter als billig mitgenommen worden sei, hatte Herr Berthold, voller Bewunderung vor der seltenen Festigkeit des wackeren Gesellen, der Gattin schon gleich nach der Heimkehr berichtet.

Was die Gräfin anging, so hatte sie, nachdem der Vater ihrer Freundinnen auf den Luginsland zurückgeführt worden war — wenige Stunden war es her — ihn guter Dinge gefunden.

Der Burggraf von Zollern war zwar nicht wie viele Ehrbare und Herren in eigener Person gekommen, er hatte aber seinen Sohn Eitelfritz zu ihm geschickt, um sich nach seinem Ergehen zu erkundigen, und der Gefangene war eben mit dem Bittschreiben beschäftigt gewesen, das er morgen durch Meister Gottfried von Passau, den Protonotar Kaiser Rudolfs, an den Herrscher gelangen lassen wollte. Daß es auch die Anklage enthielt, der Ritter Heinz Schorlin sei nächtlicherweile in sein Haus gedrungen, hatte er Cordula erhobenen Hauptes bestätigt. Ihre Bitte, von dieser Klage abzusehen, hatte er sie nicht einmal zu Ende bringen lassen. „Und nun,“ schloß die Gräfin betrübt, „lege ich euch, die ihr dem Mädchen hold seid, ans Herz, zu bedenken, in wie beklagenswerter Weise durch diese Thorheit des eigenen Vaters Evas Name in den Mund des gesamten Hofes

kommen wird, und was die Lästermäuler in der ganzen Stadt auf solche Klage hin dem armen Kinde anhängen werden!“

Da seufzte Frau Christine schwer auf und erhob sich; ihr Gatte aber, der ihr ansah, was sie im Sinne trug, hielt sie mit der Bemerkung zurück, ein Gang würde für heute vergebens sein; denn da gehe die Sonne schon unter, und mit Eintritt der Dunkelheit werde der Luginsland verschlossen.

Diese Bemerkung veranlaßte die Matrone, auf den verlassenen Sitz zurückzukehren; doch hatte sie kaum den Sorgenstuhl wieder berührt, als sie sich von neuem erhob und dem Aufwärter gebot, die große Braune satteln zu lassen. Sie begebe sich diesmal zu Pferde in die Stadt; die Sänftenträger gingen zu langsam.

Dann wandte sie sich dem Gatten zu und sagte heiter: „Danke für die Entschuldigung, Mann, die Du mir vor mir selbst gabst; in diesem Fall kann ich sie aber nicht brauchen. Mein thörichter Bruder darf die Anklage, die seine Tochter bloßstellt, auf keinen Fall erheben, und käm' ich zu spät, es wäre ein Unglück. Wofür wär' ich denn die Hausfrau des kaiserlichen Schultheißen, wenn man für mich eine Nürnberger Zugbrücke nicht auch noch nach Sonnenuntergang niederlassen wollte? Ging das Schreiben schon ab, wird es mit Meister Gottlieb zu reden gelten. Es sollte ja erst morgen abgesandt werden; aber nichts schaffen wir uns lieber schnell vom Halse, als die mißlichen Dinge, vor denen uns selbst ein wenig graut. Gib mir ein Zeichen an den Thorwart mit, Pfinzing, und Ihr, Gräfin, beurlaubt mich; seid Ihr es doch selbst, die mich fortschickt.“

Während die Gürtelmagd ihr das Kopftuch und den Ueberwurf umlegte und der Schultheiß dem Aufwärter leise den Befehl erteilte, auch sein Roß bereit zu halten, forderte Frau Christine Cordula auf, Eva aus dem Siechenhause abzuholen, wenn sie keinen Ekel vor wunden Leuten der geringsten Art empfinde.

Da lachte die Gräfin hell auf und sagte: „In den Hütten unserer Waldläufer, Fröner und Fischer sieht es noch sauberer aus als in den Erdhöhlen der Köhler und Steinbrecher in den Montfortschen Forsten und Bergen. Nach Sandelholz und Rosenöl duftet es weder in den einen, noch in den anderen, und der Axthieb, der einem unserer Holzfäller ins Fleisch dringt, bietet den nämlichen Anblick wie die Wunden, die eure Galgenvögel mit auf die Schweinau bringen. Und — daß Ihr's wißt — ich bin der Arzt in Montfort, und wenn es nicht ans Ende geht, und der Kaplan begleitet mich mit dem Allerheiligsten, mach' ich mich mit dem Knechte, der Zofe oder dem Pagen, die mir den Arzneikasten nachführen, oft genug allein auf den Weg. Seit ich groß bin, versorge ich unsere Kranken, und wie viele Brüche, Wunden, Schäden und Fieber ich schon heilte oder zum Schlimmern führen sah, das läßt sich schon längst nicht mehr zählen. Die Neugeborenen in unseren Dörfern und Weilern hielt ich fast alle über die Taufe. Die Mütter, die ich pflege, wollen's nicht anders. Es gibt darum auch so viele Cordulas auf Montfortschem Boden wie Mädchen, und in mancher Hütte hat's ihrer zwei oder drei. Bei dem Fischer Michel gibt's eine Cordula, eine Cordel und eine Dulla. Worauf es besonders ankommt: an die schlimmsten Wunden bin ich gewöhnt, wie weh das Herz mir

auch oft thut bei ihrem Anblick. Das Verbinden versteh' ich wie ein Bader, und, thut es not, auch das Messer zu führen."

„So dacht' ich mir Euch!" rief der Schultheiß erfreut. „Gebt dem zarten Evakinde, wenn der Mut ihm sinkt, ein Beispiel, oder — was noch besser wäre: nehmt Ihr wahr, daß ihr das grause Wesen zu scharf gegen den Strich geht, so redet ihr zu, die Finger von einem Werke zu lassen, das stärkere Hände und ein weniger empfindliches Seelchen erfordert. Aber da sind schon die Rosse. — Ich will auch noch in die Stadt, Christel, und es trifft sich gut, daß ich nicht allein in die Nacht hinaus muß."

„So sagte der Mann, der dem Ertrinkenden nachsprang: ‚Es trifft sich gut so, weil ich eben ein Bad nehmen wollte',“ lachte Frau Christine, ließ sich aber die Begleitung des alten Gefährten willig gefallen und näherte sich erst dem Rosse, nachdem der Schultheiß den Sattelgurt und das Zaumzeug mit peinlicher Sorgfalt geprüft.

Bevor sie den Fuß in den Bügel setzte, gebot sie der alten Schaffnerin, die Gräfin Montfort in das Siechenhaus einzuführen und auch sie der besonderen Sorgfalt Schwester Hildegards zu empfehlen. Bei der Heimkehr aus der Stadt verhieß sie, Cordula und Eva abzuholen; doch sollten sie, wenn einer oder der andern die Kraft versagte, nicht auf sie warten. Sie habe ohnehin Sorge getragen, daß im Siechenhause eine Sänfte für ihre Nichte bereit stehe. Für die Gräfin sei eine zweite zur Hand.

„Das heiße ich Vorsicht," lachte der Schultheiß. „Tragt nur Sorge, teure Gräfin, daß unsere kleine Heilige

sich nicht zu Schweres zumutet. Ihr frommes Herz treibt das Köpflein auch gegen die Wand, wenn es darauf ankommt, und wie die edlen maurischen Rosse rennt sie sich eher zu Tode, als daß sie stehen bleibt. Solch ein zartes Geschöpf ist einer Laute vergleichbar. Soll es höher und immer höher gehen mit dem Tone, so reißt die Saite, und das wollen wir verhüten. — Bei Euch, junge Heldin —"

„Hat es damit keine Gefahr," versicherte Cordula heiter. „Das Instrument hier ist mit metallenen Saiten bezogen. Sie klingen weder sanft noch schön, doch sind sie haltbar."

„Von guter, fester Art, wie ich es liebe," versicherte der Schultheiß. Dann half er der Hausfrau das Roß besteigen, gab ihr selbst die Zügel in die Linke, sah nochmals nach dem Sattelgurt, ordnete den Fall ihres Kleides und schwang sich endlich trotz der schweren Körperlast behend genug auf den starken Hengst. Dann trabte er den Fackelträgern nach mit Frau Christine der Stadt entgegen.



Dreizehntes Kapitel.



Die Zugbrücke vor dem Luginsland wurde willig vor dem kaiserlichen Schultheißen niedergelassen. Er hätte Frau Christine von diesem Ritt abgehalten und ihn allein unternommen, doch lehrte ihn die Erfahrung, daß Ernst Ortlieb geneigter war, auf sie als auf ihn zu hören. — Aber sie kamen zu spät; denn kurz vor Sonnenuntergang hatte Herr Ernst den Besuch des Reichsforstmeisters Waldstromer benützt, um ihm das Bittschreiben zur Ablieferung an den Protonotar, durch den es dem Kaiser überreicht werden sollte, anzuvertrauen. Auch bereute er diesen Entschluß mit nichten und bestand auf der Meinung, daß es seine Pflicht als Vater und Nürnberger „Ehrbarer“ sei, die Unbill, die ein fremder Ritter seinem Kinde und Hause angethan, nicht ungestraft hingehen zu lassen.

Frau Christine bot zwar alles, was ihr an Beredsamkeit innewohnte, auf, um ihn für ihre Meinung zu bestimmen, und ihr Hausherr stand ihr wacker zur Seite; doch erreichten sie nichts, als die Einwilligung des Gefangenen, falls das Schreiben noch nicht an den Kaiser gelangt sei, den Protonotar zu veranlassen, mit seiner Abgabe zu warten, bis er ihn darum ersuche.

Dies Zugeständnis hatte Herr Ernst gemacht, nachdem der Schultheiß ihm vorgehalten, daß der Ritter Schorlin einer tiefen Erschütterung der Seele anheimgefallen und bald darauf unvorbereitet ausgesandt worden sei, um die Siebenburgs zu züchtigen. Er habe darum keine Zeit gefunden, mit ihm, dem Vater, zu reden. Bestünde er auf dem Vorsatze, ins Kloster zu gehen, verfehlte die Bittschrift ohnehin ihren Zweck. Zeige es sich, daß er nur ein freveles Spiel mit Eva treibe, werde es Zeit sein, den Kaiser aufzurufen, ihn zu bestrafen. Uebrigens wisse er von dem Maier von Silenen, daß es dem Ritter bitterer Ernst sei mit dem Entschlusse, der Welt zu entsagen.

Das Schultheißenpaar hatte übrigens den späten Ritt nicht vergebens unternommen; denn als es den Luginsland verlassen, begegnete ihm schon bei St. Sebald der Protonotar. Er hatte den Brief empfangen, doch ihn seinem hohen Herrn noch nicht übergeben, und versprach, ihn einstweilen zurückzubehalten.

Froh dieses Erfolges, begleitete der Schultheiß Frau Christine, die Els aufsuchen wollte, in den Eysvogelhof.

Aus dem geräumigen Soler scholl ihnen ein vielstimmiges Gespräch und Gelächter entgegen. Drei Bettelmönche mit übervollen Beuteln drängten sich an ihnen vorüber und zwei andere standen noch neben den Knechten und Mägden, die dort beim Schein der Laternen zusammengekommen waren. Den Barfüßlern hatten sie die Säcke, dem eigenen Seelenheil zu Gefallen, mit den Vorräten des Hauses gefüllt; sie selbst sprachen schwatzend und schon halb berauscht den Weinkrügen zu, die der Kellermeister willig füllte, um dafür süßen Lohn von den

jungen Mägden zu ernten, die sich eifrig genug um die Gunst des wohlbeleibten Junggesellen bemühten, dem das Haar erst leicht ergraute.

Als sie des Schultheißen ansichtig wurden, fuhren sie auf. Der oberste Aufwärter suchte einen großen Krug, der, wie die Form verriet, aus Sizilien stammte und edlen Syrakusaner enthielt, wenn auch vergeblich, seinen Blicken zu entziehen. Den großen Schinken und den Braten, denen sie schon zuzusprechen begonnen, nahmen zwei Mägde flugs unter die Schürze.

Mit einem wehmütigen Lächeln schaute Herr Berthold auf das Treiben der herrenlosen Dienstboten, dann lüftete er die Kappe, verneigte sich mit tiefster Ehrerbietung vor den gestörten Zechern und sagte höflich: „Daß es den Herrschaften wohl bekomme."

Da schauten die Ueberraschten einander verlegen an. Nur der Kellermeister faßte sich bald, trat mit der Küferkappe in der Hand auf den Schultheißen zu und sagte unterwürfig, er und seine Genossen befänden sich in einer schlimmen Lage. Es fehle der Herr im Hause. Keiner wisse, von wem er Befehle in Empfang zu nehmen habe. Vom ehrbaren Rate wäre den meisten der Dienst gekündigt, doch wisse niemand, wann er das Haus zu verlassen und an wen er sich wegen des Lohnes zu wenden habe.

Da that ihm der Schultheiß zu wissen, Herr Wolff Eysvogel habe hier zu gebieten, und so lange er abwesend sei, seine Verlobte, die Jungfrau Els Ortliebin. Morgen werde ein Herr vom Rate die Ansprüche eines jeden prüfen, den Lohn auszahlen und im Einvernehmen mit Frau Rosalinde Eysvogelin und der Jungfrau Els das übrige bestimmen.

Der Kellermeister hatte indes dem edlen Syrakusaner schon wacker zugesprochen. Die feisten Wangen glühten ihm, und bei der letzten Bestimmung des Schultheißen lachte er leise auf: „Gilt es, auf das Zusammengehen derer da oben zu warten, dann ist unseres Bleibens hier, bis die Pegnitz thalaufwärts fließt. — Hört nur, edler Herr, wie es mit ihrer Eintracht beschaffen.“

In der That klang der schrille, gereizte Ton einer hohen Frauenstimme, in die sich eine tiefere mischte, die Herrn Berthold wohl vertraut war, in den Soler herunter. Mit dem Einvernehmen der Frauen des Hauses dort oben sah es allerdings übel genug aus; die Frechheit der gewissenlosen Dienstboten konnte Herr Berthold indes nicht ungerügt lassen, und er entgegnete darum gelassen: „Recht hast Du, Mann. Einer kommt bei diesem ruchlosen Treiben schneller zum Ziele als viele, und der eine, der hier befiehlt, will ich darum sein, kraft meines Amtes. Du verläßt morgen dies Haus und den Dienst.“

Als aber der Kellermeister auffuhr und mit der tiefen Trinkerstimme hervorstieß, nur Spitzbuben setze man in Nürnberg gleich nach der Kündigung auf die Straße, schnitt ihm der Schultheiß mit ernster Würde das Wort ab, indem er bemerkte, er möge sich hüten, daß er die Frage, was dem Kellermeister gebühre, der das ihm anvertraute edle Gut, wie es hier geschehen sei, vergeude, nicht vor die Schöffen bringe.

Damit wies er auf die Stelle, wo der Syrakusaner Krug, den er wohl bemerkt hatte, nur halb versteckt war, und diese Drohung brachte den Kellermeister, dessen Gewissen ihm sehr viel mehr vorwarf, als der Schultheiß wissen konnte, schnell zum Schweigen.

Droben war es indes noch immer nicht stille geworden. Frau Christine hatte Els aus einer Vorratskammer befreit, in die die alte Gräfin, nachdem sie ihre Tochter verführt, an diesem böswilligen und dazu kindischen Streiche teilzunehmen, sie gelockt und dann eingeschlossen hatte. Jetzt war es zu einer ernsten Auseinandersetzung zwischen den Frauen gekommen, die erst durch die Dazwischenkunft des Schultheißen zum Abschluß gelangte. Vielleicht hätte er dies weniger schnell zu stande gebracht, wäre der Medicus Otto nicht eben als willkommener Beistand erschienen.

Frau Rosalinde bat reuevoll um Vergebung, ihrer Mutter wurde das untere Stockwerk von neuem verboten, ja ihr, falls sie sich dennoch in der Nähe des Krankenzimmers zeige, mit sofortiger Entfernung aus dem Hause gedroht.

Diese Strenge war nötig, um es Els möglich zu machen, ihren schweren Posten zu behaupten.

Hinter ihr lag ein Tag voll widriger Quälereien und schmählicher Demütigungen. Die alte Gräfin hatte Verwandte ihres Hauses, zwei alte unverheiratete Stiftsdamen, aufgerufen, ihr bei ihren Angriffen gegen den Eindringling Beistand zu leisten, und vielleicht waren sie es gewesen, die zu der Einschließung der Pflegerin Herrn Kaspars geraten, der sie das Recht absprachen, sich immer noch die Braut des jungen Hausherrn zu nennen.

Frau Christine war zu rechter Zeit erschienen; denn Els hatte schon der Mut zu sinken begonnen. Nichts und gar nichts war ihr aber auch begegnet, woran sie ihn hätte aufrichten können.

Da Biberli die Freiheit verloren, hörte sie von Wolff

nur wenig, und sein leidender Vater, um dessentwillen sie hier weilte, schien sie ungern zu sehen. Anfänglich hatte er weder zu reden noch sich umzuschauen versucht; während sie ihm aber heute morgen eine Erfrischung an die trockenen Lippen führte, hatte er ihr mit dem einen Auge, dessen Lid noch beweglich war, einen Blick zugeworfen, dessen feindselige Härte ihr immer noch nachging.

Selbst der Priester, der ihn mehrmals aufgesucht hatte, war ihr keineswegs freundlich begegnet. Er gehörte den Dominikanern an und war der Beichtvater der alten Gräfin und Frau Rosalindes. Diese mußten sie schwer bei ihm verleumdet haben, und da ihm die Orden des heiligen Franz, zu denen auch der der Klarissinnen gehörte, ein Dorn im Auge waren, trug er ihr nach, daß sie sich als Nichte der Aebtissin Kunigunde zu ihr und ihrem Kloster hielt und das Eysvogelsche Haus für die Franziskaner zu gewinnen drohte.

Bevor das Schultheißenpaar die Nichte verließ, befahl Herr Berthold den Knechten und Mägden, sich in gesonderten Reihen aufzustellen, bezeichnete ihnen dann in Gegenwart des Arztes Els als die Gebieterin, der sie zu gehorchen hätten, und ersuchte sie, diejenigen anzugeben, die sie im Dienste zu behalten wünschte. Die anderen sollten morgen auf dem Rathause für die plötzliche Entlassung entschädigt werden.

Schwerer hatte Els noch nie von ihren Verwandten Abschied genommen. Nur daß der Medicus Otto noch einige Zeit bei ihr blieb und sich bald darauf auch Konrad Teufel zu ihm gesellte, erleichterte ihr einigermaßen das Festhalten an ihrer schweren Pflicht.

Auf dem Wege nach Schweinau hatten die alten Ehe-

genossen so viel mit einander zu reden, als wären sie nach langer Trennung wieder zusammengetroffen. Sie waren auf die Frage zurückgekommen, wie die Wartung der wunden Missethäter auf Eva wirken möchte, und beide hofften, Cordulas Nähe und Zuspruch würde ihr die Widerstandskraft stärken.

Aber was war das?

Als sie sich dem Schlößlein näherten, gewahrten sie schon von der Straße aus in der von Windlichtern erhellten Laube die Gräfin. Sie saß auf dem Sorgenstuhl Frau Christines; von Eva aber war nichts zu sehen. Hatte ihr die Kraft versagt und wurde ihre Heimkehr hier von Cordula erwartet, nachdem sie die schwächere Freundin zur Ruhe gebracht? Und wie kam Boemund Altrosen, der ihr gegenüber an einem der Pfeiler lehnte, die das Deckengewölbe der Laube trugen, hieher? Die Pfinzings kannten ihn von Kind an; denn sein Vater war in der Jugend ein lieber Freund und Waffenbruder des Schultheißen gewesen, und während Boemund als heranwachsender Knabe des Unterrichtes der Benediktiner im Sankt Egidienkloster genoß, war er dem in der Schlacht gefallenen Sohne des Pfinzingschen Paares ein lieber Genosse gewesen und hatte bei seinen Eltern freundliche Aufnahme gefunden.

Wie zärtlich besorgt der Ritter Cordula in das bleiche Antlitz schaute! Der blühenden, widerstandskräftigen Jägerin und kühnen Reiterin mußte etwas zugestoßen sein, und Herr Berthold wie seine Gemahlin fürchteten, daß es Eva betreffe.

Das junge Paar in der Laube nahm jetzt die Nahenden wahr, und Cordula erhob sich und winkte ihnen mit

dem Tuche entgegen. Doch wie langsam sie aufstand, wie matt das lebhafte Mädchen die Hand bewegte!

So schnell es anging, half der Schultheiß der Gattin aus dem Sattel, und besorgt eilten dann beide der Laube entgegen. Frau Christine hielt sich dabei nicht auf dem gebogenen Wege, sondern schritt, obgleich sie sonst streng darauf hielt, daß niemand den Rasen zertrete, über ihn hin, um schneller ans Ziel zu gelangen. Bevor sie indes die Frage stellen konnte, zu der es sie drängte, rief Cordula ihr wehmütig entgegen: „Seid mir gegrüßt und geht nicht zu hart mit mir ins Gericht. Wer sich erhöhet, der wird erniedrigt werden, sagt die Schrift, und ferner heißt es, daß die ersten die letzten und die letzten die ersten sein würden; ich aber bin auf den Boden zu sitzen gekommen, während Eva den Thron behauptet. In die hinterste Reihe der letzten gehör' ich, und sie geht der ersten voran."

„Gebt uns lieber gleich die Lösung des Rätsels," bat Frau Christine.

Da trat der Ritter Altrosen vor, reichte dem alten Freunde die Hand und ergriff für Cordula das Wort: „Ihr war es zu viel des Greuels und der Schrecken, während die Jungfrau Ortliebin stand hielt."

„Eva blieb im Siechenhause zurück," fügte die Gräfin kleinlaut hinzu, „weil eine sterbende Frau sie nicht fortlassen wollte; ich aber — der Ritter hat recht — konnte es nicht länger ertragen."

Da warf Frau Christine dem Gatten einen siegesfrohen Blick zu; als sie aber die bleichen Wangen Cordulas wahrnahm, rief sie: „Armes Kind! Und da war niemand hier, um es . . . Einen Augenblick, Gräfin!"

Damit warf sie die Reitgerte und die Handschuhe von sich und wollte an den Kredenztisch und den Arzneikasten eilen, um einen kräftigenden Trunk zu mischen; Cordula aber hielt sie zurück und sagte: „Die Schaffnerin sorgte schon für die nötige Erfrischung. Ich bitte nur, die Rosse vorführen zu lassen, weil der Vater sich sonst ängstigt. Eure Heimkehr, edle Frau, mußte ich schon abwarten, weil ich ... Nun ja ... Rühmlich war meine Flucht aus dem Siechenhause gewiß nicht, und sie einzugestehen ist kein besonderes Vergnügen ... Aber für noch elender, als ich mich wirklich zeigte, braucht Ihr mich doch nicht zu halten, und so blieb ich denn, um Euch selbst zu berichten ..."

„Daß es ein ander Ding ist," fiel ihr Ritter Boemund ins Wort, „frommer Holzknechte, Wildhüter, Fischer und Köhler zu warten, die, wenn sie wund und krank sind, zu der gnädigen Herrin wie zu einer rettenden Botin des Himmels aufschauen, als sich unter das wüste Gesindel da drüben zu mischen. Die blutigen Striemen, die die Rute des Henkers dem Verbrecher in den Rücken gräbt, stimmen ihn nicht milder, die Verstümmelung, auf die er flucht, und die Schmach, mit der man ein lasterhaftes Weib ..."

„Höret auf," unterbrach ihn hier Cordula, und das Blut wich ihr von neuem aus den Lippen und von den Wangen. „Laßt diese Bilder ruhen, deren Anblick mir die Seele vergiftet. Es war zu gräßlich, zu furchtbar. Und wie das Weib mit dem roten Bande am Hals — die Spur des Strickes, womit es den Stein getragen — sich auf das andere stürzte, dem man ein Auge geblendet, — und wie sie am Boden mit einander rangen, sich kratzten, bissen, das Haar ausrauften —"

Hier brach das weichherzige Mädchen in ein lautes Schluchzen aus und schlug die Hände vor das zuckende Antlitz.

Da zog Frau Christine sie mitleidig ans Herz, drückte das Haupt der Mutterlosen an ihre Brust und ließ sie sich dort ausweinen, während der Schultheiß Ritter Boemund frug: „Und Eva Ortliebin wohnte auch diesem wüsten Schauspiele bei, und das zarte junge Pflänzlein ertrug es?“

Bejahend nickte Altrosen mit dem Kopfe und fügte dann, als trete ihm ein Erinnerungsbild frisch vor die Seele, lebhaft hinzu: „Bei all dem Greuel schaute sie wohl manchmal ängstlich drein, sonst aber — wie soll ich nur sagen — sonst aber still und zufrieden.“

„Zufrieden,“ wiederholte der Schultheiß nachdenklich. Dann richtete er plötzlich den kurzen breiten Körper straff in die Höhe, schlug die kleine, fleischige Hand in eine Brustfalte am Wamse des Ritters und rief: „Wollt Ihr hören, Boemund, was das schwerste Rätsel ist, das der Herrgott uns Männern zu raten aufgibt? Es ist — daß Ihr's wißt — die Seele des Weibes.“

„Ja,“ versetzte Altrosen kurz, und dies bestimmte Wort klang wie ein Seufzer.

Sein dunkles Auge blieb dabei auf Cordula ruhen, die das Haupt immer noch an die Brust Frau Christines schmiegte.

Dann schob er die Binde zurecht, die ihm seit dem Brande die Stirn und das schwarze Haupthaar umwand, und fuhr in erläuterndem Tone fort: „Graf Montfort schickte mich, als es dämmerte, her, um die Tochter heim zu geleiten. Von Eurem Schlößlein aus ward ich in

das Siechenhaus gesandt, und da fand ich sie unter den gräßlichen Weibern. Sie hatte redlich gegen Abscheu und Ekel gekämpft; doch als ich dazu kam, begann ihr die Widerstandskraft schon zu erlahmen. Zum Glück war die Sänfte zur Hand; denn sie fühlte, daß die Füße sie kaum heimtragen würden. Auch für die Jungfrau Ortliebin ließ ich den Tragstuhl rüsten, doch ich gedachte ja schon der Sterbenden, die sie zurückhielt. Als handelte es sich um eine leichte Pflicht, bat sie die Gräfin, ihr Urlaub zu erteilen, und hielt an dem elenden Strohlager stand.

Eben hatte das tief erschütterte Mädchen sich wieder den Armen der Matrone entzogen und bat den Ritter, ihren Roland satteln zu lassen. Aber Frau Christine hielt Altrosen zurück und bat Cordula, sich für die nächtliche Heimkehr ihr zu liebe statt des Rosses ihrer Sänfte zu bedienen.

„Wenn Euch ein Gefallen damit geschieht,“ lächelte die Gräfin dankbar. „Ich käme aber auch auf dem Schecken nach Hause.“

„Wer zweifelt daran?“ frug die Matrone. „Gib ihr den Arm, Mann. Die Träger sind zur Hand, und Ihr, Boemund, holt sie schnell ein auf Eurem Rappen.“

„Mir wird der Spaziergang durch die laue Juniusnacht wohlthun,“ versicherte dieser.

Bald darauf bewegte sich die Sänfte, die Cordula trug, und der mehrere Fackelträger zu Fuß und zu Roß den Weg erleuchteten, der Stadt entgegen.

Bei Sankt Linhard wagte Boemund Altrosen, der neben ihr herging, die Frage: „So darf ich hoffen, Gräfin? Ich darf es wirklich?“

Da nickte sie ihm herzlich zu und entgegnete leise:

„Ihr dürft; doch erst gilt es prüfen, ob die Minneblume, die Euch aus meiner Schwäche entgegenblüht, auch die echte. Ich glaube, sie ist es.“

Da zog er ihre Hand glückselig an die Lippen; doch der Ruf eines der Fackelträger: „Graf Montfort mit seinen Leuten!“ trieb ihn von der Sänfte zurück. Bald darauf begrüßte Cordula den Vater, der seinem Kleinod besorgt entgegengeritten war.



Vierzehntes Kapitel.



Ich kann nicht mehr, aber es muß sein," stöhnte Frau Christine, während sie den Fackeln nachschaute, die der Sänfte Cordulas vorangetragen wurden; ihr Gatte versuchte sie indes zurückzuhalten und bot ihr an, statt ihrer nach dem jungen Gaste zu sehen.

Umsonst.

Das mutterlose Kind, das der gefangene Vater wohl geborgen bei der verständigen Schwester wähnte, befand sich auf einem gefahrbringenden Posten, und nur ein weibliches Auge konnte beurteilen, ob es anging, das Verlangen Evas, das die Schaffnerin eben der Herrin eröffnet hatte, nachzugeben und sie — Mitternacht war vorüber — noch länger im Siechenhause zu lassen.

Ohne weiteres hätte sie die Nichte zur Heimkehr auffordern lassen, wäre sie nicht mit mütterlicher Sorge bestrebt gewesen, ihr nichts zu entziehen, was ihrer beunruhigten Seele helfen konnte, das Gleichgewicht wiederzufinden.

Wenn irgendwo, war es ihr bei der Hingabe an ein schweres Werk der Barmherzigkeit möglich, mit sich ins Reine zu kommen und Antwort auf die Frage zu finden,

ob sie, wenn die Verleumder zum Schweigen gebracht waren, den Schleier nehmen oder an der hoffnungslosen Minne festhalten sollte, die sich ihres jungen Herzens bemächtigt.

Gelang es ihr hier stand zu halten, und blieb sie, trotz des frohen Bewußtseins im Zeichen des Heilands gesiegt zu haben, ihrer weltlichen Minne treu, dann war diese echt und stark, und Eva gehörte nicht ins Kloster, — dann irrte sich ihre Schwester, die Aebtissin, in dem Mädchen, dessen Seele sie doch von früh an geleitet.

Frau Christine, die sonst schnell und entschieden urteilte, hatte es gestern abend nicht gewagt, Eva einen bestimmten Rat zu erteilen.

Mit verständnisvoller Rührung hatte die Matrone sie bekennen hören, es sei während des Nachtwandelns etwas Neues, ihr bis dahin Fremdes in ihr erwacht, das sich nicht mehr zur Ruhe bringen lasse. Als sie ihr dann auch bekannt, welches Bild sie sich von der echten Minne gestaltet, hatte sie es nicht über sich gewonnen, sie zu enttäuschen.

Etwas Aehnliches hatte die Aebtissin ihr, der älteren Schwester, gestanden, als auch ihr junges Herz — wie lang war es her — die Liebe ergriffen. Für keinen geringeren als den Burggrafen von Zollern hatte es in heißer Minne geschlagen.

Frau Christine war Zeugin gewesen, wie seine Vermählung mit der Habsburgerin den Wunsch der Schwester, der Welt zu entsagen, wach gerufen hatte. Kunigunde war damals eine Jungfrau von seltener, majestätischer Schönheit gewesen, und nur die hohe Geburt des edlen Herrn hatte ihm verwehrt, sie, die „Eva“ gerufen worden

war, bevor sie den Schleier nahm, zu der Seinen zu machen.

In der Liebe der Gräfin Elisabeth, der Schwester des späteren Kaisers Rudolf, hatte er als Gatte und Vater reiches Glück gefunden; doch er war der Aebtissin ein warmer Gönner geblieben, und wenn Eva auf dem Tanze so auffallende Auszeichnung durch ihn erfahren, hatte sie das nicht allein sich selbst, sondern auch dem Umstand zu danken, daß sie, wie diejenige, der er in der Jugend hold gewesen war, den Namen „Eva Ortliebin" trug, und daß der Blick ihrer Augen ihn so lebhaft in die seligste Zeit seines Lebens zurückversetzte.

Die Aebtissin hatte im Kloster nach schwerer Entsagung eine vielleicht noch höhere Zufriedenheit gefunden. Daß sie der frommen jüngeren Nichte, deren Schicksal dem ihren immer ähnlicher werden zu wollen schien, das gleiche Los wünschte, konnte ihr auch die Schwester nicht verargen; gestern aber hatte sie mit ihr gestritten; denn Kunigunde war fest auf der Meinung bestanden, man müsse das Mädchen, wenn es nicht freiwillig an die Klosterthüre klopfe, dazu zwingen, und zwar nicht nur um seiner selbst, sondern auch um des Ritters Schorlin willen; denn für jeden wahren Christen dürfte es wenig Empörenderes geben als der Gedanke, ein edler Ritter, für dessen Erweckung der Himmel ein Wunder gethan, könnte seiner hohen Berufung, einem Mädchen, einem halben Kinde zu Gefallen, das Ohr verschließen. Zwischen beide die Mauern des Klosters zu legen, sei darum ein Gott wohlgefälliges, ja schon um des Beispiels willen notwendiges Werk.

Diese Behauptung hatte so streng und gebieterisch

geklungen, daß Frau Christine, die die mild gesinnte Schwester kannte, von vorn herein überzeugt gewesen war, sie folge der Weisung eines Höherstehenden. Bald darauf hatte sie denn auch erfahren, daß sie sich der Forderung des eifrigen Priors der Dominikaner, der für den obersten Richter in Glaubenssachen galt, angeschlossen habe. Bei einer zufälligen Begegnung hatte sie ihn, der sich weder ihr noch ihrem Orden je freundlich erwiesen, unvorsichtigerweise wegen dieses Falles, der ihr keine Ruhe ließ, um Rat gefragt.

Frau Christine war ihr lebhaft entgegen getreten. Mit Heinz Schorlin stand es anders wie weiland mit dem Burggrafen Friedrich, dem es nie und nimmer gestattet werden konnte, die Tochter eines Nürnberger Geschlechts zu der Seinen zu machen. Entsagte der Schweizer dagegen dem Gedanken an das Kloster, so hinderte ihn nichts, um Eva zu werben. Hier hieß es mit nichten, wie der Prior der Dominikaner behauptete: „Sie müssen beide der Welt entsagen," sondern: „Sie mögen sich prüfen, und hält die Welt sie fest, dann wird es, erhebt der Kaiser, der Heinz ein väterlicher Gönner ist, keinen Einspruch, die Pflicht der Freunde sein, ein Paar aus ihnen zu machen."

Für Eva nahte jetzt die Stunde der letzten Entscheidung, und begierig, wie sie die Nichte finden würde, ließ Frau Christine sich ins Siechenhaus tragen.

Der Gatte begleitete sie mit einigen Knechten; denn zu dieser späten Stunde war es in der Umgebung der Stätte, an der so viele Missethäter auf kurze Zeit verpflegt wurden, keineswegs sicher. Genossen, Freunde, Verwandte des bestraften Gesindels führten Teilnahme,

Neugier oder geschäftliche Angelegenheiten oft in ihre Nähe. Wer den Tag auf einem Boden, an dem es nie an Bütteln und Stadtknechten fehlte, zu scheuen hatte, der schlich sich in der Nacht an das Siechenhaus heran.

Da eben ein starker Regen zu fallen anfing, war diesmal der kurze Weg, den das Schultheißenpaar zurückzulegen hatte, frei. Auch schien für die Bewachung der Heilungsstätte gut gesorgt zu sein; denn schon vor dem Bretterzaune, der sie umgab, schritten einige bewaffnete Reisige der Stadt auf und nieder, und die Annäherung der späten Besucher wurde von den tiefen Stimmen großer Rüden den Wächtern gemeldet.

Der Schultheiß war hier wohl bekannt, und der aus dem Schlaf geweckte Thorhüter beeilte sich, ihm und seiner Gemahlin mit der Laterne voranzuleuchten.

Trotz der Bretter, mit denen man den Hof belegt hatte, war es eine wenig angenehme Aufgabe, ihn zu kreuzen; denn er ruhte im tiefsten Dunkel, und wo der Fuß der Wanderer vorbeitrat, versank er in dem Schlamme, auf dem die Bohlen mehr schwammen als lagen.

Das Hundegebell hatte anfänglich jedes andere Geräusch übertönt; als sie sich aber dem mit einem Strohdache bedeckten Hause näherten, in dem die wunden Männer verpflegt wurden, schallten ihnen rauhe Stimmen, die dann und wann das ungeduldige Wettern im Schlaf gestörter Kranker oder der Befehl der Wächter, Ruhe zu halten, unterbrach, laut und ungestüm entgegen.

Ein schmaler Gang, den eine Laterne matt erhellte, führte in das Weibergelaß, wo Eva sich aufhielt. Der Schultheiß trat zu den Männern ein, um dort Umschau

zu halten, während seine Gattin sich, ohne der Führung zu bedürfen, zu den Frauen begab.

Außer einer Schwester und zwei Knechten, die unter Vortritt eines verschlafenen Dominikanermönchs einen vorhin Verstorbenen in den Totenschuppen trugen, begegnete ihr niemand.

An der Thür des Weibergelasses saß Schwester Hildegard in leichtem Halbschlaf und fuhr auf, als Frau Christine die Schwelle überschritt.

Die Ritterwitwe, eine längst ergraute, kräftige Matrone, wies mit dem Rosenkranze in der Hand auf die Hinterwand des sehr langen, spärlich beleuchteten Raumes und sagte leise: „Die Kranke scheint jetzt zu schlafen. Den alten Dominikaner, mit dem Eva sich unterredet, sandte uns der Prior vorhin. Es heißt, es sei der gelehrtesten und beredtesten einer. Seh' ich recht, so kam er mit der Aufgabe hieher, Eurer Nichte ins Gewissen zu reden. Wenigstens hat ihr seine erste Frage gegolten, und Ihr seht ja, wie eifrig er in sie hineinspricht. Als es mit der wunden Frau dort zu Ende zu gehen schien, verlangte sie nach dem Sakrament, und so wurde sie von dem Dominikaner „versehen". Wegen der Kinder gab es einen kläglichen Abschied; doch auch der Bader meint, daß wir sie vielleicht dennoch erhalten. Mit Pater Benedictus, dem alten Minoriten, den man auf der Straße dem Tode nahe fand und zu uns brachte, scheint es dagegen zu Ende zu gehen. Ihn wollen wir auch gern im Beghinenhause behalten, bis der Engel ihn abruft. — Für die arme Frau dort ist morgen mittag leider der dritte Tag vorüber. Länger dürfen wir hier ihrer nicht warten, und setzen wir sie auf die Straße . . ."

„Was ist's mit dem Weibe?“ unterbrach hier Frau Christine die Ritterwitwe; diese aber schaute der andern mit warmer, mitleidsvoller Herzlichkeit und so innig bittend ins Antlitz, daß die Schultheißengattin, bevor jene noch mit der Antwort begann, ihr zurief: „Also wieder das alte klägliche Lied! Doch laßt sie nur bleiben. Ja, wenn sie uns statt jeden Pfundes Heller zehnmal so viele in Gold geben wollten! Doch für die da erübrigen wir noch, was not thut. Eurem Blicke seh' ich's an: es ist für sie nicht verschwendet.“

„Gewiß nicht,“ versetzte Schwester Hildegard dankbar. „O, wie sie hieherkam! Jetzt freilich hat sie mehr als sie braucht. Euere liebe Nichte — ein Engel der Barmherzigkeit ist sie — sandte ihr Kätterle aus, und die schaffte es herbei. Aber wo ist nur die Magd?“

Dabei schaute sie sich in dem weiten Raume um, doch konnte sie Kätterle nicht finden.

Freilich herrschte nur ein trübes Dämmerlicht in dem weiten Raume, und Schwester Hildegard fuhr fort, indem sie darauf Bezug nahm: „Vielen stört das Licht den Schlaf, und für die Pfennige, die Oel und Späne kosten, haben wir bessere Verwendung. Wenn es Feste glänzend auszurichten oder Werke der Barmherzigkeit zu üben gilt, die alle Welt sieht, ja dann lassen die Herren Ehrbaren das Gold reichlich genug fließen; aber wer schaut auf die Stätte des Abscheus? Im Dunkeln ist es bei uns am schönsten, und was wir an Licht sparen, wird darum niemand vermissen.“

Allerdings lief keiner der Anwesenden Gefahr, von den kläglichen Bildern, die sich hier bei Tage boten, zu dieser Stunde behelligt zu werden; denn von der Thür aus

ließ sich, was an der gegenüberliegenden Wand vorging, nicht mehr erkennen. So hatte auch Eva, als die Thür gegangen war, nicht zu unterscheiden vermocht, wem sie Einlaß geboten.

Frau Christine war es übrigens recht so; denn bevor sie zu Eva herantrat, mußte sie sich über das Weib unterrichten, von dem die Nichte hier zurückgehalten wurde.

Wie die anderen lag es auf dem Brettergestell, das den langen Saal an allen vier Seiten umgab und nur von der Thür, die sie eben durchschritten hatte, unterbrochen wurde. In schräger Richtung stieg es nach der Wand hin an, damit der Kopf des Leidenden höher zu liegen komme als die Füße. Statt mit Polstern war es mit einer dichten Strohschicht, dem Lager der hier Verpflegten, bedeckt. Selten nur schien sie gewechselt zu werden; denn besonders in der Nähe der Thür, bei der die Frauen noch immer standen, ging ein übler, feuchter Geruch von dem Stroh aus. Doch der gehörte hieher, wie die Federn zum Vogel, und die Leute, die hier Aufnahme fanden, waren es nicht besser gewohnt. Als die Oberaufsicht über das Siechenhaus der Schultheißengattin vor fünfzehn Jahren anvertraut worden war, hatte sie es noch weit schlimmer gefunden, und für die wunden Menschen, die hier geheilt werden sollten, Betten anzuschaffen, lag ihr wie aller Welt vielleicht noch ferner als etwa die Polsterung des Kuhstalls.

Es war einmal so auf der Schweinau.

Stroh von jeder Art durfte man hier nicht nur auf dem hölzernen Ruhegestell, sondern auch auf dem Estrich, im Hofe und überall so sicher zu finden erwarten wie

Blätter auf dem Boden eines herbstlichen Laubwaldes. Das Haus zu verlassen, ohne Halme im Haar und an den Kleidern mit sich zu nehmen, war so unmöglich, wie es für jeden besser Gewöhnten, der nicht vor Mißbehagen zu vergehen wünschte, ratsam erschien, das Riechfläschchen mit sich zu nehmen.

Früher war Frau Christine einmal willens gewesen, für bessere Luft zu sorgen, doch auch ihr gutherziger Gemahl hatte über den thörichten Einfall gelacht, weil dergleichen nur ihr selbst und etlichen Pflegern zu gute kommen würde. In den Spelunken, wo die Gäste des Siechenhauses sonst Unterkunft fänden, da lernten sie andere Luft ertragen, da schnüre auch ihm sich der Hals zu. Nach ansteckenden Krankheiten sei immer noch ein übriges geschehen. Am Sonntagmorgen würde sogar mit Wachholderbeeren auf heißem Blech und mit Essigdampf geräuchert.

Dies Schutzmittel hatte Frau Christine selbst auf Rat des Medicus Otto eingeführt, als alle, die mit offenen Wunden hiehergebracht worden waren, und darunter auch junge, kräftige Leute, wie die Fliegen fortgestorben waren. Damals hatte der angesehene Arzt sogar durchgesetzt, daß auf Kosten des ehrbaren Rates die Wände neu getüncht und frischer Lehm auf den Estrich gestampft worden war. Er hatte auch angeordnet, das alte Stroh an jedem Sonntagmorgen durch frisches zu ersetzen, — und damit war es jetzt sogar noch besser geworden; denn in der Regel sollte jeder Kranke eine neue Schütte erhalten. Immer ließ sich das freilich nicht durchführen, und mancher mußte sich mit dem Lager seines Vorgängers begnügen.

Im Frauensaale wurde indes mit größerer Strenge auf den Wechsel des Strohes gehalten. Die Pflegerin selbst trug dafür Sorge, und Schwester Hildegard leistete ihr thatkräftigen Beistand.

In schwierigen Fällen mußte ihr der Einfluß des Medicus Otto helfen, doch er war alt geworden und kam nicht mehr in eigener Person nach Schweinau. Zwei Bader sorgten jetzt für den Verband und die Heilung der Wunden, und wußten sie sich keinen Rat, mußte der jüngere Stadtmedicus helfen.

Jetzt wies Schwester Hildegard auf das Lager, neben dem der Dominikaner sich mit Eva unterredete, und sagte: „Die Wittib eines Botenläufers ist sie und guter Leute Kind; denn ihr Vater war der Glöckner von St. Sebald. Freilich starb er schon lange zugleich mit ihrer Mutter. Bei der Pest vor zwölf Jahren ist es gewesen.

„Das Rieklein dort auf dem Lager hatte hier keinen weiteren Anhang; denn die Eltern waren von Bamberg. Aber sie hatte es gut, und ihr Mann, der Veit, verdiente genug mit dem Wandern landaus landein. Um St. Blasius nun, im Anfang des Februar Monds, ward er auf einem Gang ins Vogtland — bei Hof ist es gewesen — von einem Flockentreiben überrascht, und sie fanden den braven Mann mit Stab und Tasche unter dem Schnee und erfroren. Als die Trauerpost zu ihr kam, war sie eben eines Knäbleins genesen, und neben ihm waren noch zwei andere Mäuler zu stopfen. Da ging denn das Ersparte schnell genug dahin, und sie geriet in harte Bedrängnis; denn die Wochen hatten ihr übel zugesetzt, und zu der Arbeit in Bürgerhäusern gebrach ihr die Kraft. In der Passionswoche hatte sie

schon das Bett verkauft, um, was sie geliehen, zurückzuerstatten und um die Kleinen zu ernähren. Es war kalt, kein Heller ihr eigen, keine Möglichkeit, mit eigener Kraft neue zu erwerben. Da ging denn auch das übrige hin, und mit dem Sattessen war es aus für sie und die Kleinen.

„Weil aber der Vater ein Bediensteter der Stadt und ein redlicher Mann gewesen war, hatte sie sich auf den Rat des Probstes von St. Sebald, der von jung an ihr Beichtiger gewesen, an den ehrbaren Rat gewandt und den Bescheid erhalten, man habe des alten Hans Schab mit nichten vergessen, und wollte sie darum, um sie der Not zu entreißen, dem Bettelvogt überweisen, der ihr das Bettelzeichen zukommen lassen werde, das ihr gestatte, vor St. Sebald Almosen von den Kirchengängern zu heischen, was schon mancher reichliche Nahrung erworben.

„Da hatte sie denn den Kindern zu liebe den Stolz, der sie davon zurückhalten wollte, überwunden und sich vor die Kirchthüre gesetzt, und zwar nicht nur einmal, sondern wieder und wieder. Doch das andere Bettelvolk, das dort schon heimisch, war ihr so unhold begegnet, und die grausame Feindseligkeit, womit es sie zu verdrängen suchte, ihr so ganz unerträglich erschienen, daß sie nicht hatte stand halten können. Einmal, da ihr die anderen gar zu wehe gethan und sie wieder so böslich zurückgedrängt hatten, daß sie von all den vielen Kirchengängern auch nicht einer beachtet, war sie in ihr Kämmerlein zu den Kindern zurückgeflohen, fest entschlossen, es genug sein zu lassen mit dem grausamen Betteln. Das hatte sich am Samstag vor Pfingsten ereignet, und da

sie in der Hoffnung ausgegangen war, diesmal etwas Rechtes heim zu bringen, hatte sie den Kleinen verheißen, es sei nun vorbei mit dem Hunger. Wie in früheren Jahren, sollten sie auch diesmal den Pfingstkuchen haben. Wie sie nun vor das Haus kam, und die kleine Walpurga — Ihr werdet sie gleich sehen, und es ist ein gar artig sechsjährig Püpplein — ihr auf dem Soler entgegenlief, und nach dem Pfingstkuchen und dem Brot zum Sattessen frug, und das Annelein, das wohl etwas älter, doch weniger klug und flink, es ihr nachthat, da war es ihr, als sollte sie vergehen, und sie trug nur den Säugling, den sie mit zum Betteln vor das Kirchthor genommen, ganz still in die Kammer zurück, und gebot Walpurga seiner zu warten, wie es schon längst ihres Amtes, bis sie mit dem Brote zurück sei.

„Um der Kinder willen wollte sie es noch einmal mit dem Betteln versuchen; nach St. Sebald aber konnte sie nicht wieder.

„So ging sie denn von Haus zu Haus, um Almosen zu sammeln; aber sie war ein wohlgebildetes Weibsbild, dem man sein schweres Gebrechen nicht ansah. Auch hielt sie sich sauber und stellte in dem ärmlichen Fähnlein immer noch mehr vor als manche andere in günstigerer Lage. Hätte sie das Brustkind mitgenommen, wäre es ihr vielleicht besser geglückt; so aber wiesen die Hausfrauen, und auch die barmherzigen, sie ab oder boten ihr Arbeit beim Waschfaß, beim Putzen und Pflanzen. Doch seit dem Schaden, den sie im Kindbett davongetragen, verursachte ihr das bloße Bücken so große und schmerzhafte Beschwerden, daß sie nicht auf sich nehmen konnte, was man von ihr verlangte.

„Als sie endlich heimkehren mußte, weil der Säugling wohl schon längst nach ihr geschrieen, hatte sie ein einzig Hellerlein geerntet und trat mit ihm an das Schaubrett des Bäckers Kilian in der Stopfelgasse, um für einen Heller Brot zu verlangen. Die Bäckerin war nicht daheim. Ihre ledige Schwägerin, ein alterndes, übel gewilltes Weibsbild, bediente an ihrer Stelle die Kunden.

„Wie die Verkäuferin sich nun umwandte, um ein Schnittlein Brot abzuschneiden, und dem Riecklein allerlei gutes, süßes Gebäck von dem blanken Auslegebrett entgegenwinkte, traten die Kinder ihr leibhaftig vor Augen und ihnen voran die Walpurga, wie sie nach dem Pfingstkuchen und dem verheißenen Brot zum Sattessen frug, und weil eben niemand in der stillen Gasse vorbeiging, wurde der Böse zum erstenmal in ihr mächtig, und ein süßer Zopf wanderte in das Körblein an ihrem Arme. Hätte sie es dabei gelassen, wäre sie wohl ungestraft geblieben. Doch es öffneten sich ja zwei hungrige Schnäblein im Neste, und da lag ein gar sauber Lamm, mit einem roten Fähnlein am Rücken. Wenn das die Walpurga ihr eigen nennen dürfte! Und ungeübt, wie sie in dergleichen war, griff sie auch darnach, und that es zu dem andern.

„Aber die Schwägerin des Meisters hatte sich schon umgewandt, und statt sie, so dicht vor dem heiligen Feste, zu fragen, was sie zu solcher Missethat treibe, schrie sie in die Straße hinaus: ‚Haltet den Dieb!‘ und dergleichen.

„So kam die Wittib ins Loch, und weil sie bisher unbescholten und eines guten Mannes Kind, ließ das Rugamt es dabei bewenden, sie einmal — nicht vor aller

Welt, sondern nur im stillen — mit Ruten zu streichen. So kam sie hieher. Da aber ihr armer Leib zu gebrechlich war, um all dem Schlimmen, das über sie gekommen, zu widerstehen, ward sie von heftigem Fieber befallen, und vor etlichen Stunden streckte schon der Tod die Hand nach ihr aus."

„Und die Kinder?" frug Frau Christine bewegt.

„Den Säugling hatte man sie mitnehmen lassen," lautete die Antwort, „von den anderen aber sprach sie zu uns, und wie verlassen sie wären. Im Fieber sah sie die beiden vor sich, wie sie stehlen gingen, und wie der Büttel sie einfing. Da stärkte Eure Eva mir den Mut, sie holen zu lassen, indem sie es auf sich nahm, für ihre Nahrung zu sorgen. So kamen sie her. Die Tuchstopferin, der sie das Kämmerlein abgemietet, hatte ihnen durchgeholfen mit ihrer Armut, und erst von ihr erfuhr Schwester Pauline, die ich ausgesandt hatte, daß die Walpurga, um derentwillen sie sich so traurig vergessen, nicht einmal ihr eigen Kind sei, sondern ein angenommenes, das ihr Mann selig einmal bei einem Botengange neben einem Gnadenbilde an der Landstraße bei Vierzehnheiligen ausgesetzt gefunden und heimgebracht hatte."

Hier schwieg Schwester Hildegard, und auch Frau Christine blieb eine Zeit lang still.

Ja, es war wüst hier, und es atmete sich schlecht, hätte aber Gräfin Cordula besser zugeschaut, wäre auch ihr wohl eine der schönen Blumen ins Auge gefallen, die unter all dem Unkraut, dem Gift und Schmarotzergewächs hier nicht gar zu selten erblühten.

Eva hatte recht, sich dieses Weibes zu erbarmen, und war es zu retten, dann wollte sie selbst seiner Not

ein Ende machen und die Zukunft ihrer Kinder sichern. Im stillen nahm sie sich das vor, während die Schwester ihr an das Siechenlager der ausgepeitschten Diebin voranging. Diese Unglückliche sollte erkennen, daß Gott uns oft gerade die rauhsten und steinigsten Wüstenwege zu wandern zwingt, bevor er uns in das gelobte Land führt.

Die Unterredung mit dem Dominikaner hatte Eva so tief in Anspruch genommen, daß sie die Muhme erst vernahm, als sie vor ihr stand.

Schweigend nickten sie einander zu, und ein wohlgefälliges Lächeln flog dem Mädchen über das tief gerötete Antlitz, während es auf die Schlafende wies, deren Schlummer sie bewachte.

Das hübsche Gesicht der Mutter glühte immer noch im Fieber. Mit dem einen Arme umfing sie den Säugling, der in den weißen Tüchern ruhte, die Kätterle vorhin gebracht. Es war ein hübsches Kind, dem man die Not nicht ansah, in der es erwachsen. Neben der Witwe lagen zwei kleine Mädchen von etwa sechs Jahren. Das eine zur Linken der Mutter schlief fest. Das runde Aermchen diente seinem Haupte zur Stütze. Das andere, zur Rechten der Kranken, schmiegte den blonden Lockenkopf an ihre Brust. Die Kleine schlummerte nur leicht und öffnete bisweilen die großen blauen Augen, um sie mit rührender Besorgnis auf die Leidende zu heften. Es war Walpurga, das angenommene Kind, und einer gleich lieblichen Menschenknospe wie diese in zärtlicher Hilfsbereitschaft mit dem Schlafe ringende Sechsjährige, meinte die Matrone unter den Armen und Notleidenden nie begegnet zu sein. Auch das andere Mädchen berührte mit der freien Hand die Mutter, und so schienen diese in

Elend und Kummer, aber auch in Liebe eng verbundenen vier wie ein einziges Etwas zusammen zu gehören. Welch ein friedlich liebenswürdiges Bild!

Teilnahmsvoll vertiefte sich Frau Christine in jedes einzelne Glied dieser Gruppe. Wie wohlgebildet war ein jedes, wie rein und unschuldig erschienen die Züge der Kinder, wie gut und liebreich auch die der leidenden Mutter, die eine Diebin war und deren zarten Rücken die harten Geißelhiebe des Henkers getroffen.

Ihr schauderte bei diesem Gedanken. Als aber die kleine Walpurga im Halbschlafe das Händchen erhob, um der Mutter, die doch nicht die ihre, die wunde Schulter liebreich zu streicheln, wurde die Matrone wie immer, wenn ihr etwas Erfreuliches ans Herz griff, von dem Verlangen beseelt, den Gemahl sich zur Seite zu sehen. Und wie leicht konnte sie ihm, der so nahe war, den Anblick dieses rührenden Bildes verschaffen. Es sollte ihm auch beweisen, mit wie gutem Rechte sie Eva hier zu bleiben gestattet.

Treu der Gewohnheit, mit der Ausführung eines guten Entschlusses nicht zu zaudern, wollte sie Kätterle auftragen, den Gemahl hieher zu führen, doch auch jetzt blieb das Ausschauen nach ihr vergebens.

Da machte Frau Christine sich selbst auf und winkte Eva ihr zu folgen; kaum aber hatten beide die Mitte des Saales erreicht, als ihnen von einem Lager zur Linken her ein schneidendes Gelächter entgegenscholl.

Diejenige, von der es ausging, war die Baderwitwe, durch deren Angriff Eva gestern gegenüber dem Pranger so furchtbar erschreckt worden war. Schrill und laut durchbrach es die Stille der Nacht, und als die Matrone sich

unwillig umwandte, um derjenigen, die die Nachtruhe der anderen so rücksichtslos störte, einen Verweis zu erteilen, klatschte die Ratzerin in die Hände, und gleich darauf erhoben sich rings um sie her schreiende und zeternde Stimmen. Die Baderwitwe, die mit allem vertraut war, was in Nürnberg lebte, hatte die Schultheißengattin bei ihrem Eintritt erkannt und die Nachbarinnen heimlich aufgereizt, ihrem Beispiele zu folgen und, sobald sie ein Zeichen geben würde, bessere Nahrung zu fordern und Frau Christine, der Pflegerin des Siechenhauses, zu Gemüte zu führen, was sie von der Strenge ihres Gemahls, der sie dem Henker überliefert hatte, hielten.

Die Diebinnen und Gaunerinnen, kurz, das ganze verworfene Weibervolk rings um die Kupplerin her, der man wegen ihres unbändigen Wütens in Gegenwart der Gräfin Montfort vorhin die Füße zusammengebunden, leistete ihrem Winke Gehorsam, und das wilde Geschrei, das sie fordernd und schmähend erhoben, erweckte die Schläferinnen, die in weiterer Entfernung von ihr ruhten. Weinend, klagend, schreiend fuhren sie auf und begehrten zu erfahren, welche Gefahr ihnen drohe, während die Ratzerin und ihre Mitverschworenen nach Bier oder Wein, statt des Wassers, nach Fleisch zu dem schwarzen Brot und schlechten Brei schrieen, und von der Pflegerin kreischend und heulend verlangten, ihrem Hausherrn zu sagen, daß sie ihn für einen Weiberschinder und Bluthund hielten.

Es war ein gräßliches, wüstes, ohrenzerreißendes Durcheinander, das ernste Folgen nach sich zu ziehen drohte, als einige das Strohlager verließen und auf die Thür zueilten oder Frau Christine und Eva mit hoch erhobenen Fäusten und Nägeln umdrängten.

Die warnende Stimme der Matrone, der die Beghinen zu Hilfe geeilt waren, wurde laut überschrieen, doch der Gefahr, in der besonders Eva schwebte, auf die die Baderwitwe ihre Nachbarin gewiesen, die ein Kind gestohlen, um es zum Betteln abzurichten, wurde bald ein Ende gemacht; denn das tolle Geschrei war in den Männersaal gedrungen, und von dort her eilte Berthold Pfinzing mit dem Aufseher, seinen Gehilfen und einigen Mönchen herbei.

Wenn die Weiber den Schultheißen, der in der That ein milder Richter war, einen grausamen Tyrannen gescholten, so sollten sie jetzt erfahren, daß es ihm wenigstens nicht an rücksichtsloser Thatkraft fehlte. Die mißliche Lage, in der er sein Weib und sein liebes Patenkind sah, stimmte ihn nicht eben milde. Am liebsten hätte er all diesen Weibern, von denen die meisten die Rücksicht verwirkt hatten, die ihrem Geschlechte zukommt, die Hände binden lassen. Den Unbändigsten mußte dies auch wirklich angethan werden; die Baderwitwe aber wurde in die Gefängniskammer getragen, die bei diesem Siechenhause nicht fehlte.

Nachdem es endlich gelungen war, die Ruhe wieder herzustellen und Frau Christine dem Gemahl berichtet hatte, daß sie, während sie ausgegangen, um ihm ein erfreuliches Bild mitten unter diesem schrecklichen Elend zu zeigen, überfallen worden sei, unterbrach er sie unwillig: „Ein herrliches Gemälde! Balsam für Auge und Ohr der jungfräulichen Tochter Deines leiblichen Bruders! Den Heiligen sei Dank, daß sie und Du mit ihr so glimpflich davonkamt. Kann es wohl in der üblen Hölle etwas Gräßlicheres geben, als was es hier eben zu sehen

gab? Wahrlich, wo eine Gräfin Cordula es nicht aushält . . ."

Hier fiel Frau Christine dem aufgebrachten Hausherrn begütigend ins Wort, und ihre Macht über ihn war so groß, daß es wie freundlicher Zuspruch klang, als er fortfuhr: „Gewiß wolltet ihr mir etwas Besonderes zeigen; — was mich aber da drüben festhielt . . . wie spät es auch wird, ich muß noch einmal zu dem braven Gesellen. Welch ein Mensch! Den Herrenknecht des Ritters Heinz Schorlin mein' ich!"

„Den armen Biberli?" frug Eva gespannt, und leiser Vorwurf klang ihr aus der Stimme, als sie fortfuhr: „Du hattest doch verheißen, die Augen für ihn offen zu halten."

„Ist auch geschehen, Kind," versicherte der Schultheiß. „Doch das Recht geht seinen Gang, und zum peinlichen Verhöre gehört nun einmal die Folter. Leicht wär' es ihm wirklich an die Zunge gegangen, und kehrt sein Herr nicht bald heim, und es findet sich ein neuer Kläger — wer weiß, was geschieht."

„Aber das soll und darf nicht sein!" rief Eva, und der alte Trotz klang ihr befehlshaberisch aus der Stimme. „Den Kaiser — Du sagtest es selbst — würde Heinz Schorlin nicht vergebens um Gnade anflehen, — und bevor ich mit ansehe, daß man den treuen Burschen . . ."

„Mäßigung, Kind," flüsterte Frau Christine der Nichte zu und legte ihr die Hand auf den Arm; der Schultheiß aber fuhr, indem er ihr leicht mit dem Finger drohte, besänftigend fort: „Eher steckt die Jungfrau Ortliebin die eigenen Füßlein in die spanischen Stiefel. Getrost! Die drei Paar, die wir haben, sind sämtlich viel zu groß, um sie zu drücken."

Da senkte Eva beschämt den Blick und rief in bescheiden bittendem Tone: „Aber fühlt Ihr denn nicht auch, Herr Oheim, daß es grausam wäre und unrecht, diesen redlichen Burschen zum Dank für treue Dienste zum Krüppel zu machen?“

„Ich fühl' es,“ versetzte Herr Berthold und verlieh seinen Zügen ein reuevolles Ansehen. „Und gerade darum nahm ich mir heraus, einer Magd, über die mir kein Recht zusteht, aus dem Dienst zu entlassen.“

„Kätterle?“ frug Eva gespannt.

Da nickte der Oheim ihr bejahend zu und fuhr fort: „Hört nur erst, was mich so schnell für den wunderlichen Gesellen einnahm. Bei der ersten Klage, die ihn nur beschuldigte, eine Liebesbotschaft von seiten seines Herrn der Jungfrau Ortliebin überbracht zu haben, trat ich für ihn ein, und mit mir thaten es gestern die anderen Schöffen, die ich verständigt. So kam er denn mit Verweisung aus der Stadt auf fünf Jahre davon.

„Die zweite Klage hoffte ich gar nicht zur Verhandlung bringen zu brauchen; denn sie war mit keinem ehrlichen Namen, sondern nur mit drei Kreuzen gezeichnet, und in dergleichen sehen die meisten Schöffen nach meinem Vorgang schon längst nur meuchlerische Ueberfälle, die von lichtscheuen Feiglingen ausgehen. Dennoch war es unmöglich, sie ganz zu unterdrücken, weil das Gesetz mir befiehlt, keine Klage, die an das Rugamt gelangt, ihm vorzuenthalten. So wurde sie denn verlesen, und der Vorschlag Hanz Teufels, es mit der Kenntnisnahme genug sein zu lassen, fand keinen Beifall, so lebhaft ich ihn auch unterstützte.

„Man darf es den Herren nicht verargen. Zu

eurem Besten wünschen sie alle zu handeln und begehren nichts als volle Klarheit, auch nach außen hin, in diese ärgerliche Sache zu bringen. In jener Klage aber wurde Biberli bezichtigt, nächtlicherweile in das Haus eines Ehrbaren gedrungen zu sein, um seinem Herrn den Weg frei zu machen. Im Einverständnis mit einer Magd soll er ferner den Liebesverkehr zwischen den beiden Töchtern des Herrn Ernst Ortlieb mit einem Schweizer Ritter und Boemund Altrosen ..."

„Schändlich!" rief Eva. „Was in aller Heiligen Namen haben wir aber mit dem Altrosen zu schaffen?"

„Ihr gewiß recht wenig," entgegnete Frau Christine, „der Ortliebhof aber um so mehr. Heute nacht wird man ihn wieder vor seiner Thür halten sehen, und wenn er sich mit der Laute am Halse noch später unter dem Fenster Gräfin Cordulas zeigt und ihn zu ihr hinauf singen hört, soll mich's nicht wundern —"

„Und die Leute," fuhr Eva in wachsender Empörung auf, „werden zu der Verleumdungskette einen neuen Ring fügen. Wenn dann eine Vorklerin und ihresgleichen ihnen nachsprechen, wen mag es wundern? Daß aber die Schöffen von den Töchtern des eigenen Amtsbruders so Schmähliches glauben ..."

„Eben weil sie es nicht thun und euch von dem Gericht fern halten wollen," fiel ihr der Oheim ins Wort, „stimmten sie für das Verhör. Durch ihr Urteil und die Strenge des Verfahrens wünschten sie den Leuten zu beweisen, wie ernst sie es meinen. Aber während ich auf eine Stunde fort mußte, weil der Kaiser die neuen Türme an der Stadtmauer zu sehen begehrte und dabei den Erklärer zu spielen hatte, verhängten sie, da

seine lose Zunge den Katerpeck und Muffel gegen ihn aufgebracht hatte, eine so harte Tortur über den Aermsten, daß es mich schauderte, als es mir kund ward."

„Und Biberli?" frug Eva zitternd vor Spannung.

„Achtung vor dem Manne!" rief Herr Berthold und lüftete leicht die Kappe. „Die Rute traf ihm die gespannten Glieder, der Schraubstock preßte ihm die Daumen zusammen, an die Leiter gebunden zog man ihn über den gespickten Hasen ..."

„Schweig still," klagte Frau Christine mit erhobenen Händen, und ihr Gatte nickte ihr verständnisvoll zu. Dabei fuhr er leise aufseufzend fort: „Wozu euch mit diesen Schrecknissen quälen! Nichts ward ihm geschenkt. Der wackere Bursche blieb indes bei seiner Behauptung, er habe den Herrn beim Licht des Vollmonds in euer Haus begleitet, um eine Nachtwandlerin, die vor die offene Thür getreten, zu den Ihren zurückzubegleiten. Der Ritter Schorlin sei der Jungfrau Ortliebin ein einzigesmal, und zwar beim Tanz auf dem Rathause, begegnet. Wenn auch er sich bisweilen vor dem Hause ihres Vaters gezeigt, so hätte das mit den Töchtern des Herrn Ernst nichts zu schaffen, sondern — und damit wies er auf Cordula Montfort — mit einer ganz andern Dame.

„Nachdem der Blitz seinem Herrn das Roß unter dem Leibe erschlagen, — sei er allem, was Weib heißt, scheu ausgewichen, weil ihn nach dem Kloster verlange. Das alles könnte er durch viele Zeugen beweisen. Gestern schon hatte er diese genannt, und so war auch Graf Gleichen neben seinen Hausleuten und anderen erschienen. Der Minorit Benedictus wurde vergeblich bei den Franziskanern gesucht."

„Er ist hier im Beghinenhause,“ bemerkte Frau Christine, „und so erschöpft seine Kräfte auch sind, für eine Aussage zu Gunsten des Ritters werden sie doch völlig genügen.“

Da versicherte der Schultheiß, daß dies nötig werden könnte, wenn sich noch eine neue Klage gegen den Diener, Kätterle und vielleicht auch gegen den Ritter Schorlin erhöbe. Selten habe er an einer schlechten Sache mit so böslicher Hartnäckigkeit festhalten sehen. Die Kläger hätten Zeugen aufgestellt, die an Eidesstatt wiederholten, was sie von dem Ritter Siebenburg und von denen, die ihm nachsprachen, in Schenken und Weinstuben vernommen. Ihr Verhör hätte lange gedauert, und was sie vorbrachten, sei so unsinnig wie möglich und eben darum schwer widerlegbar gewesen. Diese Aussagen wären der Sache des Angeklagten zu gute gekommen; doch infolge so zahlreicher Beschuldigungen hätten selbstverständlich viele Fragen an Biberli gerichtet werden müssen, und auch dadurch sei die Folter so grausam verschärft und verlängert worden.

Hier unterbrach Eva den Erzähler mit einem neuen Ausbruch der Entrüstung; er aber zuckte bedauerlich die Achseln und sagte: „Gemach, Kind! Ein Schuster, der neulich die ‚Ehrbaren‘ wegen etwas Aehnlichem schalt, ist öffentlich ausgepeitscht worden, und wenn hier Grausamkeiten vorgingen, so trifft die Schuld das Gesetz, — nicht die Richter. Aber es kann noch weit schlimmer kommen, wenn die Meute nicht durch einen höheren Willen zum Schweigen gebracht wird.“

„Der Kaiser?“ frug das Mädchen mit zitternden Lippen.

„Ganz recht, Kind,“ lautete die Antwort, „und Dein

alter Pate war bedacht, diese schlimme Sache von der rechten Seite her an unsern hohen Herrn zu bringen. Gern übt er Gnade, doch nur nachdem er sich genau über das Für und Wider unterrichtet. In diesem Falle gibt es nur einen, dem er ganz vertraut und der auch in der Lage wäre, ihm reinen Wein einzuschenken."

„Heinz Schorlin!" fuhr Eva auf. „Gleich, ungesäumt muß er benachrichtigt werden."

„Gewiß," versicherte der Schultheiß gelassen. „Und da ich doch der Jungfrau Eva, die diesen Ritt gern auf sich nähme, als Oheim und Pate das Rößlein nicht satteln lassen darf, entsandte ich eine andere, der das Herz gleichfalls den Weg weist."

„Oheim!" fiel Eva ihm hier feurig ins Wort und erhob dankbar die Hände. „Wen aber kannst Du . . ."

Hier stockte sie und rief plötzlich, wie gewiß ihrer Sache: „O, ich kenne die Botin: Gräfin Cordula Montfort . . ."

„Zu hoch gegriffen," lächelte der Schultheiß; „doch ich meine, die Wahl war nicht schlechter. Deine Gürtelmagd, Kind, die Herzliebste des armen wunden Gesellen."

Da ließen Frau Christine und Eva zugleich einen Ruf des Erstaunens und der Beistimmung vernehmen, und beide verlangten zu erfahren, wie der Schultheiß auf diese Wahl gekommen.

Ein Wagen aus Schwabach, das auf dem Wege nach der Siebenburg gelegen war, hatte Biberli, kurz nachdem das Pfinzingsche Paar das Siechenhaus betreten, auf der Heimfahrt nach Schweinau dorthin befördert.

Kätterle war zugegen gewesen, wie man den Gefolterten abgeladen und auf das Strohlager niedergelassen hatte.

Erst als er ihr den eigenen Namen mit rührender Klage entgegenrief, hatte sie ihn erkannt und war vor Schreck über seinen Anblick in die Kniee gesunken. Doch man bereitete ihm neben ihr das Lager, und so hatte sie sich nicht wieder zu erheben brauchen, um ihn zu streicheln, ihm zuzusprechen und ihm zu verheißen, ihn nicht zu verlassen, auch wenn er ein elender Krüppel bleiben sollte zeitlebens.

Als dann der Schultheiß zu den beiden getreten war, um Biberli seine guten Dienste anzubieten, hatte dieser ihm entgegengestammelt, er habe nur noch den einen Wunsch, seinen lieben Herrn wiederzusehen. Es sei ohnehin um ihn geschehen, wenn der Ritter ihm nicht durch Kaiser Rudolf Gnade erwirke; denn die bösen Neidlinge würden nicht von ihm lassen, und zum zweitenmale halte er die Folter nicht aus.

Hier unterbrach der Schultheiß auf kurze Zeit seinen Bericht; denn es kam ihm ein Vorgang in den Sinn, dessen er sich vor dem Dominikaner, der der fiebernden Witwe das Sakrament gebracht und sich zu den Zuhörerinnen gesellt hatte, zu gedenken scheute. Es war nämlich einer seiner Ordensbrüder zu Biberli herangetreten und hatte ihn aufgefordert, sich vor einem neuen peinlichen Verhöre nicht zu fürchten; denn dem Unschuldigen verleihe der Herr die Kraft, in der Folterkammer auch unter der härtesten Tortur bei der Wahrheit zu bleiben. Dabei aber war dem armen Gemarterten ein sonderbares Lächeln um die Lippen geflogen, das Herr Berthold wohl verstanden hatte; denn der Wahrheit treu geblieben war der brave Bursche bei den Qualen, die man ihm anthat, mit nichten.

„O ihr Lieben," fuhr der Schultheiß dann fort. „Was es an jenem Strohlager zu sehen gab und zu hören, als man mich dort mit dem Aermsten und seiner Trauten allein ließ, wäre auch einem Härteren zu Herzen gegangen. Hättet ihr doch mit angesehen, wie Kätterle sich über den Herzliebsten warf, nachdem ich ihr mitgeteilt, daß auch die schmerzhafteste Marter ihn nicht zu zwingen vermocht, die Anklage zu bestätigen, die sich auch gegen sie erhoben hatte. Ein gleicher Strom von heißer Dankbarkeit ergoß ein Menschenkind wohl selten über ein anderes, und als Biberli wiederholte, daß der Beistand seines lieben Herrn ihm Not thun werde, um sie und ihn vor dem neuen Verhöre zu bewahren, da bot sie sich an, ihn aufzusuchen, und zwar sogleich, trotz des Regens und der finsteren Nacht.

„Da dachte ich denn bei mir, ein von dem Hergang der Dinge gleich wohl unterrichteter und dazu von liebreichem Eifer gleich warm beseelter Bote ließe sich nicht finden, und weil der Wagen, der Biberli hergeführt, noch draußen hielt, sprach ich mit dem Fuhrmanne, der Weizen nach Nürnberg geführt und nun auf dem Heimweg Platz genug hatte unter der Plane. Ich kannte den Mann, und wir wurden schnell einig. Von Schwabach aus sollte sein Bruder, der Weg und Steg kennt, sie zu den Kaiserlichen, die gegen die Siebenburgs im Felde stehen, führen. Urlaub bei euch für sie zu erbitten, das nahm ich auf mich. Jetzt rollt sie auf dem Wagen des alten Fuhrherrn Apel Schwabach und dem Ritter Schorlin entgegen."

Bis dahin hatte der Schultheiß die Ruhe bewahrt, jetzt aber verlor seine tiefe Stimme die Sicherheit, und

es waren weder die innigen Worte der Anerkennung, die sein Weib ihm zuraunte, noch war es die Dankbarkeit, die Eva ihm so zärtlich zu erkennen gab, was ihm den Redefluß hemmte, sondern die Erinnerung an den Abschied des grausam gequälten Mannes von der Geliebten.

Sie, hatte Biberli gehofft, würde seiner warten, ihr Anblick wäre ihm ein Augen- und Herzenstrost gewesen, und doch schickte er sie hinaus in Nacht und Gefahr. Dank und Liebe, das Bewußtsein, ihm gerade jetzt unendlich viel sein und leisten zu können, hielten sie an seinem Lager wie mit Fesseln und Banden zurück, und dennoch war sie gegangen und hatte sich das Ansehen gegeben, es gern zu thun und gewiß zu sein des Erfolges.

Und wie hatte beiden sich das Antlitz verklärt, als der Schultheiß ihnen eröffnet, seine Hausfrau und Eva würden sich seiner annehmen, und er selbst Sorge tragen, daß er ein besseres Lager erhalte.

Das schmerzlich leise Bekenntnis Biberlis: „Das Stroh und ich sind ja von mancher Herberge her an einander gewöhnt; jetzt aber könnte mir freilich eine etwas weichere Unterlage frommen; denn wo man meinen zermalmten Leichnam berührt, mein' ich, es wäre etwas an ihm aus den Fugen gegangen.

Herr Berthold brauchte sich seiner Bewegung nicht zu schämen; denn durch den Bader hatte er erfahren, der arme Schelm habe keineswegs übertrieben, und als Augenzeuge bei einem Teile der Tortur wußte er, daß auch die grausamste Marter an dem festen Willen des treuen Burschen, weder den Herrn noch die Geliebte vor den Richter zu bringen, gescheitert.

Wie der Schultheiß dieser Großthat des schlichten Dieners gedachte, wurde er beredt und schilderte im einzelnen, was der Aermste gelitten und wie er, nachdem Kätterle ihn verlassen, regungslos dagelegen habe, und das lange, bleiche Dulderantlitz von einem dankbaren Lächeln verschönt worden sei.

Auch den Frauen und dem Mönche Aegidius, einem hochbetagten Minoriten, der bis dahin bei dem greisen Ordensbruder Benedictus gewacht hatte und eben zu ihnen getreten war, wurden die Augen feucht bei diesem Berichte; Eva aber drang aus tiefstem Herzensgrunde der laute Ausruf: „Glückselig der, dem es vergönnt war, für sein Liebstes solche Folterqual zu erdulden!“

Erstaunt blickten die anderen auf die Jungfrau, die die fest gefalteten Hände an die wogende Brust preßte und mit den großen Augen, als sehe sie den Himmel offen, aufwärts schaute.

Dem alten Minoriten ging das Herz auf bei diesem Bekenntnis und bei dem Anblick des Mädchens. So, doch weit weniger reich mit der Gottesgabe der Schönheit beschenkt, hatte er die heilige Klara selbst im Gebete gesehen. Was dieser begnadigten Jungfrau, die er hier zum erstenmale sah, von den frischen Lippen geklungen war, gab einer Gesinnung Ausdruck, die sie auf den Pfad der heiligen Märtyrerinnen führen konnte, und von frommer Begeisterung ergriffen trat er ihr näher, zog ihr die gefalteten Hände von der Brust, nahm sie in die seinen und rief, indem er sich erinnerte, was ihm die Aebtissin Kunigunde von ihrem schweren Ringen schon gestern am Lager des leidenden Ordensbruders berichtet: „Wer das sprach, der kennt das Wort, das denen, die treu sind

bis in den Tod, die Krone des ewigen Lebens verheißet, und es wird sich an ihm erfüllen. Folge der Stimme, mein Kind, die Dich zu den Berufenen gesellt! Sancta Clara selbst ruft Dich in ihr heiliges Heim."

Schweigend waren die anderen, Eva mit einem leisen Schütteln des Hauptes diesem Rufe des alten Mönches gefolgt. Als dieser aber ihr enttäuscht die Hände freigab, ergriff sie seine hagere Rechte und sagte bescheiden: „Wie könnte ich wert sein einer so hohen Verheißung. Der arme Diener auf dem Stroh, mit seinem T und St am Gewand und Kogel, von dem der Oheim erzählte, er hat, mein' ich, ein zehnmal besseres Recht auf die Krone des Lebens, da mir ja noch so wenig für sie zu thun vergönnt war. Aber ich hoffe auf sie, und der Heilige, der alles, was atmet und lebt, als Kinder des nämlichen hohen Vaters Brüder nennt und Schwestern, er kann nicht lehren, daß die Treue, die in der Welt geübt wird, eines schlechteren Lohnes wert ist, als die der Erwählten im Kloster."

„Das ist eine thörichte und lästerliche Meinung," fiel ihr der Dominikaner hier streng ins Wort. „Man wird Sorge tragen, teuere Tochter, Deine Seele von dem pfadlosen Umherirren auf die rechte Straße zurückzuführen, die die heilige Kirche für sie geebnet."

Damit kehrte er den anderen den Rücken; der greise Minorit aber wandte sich an Eva mit einem wehmütigen Lächeln und sagte: „Ich kann ihm nicht widersprechen. Die Treue gegen den Nächsten, mein Kind, steht doch weit hinter derjenigen zurück, die wir dem Himmel halten. Dir, Tochter, hatten sich schon seine Thore geöffnet. Wie stark ist doch das Wohlgefallen an kurzem irdischen Glück bei den Kindern der Welt, daß sie so leicht bereit sind, um

seinetwillen die sicheren Wonnen preiszugeben, die ewig dauern. Dein Irrtum wird die Frau Aebtissin und Pater Benedictus betrüben."

Damit verabschiedete auch er sich; Frau Christine aber flüsterte der Nichte zu: „Diese Mönche sind nicht die heilige Kirche, der wir ja beide anhängen als gehorsame Töchter. Meinem armen Geiste und Herzen will es scheinen, als gäbe der Heiland Dir recht."

„Amen," fügte der Schultheiß hinzu, der die leise Rede der Gattin verstanden.



Fünfzehntes Kapitel.



in Tag folgte dem andern, eine Woche verging, und weder von Heinz Schorlin noch von Kätterle war eine Botschaft nach Schweinau gekommen.

Wohl hatte der Schultheiß erfahren, daß die Brüder Siebenburg und die Raubritter, die sich an sie geschlossen, ihre Burgen hartnäckig verteidigten und es Heinz Schorlin schwer machten, seine Aufgabe zu lösen; wohl war ihm gestern bekannt geworden, die starke Bergfeste des Absbachers sei gefallen, die verbündeten Ritter hätten bei einem gemeinsamen Ausfalle, der sich zu einer kleinen Schlacht gestaltete, den kürzeren gezogen, und die Siebenburgs könnten sich nicht mehr lange halten; doch für seinen treuen Diener auch nur das geringste zu thun, schien der Ritter im Drang der Pflichten vergessen zu haben. Wenigstens hatte der Protonotar Gottfried, ein Freund Herrn Bertholds, durch dessen Hand sämtliche Briefe gingen, die an den Kaiser gelangten, ihm bestimmt versichert, es wären zwar Kriegsberichte genug angelangt, in keinem aber habe der junge Heerführer von seinem Diener auch nur ein Wort geredet. Er, der Protonotar, sei zu günstiger Stunde in den Herrn gedrungen, Biberli,

zum Lohn für seine seltene Treue, weiteren Verfolgungen der Nürnberger zu entziehen; Kaiser Rudolf habe ihn indes nicht einmal zu Ende gehört, weil er sich grundsätzlich von der Einmischung in Angelegenheiten fernhalte, deren Schlichtung dem ehrbaren Rate von Rechts wegen zustehe.

Als der Schultheiß bald darauf bei einem Berichte, den er dem Kaiser abzustatten hatte, für den braven Burschen selbst eintrat, hatte der Habsburger sich mit dem starken Herrschergedächtnis der Fürsprache des Protonotars erinnert und Herrn Berthold auf den Bescheid hingewiesen, den er jenem erteilt, und weniger gnädig als sonst bemerkt, der kaiserliche Schultheiß müsse wissen, daß er der letzte sei, Privilegien anzutasten, die die Stadt ihm selbst verdanke.

Endlich war es sogar dem Burggrafen Friedrich, dessen Teilnahme Herr Berthold für Biberli gewonnen, nicht besser ergangen.

Seine Interessen gingen denen des Rates vielfach entgegen, und zwischen den Ehrbaren und ihm hörten Händel um mancherlei Gerechtsame nicht auf, ein wie wohldenkender Herr er auch sonst war. Als er nun begonnen hatte, den Kaiser zu veranlassen, durch einen Gnadenakt eine Grausamkeit zu verhindern, die der Rat einem Diener des Ritters Schorlin anzuthun gedenke, der sich jetzt so gut bewähre, versicherte der Kaiser auch ihm, dem Freunde und Schwager, der ihm am wirksamsten geholfen, die Krone zu erlangen, daß er sich auch nicht zu eines lieben Bruders Gunsten in die Beschlüsse des Rates zu mischen gestatte, und die Gründe, die er dem hohen Bittsteller anvertraute, brachten ihn zum

Schweigen. Gewichtiger noch als diejenigen, mit denen er den Schultheißen zurückgewiesen, erschien dem Burggrafen der Wunsch des Kaisers, die „Ehrbaren“ willig zu erhalten, ihm die große Anleihe zu bewilligen, die er zu Gunsten seiner leeren Kasse bei ihnen zu machen gedachte.

Dem guten Willen des Rates konnte die Begnadigung Ernst Ortliebs und Wolff Eysvogels dagegen nur Vorschub leisten. Jene erfolgte sogleich, diese nur bedingungsweise, nachdem der erste Losunger der Stadt mit einigen anderen Ehrbaren sie befürwortet hatte. Der Kaiser hielt es nämlich für geraten, die Vollziehung dieses Gnadenaktes aufzuschieben. Ein Bruch des Landfriedens, der unter seinen Augen begangen war, durfte nicht während seiner Anwesenheit an der Stätte der Blutthat verziehen werden. Das hätte den schweren Ernst der wichtigen Maßregel, die jeden Angriff auf Leben und Eigentum anderer mit den härtesten Strafen bedrohte, in Frage gestellt.

So lange der Kaiser in Nürnberg Hof hielt, sollte Wolff, gegen den noch kein Kläger aufgestanden war, darum verborgen bleiben; hatte der Herrscher der Stadt den Rücken gekehrt, mochte er sich wieder unter die Mitbürger mischen. Ein kaiserliches Schreiben, das auf den Dank hinwies, den Rudolf den Kampfgenossen vom Marchfelde, zu denen der Uebelthäter gehörte, und der ganzen guten Stadt Nürnberg für die gastliche Aufnahme schuldete, die sie ihm und den Seinen erwiesen, sollte dem jungen Patrizier, der nur im Stande der Notwehr das Schwert gezogen, Straflosigkeit zusichern und dem Gesuche des Rates entgegenkommen, Wolff Eysvogel in die verwirkten Rechte wieder einzusetzen.

Die Mitteilung dieser Zusage bereitete Els nach langen Tagen des Mißbehagens und der schwersten inneren Not die erste glückliche Stunde. Zwar schienen die Maßregeln der Freunde sie vor den Angriffen der alten Gräfin Rotterbach sicher gestellt zu haben, Frau Rosalinde aber fühlte sich, seit sie sich freier bewegen durfte als die in das obere Stockwerk verbannte Mutter, wie eine Barke, die steuerlos stromab treibt. Sie bedurfte der Leitung, und da Els jetzt in ihrem Hause gebot, verlangte sie von ihr Weisungen auch für das Geringste. Wie ein von der Wärterin verlassenes Kind drängte sie sich an sie und trug ihr dazu die feindseligen und hämischen Aeußerungen zu, an denen es die Gräfin nicht fehlen ließ, so oft es der Tochter gefiel, ihre Einsamkeit zu teilen. In den letzten Tagen hatte die alte Dame Rosalinde wieder an sich gezogen und daraus war Els eine feindliche, oft höchst tückische Gegnerschaft erwachsen, die um so schwerer erträglich war, je bestimmter ihr töchterliches Verhältnis ihr verbot, sich ihrer kräftig zu erwehren.

Am schmerzlichsten für die gutwillige Pflegerin war indes das Verhalten des Kranken; denn wenn Herr Kaspar auch nur selten zu vollem Bewußtsein gelangte, gab er ihr doch oft genug durch Blicke, Geberden und mühsam hervorgestammelte Worte seine üble Gesinnung zu erkennen.

Aber die Geduld des wackeren Mädchens schien unerschöpflich, und auch dem Schwersten, was die Wartung des Leidenden ihr auferlegte, unterzog sie sich redlich. Ja der Gedanke, daß Wolff ihm das Leben verdankte, half ihr, sich gegen den Schwiegervater, wie weh er ihr auch oft that, stets freundlich zu erweisen und seiner nicht

weniger sorgsam zu warten, wie früher der leidenden Mutter.

So hatte sie wacker standgehalten, bis ihr am Ende einer langen, qualvollen Woche etwas zustieß, das ihr den Mut brach. Bei der Heimkehr von einem Gang in die Stadt wurde sie vor der Thür des Krankenzimmers von der künftigen Schwiegermutter mit der Erklärung empfangen, sie würde die Pflege des Gatten selbst in die Hand nehmen und sich nicht länger von dem Eindringling die Stelle vorenthalten lassen, die ihr allein gebühre. — Die Ueberredungskunst der alten Gräfin hatte ihr den Mut gestärkt, und die ungewohnte Thatkraft der schwachen, mehr als gefügigen Frau wirkte so überraschend und zugleich entmutigend auf das gequälte und ermüdete junge Geschöpf, daß es den Widerstand aufgab. Dem Zuspruch des Arztes und des braven Teufel gelang es indes, sie zum weiteren Ausharren zu bestimmen. Als sich aber um weniges später der nämliche Vorgang wiederholte, wollte es sie unmöglich dünken, auch nur noch einen Tag in diesem Hause zu verbleiben.

Ohne der Mutter des Geliebten zu widersprechen, zog sie sich in ihr Schlafgemach zurück, packte dort, still weinend, so dringend die barmherzige Schwester sie auch bat, stand zu halten, die wenigen Sachen, die sie mit sich geführt hatte, zusammen, und schickte sich an, den so schwer behaupteten Posten zu verlassen. Unter dem Schutze des Schultheißenpaares wieder mit Eva vereint zu sein, war jetzt das schönste Ziel ihrer Sehnsucht. In den Ortliebhof wollte sie nicht; denn der Vater hatte nach der Freilassung aus dem Luginsland eine lange Unterredung mit Wolff und dem alten Berthold Vorchtel

gehabt und war dann auf Wunsch des Rates nach Augsburg und Ulm geritten, um dort die Angelegenheiten des Ehsvogelschen Hauses zu ordnen. Er hatte sich daheim entbehrlich gefühlt, da er die jüngere Tochter in Schweinau gut aufgehoben wußte und erfahren hatte, daß die Begnadigung Wolffs nicht lange auf sich warten lassen würde.

Auch Eva hatte schwere Tage verlebt und manche Nacht sorgenvoll durchwacht. Zwar war Biberli und die Botengängerin mit ihren Kindern zu den Beghinen gebracht worden, wo sie sicher vor der Roheit der verbrecherischen Gäste des Siechenhauses ihrer Samariterpflicht nachkommen konnte, aber wie schwere Besorgnisse hatten die Kranken ihr bereitet, die sie dem Tode abringen mußte, wie angstvoll schaute sie einer Nachricht aus der Gegend der Siebenburg entgegen, wie bange Stunden wurden ihr vom Prior der Dominikaner und seinen Abgesandten bereitet, die bei ihr vorsprachen, um sie zu der Ueberzeugung zu führen, daß ihr Vorhaben, dem Kloster zu entsagen, ein Verrat gegen Gott sei, und daß die Kühnheit, mit der sie sich von den früheren Leitern ihres Seelenlebens befreit und mit der sie den eigenen Weg suchte, sie in Ketzerei und Verdammnis führen würde. Wie peinlich war ihr dabei die Empfindung, daß man sie aushorchte, um zu erfahren, ob die Aebtissin Kunigunde keine Mitschuld an ihrer Sinnesänderung traf.

Die Folter, die derberen Männern selten ans Leben ging, schien dem des zarteren früheren Schulmeisters ein Ziel setzen zu wollen. Anfänglich glaubte auch der Medicus Otto, der Els und Frau Christine zu Gefallen und gerührt von der wackeren Gesinnung dieses schlichten Mannes, Biberli in der ersten Zeit täglich besucht hatte, ihn nicht

erhalten zu können. Auf dem Stroh und bei der mangelhaften Pflege im Siechenhause hätte er auch ein schnelles Ende gefunden, und was wäre aus seinen armen gebrochenen Zehen und Fingern unter der Hand der Bader, die dort walteten, geworden?

Bei den Beghinen hatte ihm der menschenfreundliche und geschickte alte Arzt Hände und Füße so sorgsam verbunden wie dem vornehmsten Herrn, und liebevoller und geduldiger konnte kein Fürst von geübten Krankenwärterinnen gepflegt werden; denn — wunderbar! — Eva, die der Schwester so willig die Sorge um die leidende Mutter überlassen, die sich oft selbst gezürnt hatte, weil sie es am Lager der geliebten Kranken Els auch nicht von fern hatte gleich thun können, leistete dem wunden Herrenknechte jeden Dienst mit so sicherer und leichter Hand, daß der alte Arzt ihr oft mit frohem Erstaunen zusah.

Die Umsicht, die ihr am meisten gemangelt, schien nach langem Schlummer plötzlich mit doppelt hellen und weitsichtigen Augen erwacht zu sein. Galt es den Kranken zu wenden, zollte sie jeder schmerzenden Stelle an seinem gemarterten Körper besondere Rücksicht und ersann Vorrichtungen, die sie mit geduldiger Mühwaltung herstellte, um ihm ein Weh zu ersparen.

Ihr eigenes Lager war in der Kammer der Witwe neben der Biberlis aufgeschlagen worden, und schon von der Nacht an, die ihr Muhme Christine im Beghinenhause zu bleiben gestattete, war sie, die früher gern und fest geschlafen hatte, auf den leisesten Wink des Kranken bei der Hand gewesen. Schon am dritten Tage leistete sie ihm jeden Dienst, für dessen Verrichtung ihr anfangs die Hilfe einer Beghine nötig gewesen war, mit eigener

Hand. Anmutig und tröstlich Zuspruch zu leisten, hatte sie auch der Mutter gegenüber besser als jede andere verstanden, und wie schön gelang es ihr oft, wenn den dem Verzagen nahen Mann zehn wilde Schmerzen auf einmal quälten, ihn mit neuem Mut zu beseelen. Wie freundlich lehrte sie ihn, welchen Trost der Leidende findet, der beim Gebete nicht nur, wie er bisher gethan, die Lippen bewegt und den Rosenkranz dreht, sondern sich und seinen Schmerz demjenigen ans Herz legt, der am Kreuze noch Schwereres erduldet. Wie zufrieden lächelte der Leidende, der in Fieberphantasien die Worte „standhaft und treu" so oft wiederholt hatte, wenn sie versicherte, er habe seine Lieblingstugenden samt dem T und St in bewunderungswürdiger Weise zu Ehren gebracht und ihm das Lob und den Dank seines Herrn in Aussicht stellte.

Das alles klang ihr um so wärmer von den Lippen, je deutlicher sie sich dabei denjenigen vergegenwärtigte, für den der brave Bursche dies Martyrium auf sich genommen, je wohler es ihr that, Heinz, wenn auch ohne sein Wissen, die große Dankesschuld abzahlen zu helfen, die er diesem vielgetreuen Manne schuldete. Sie ahnte es selbst nicht, aber die stärksten aller erzieherischen Mächte: Leid und Liebe, waren es, die aus der weltfremden, launenhaften „kleinen Heiligen" ein großes, opferfähiges Weib machten. Was sie für den Geliebten zu werden wünschte, dazu bildete sie sich heran, und die geheime Kraft, deren Wirksamkeit auf ihr gesamtes Wesen sie bei jedem Gelingen deutlich fühlte, nannte sie selbst, indem sie dabei der letzten Worte der sterbenden Mutter gedachte: „Das Schmiedefeuer des Lebens".

Anfangs war es Biberli höchst peinlich gewesen, sich gerade von derjenigen mit so opferwilliger, liebreicher Güte pflegen zu lassen, von der er seinen Herrn mit allem Eifer abzuwenden getrachtet; bald aber drängte die wärmste Erkenntlichkeit jede andere Empfindung in den Schatten, und wenn er aus dem Halbschlummer, der ihn oft umfangen hielt, erwachte und Eva an seinem Lager erblickte, ging das Herz ihm auf, und es war ihm, als habe der Himmel sie ihm gesandt, um ihm das Beste, um dessen Besitz er rang: Leben und Gesundheit, zurückzugeben.

Als er sich wohler zu fühlen begann, hing der treue Bursche schon mit aller Festigkeit an ihr; doch that dies der Liebe zu seinem Herrn und zu der abwesenden Braut keinen Eintrag. Im Gegenteil. Je weiter die Besserung vorschritt, desto häufiger und sorgenvoller dachte er an Heinz und Kätterle, desto wohler that es ihm, von ihnen zu reden und mit Eva zu erwägen, was beiden begegnet sein könnte.

Unmöglich — des war Biberli so gewiß wie seine Pflegerin — konnte Heinz des Gefährten lieblos vergessen und Kätterle, was sie auf sich genommen, vernachlässigt haben. So vereinten sich denn beide in der Vermutung, die Boten der Abwesenden müßten verhindert worden sein, das Ziel ihrer Sendung zu erreichen.

Und sie trafen mit dieser Annahme das Rechte; denn zwei Reisige, die Heinz ausgesandt hatte, waren von den Siebenburgs aufgehoben worden, und der Bote des Mädchens hatte sich als Schelm an ihr erwiesen, indem er statt nach Schweinau zu wandern, den kargen Lohn, den sie ihm gezahlt, für sich behalten und einen andern Auftrag angenommen hatte. Von den Briefen des Ritters,

die in falsche Hände gelangt waren, hatte der eine Kaiser Rudolf um Gnade für den treuen Diener gebeten, der andere Biberli gedankt und ihm gemeldet, daß sein Herr seiner gedenke und für ihn wirke.

Kätterle hatte Heinz erreicht, ihm bis ins einzelne mitteilen müssen, was sie von Eva und Biberli wußte, und war dann beauftragt worden, dem Diener zu wiederholen, was er dem Briefe schon anvertraut hatte. Auf dem Heimwege war sie indes nur bis Schwabach gekommen; denn das lange Wandern in schrecklicher Angst und bei strömendem Regen, bis sie sich zu Heinz durchgefragt hatte, besonders aber die furchtbaren Erregungen der letzten Tage, waren auch für ihren kräftigen Körper zu viel gewesen. Mit fliegenden Pulsen und glühendem Haupte hatte sie bei dem Fuhrmann Apel angeklopft, der sie in Schweinau auf seinen Wagen genommen, und bei dem braven Alten und seiner Hausfrau Aufnahme und Pflege gefunden. War die Macht des Fiebers aber auch bald gebrochen gewesen, hatte ihr doch die zurückgebliebene Schwäche untersagt, sich zu Fuß nach Schweinau zurückzubegeben, und da Apel erst im Anfang der nächsten Woche nach Nürnberg zu fahren gedachte, hatte sie sich bis dahin mit der Absendung des Boten begnügen müssen, der ihr Vertrauen getäuscht.

Wie schwer wurde Kätterle das Warten, und ihre Ungeduld erreichte den höchsten Grad, als, bevor sie wieder aufbrechen konnte, Reisige des Kaisers die Rosse bei dem Fuhrmann einstellten und meldeten, die Siebenburg und das feste Raubnest des Absbachers wären gebrochen. Wie Sankt Georg hätte Heinz Schorlin gekämpft. Jetzt hielten ihn nur noch die Burgen der Ritter Hirschhorn und Ober-

stein zurück, deren Lage auf unzugänglichen felsigen Höhen die kaiserliche Streitmacht lange aufzuhalten drohte.

Daß die kerngesunde Schweizerin erkrankt sei, kam weder Biberli noch Eva in den Sinn; er aber frug sich in stillen Stunden, wen er wohl schmerzlicher auf immer missen möchte: die schöne junge Pflegerin oder die Landsmännin und Verlobte. Kätterle allein gehörte sein Herz; doch Eva gegenüber folgte er der alten, ihm eigenen Art und hängte sich so fest wie bis dahin an den Herrn, an diejenige, in der er jetzt schon die künftige Gebieterin erblickte.

Das sollte, das mußte sie werden, — schon weil ihm ohne den Klang ihrer Stimme das Leben nicht mehr wohlgefallen hätte. Eine reinere, tiefer ins Herz gehende hatte er nimmer vernommen, und wäre es Heinz vergönnt gewesen, mit anzuhören, wie sie mit den Herren Dominikanern sprach, er hätte von dem Wunsche, der Welt zu entsagen, gelassen und statt in das Kloster zu gehen, Leib und Leben daran gesetzt, um sich diese wunderbare Jungfrau zu eigen zu machen, für die er ja ohnehin in so heißer Minne entbrannt war.

Als sie auf der Weigerung bestand, den Schleier zu nehmen, weil sie erfahren, daß es auch mitten in der Welt angehe, in Frieden mit sich selbst zu leben, sich eins zu fühlen mit Gott und in Liebe und Treue den Fußspuren des Heilands zu folgen, hatte sie manches gütige Mahnungswort, manchen scharfen Tadel und manche herbe Drohung von den Dominikanern zu hören bekommen, aber sich nicht irre machen lassen und sich so klug und lebhaft zu verteidigen verstanden, daß ihm das Herz aufgegangen war und er sich gefragt hatte, wie denn eine

achtzehnjährige Jungfrau im stande sei, so willensstark, so klug und mit so großer Kenntnis der Schrift wohlunterrichteten frommen Herren, ja den allergelehrtesten und strengsten, stand zu halten.

Auch die Aebtissin Kunigunde war bisweilen an seinem Lager erschienen. Den Gesprächen Evas mit ihr hatte er entnommen, daß sie bei den Klarissinnen das Rüstzeug für den Widerstand gegen die Dominikaner gewonnen. Anfänglich war auch die würdige Frau mit aller Dringlichkeit bestrebt gewesen, sie für das Kloster zurückzugewinnen; vorgestern aber war sie mit zwei Dominikanern zusammengetroffen, und die deutlichen Bemühungen namentlich des einen, der eine hervorragende Stellung unter den Seinen einzunehmen schien, Eva für seinen Orden zu gewinnen und sie den Klarissinnen, die ihm auf weniger Gott gefälligen Wegen zu wandeln schienen, abwendig zu machen, war der Aebtissin so nahe gegangen, daß ihr die Kraft und vielleicht auch der Wille versagt hatten, die ihr sonst eigene Ruhe zu behaupten. Gestern war sie dann auch dem Wunsche der Nichte, in der Welt zu verbleiben, weniger lebhaft als sonst entgegengetreten, ja sie hatte sie beim Abschied in die Arme geschlossen und ihr gleichsam die Freiheit zurückgegeben, indem sie bekannt, daß verschiedene Wege in das Himmelreich führten.

Das war dem Genesenden Balsam auf die Wunden gewesen; denn er hegte keinen heißeren Wunsch, als seinen lieben Herrn an den Traualtar zu begleiten, an dem Eva Heinz Schorlin als sein vielgetreues Gemahl die Hand reichen würde, und der letzte Besuch der Aebtissin schien diesem Verlangen Vorschub zu leisten. Außerdem hatte er, der sich offenen Auges im Leben umgeschaut, nie

gesehen, daß ein tapferer junger Streiter, bald nachdem er wohlverdienten Ruhm geerntet, nach der Mönchskutte Verlangen getragen hätte. Zweifel, Leid und eine furchtbare Gefahr, der er wunderbar entronnen, hatten den fröhlichen Heinz mit dem Wunsche beseelt, der Welt zu entsagen; jetzt nahm es vielleicht der Himmel selbst auf sich, ihm zu zeigen, daß er ihn nicht am Leben erhielt, um sich in ein Kloster zu vergraben, sondern um ihn mit dem schönsten und herrlichsten seiner Geschenke zu segnen: die Minne eines Weibes, dessengleichen es nach seiner Meinung nicht gab, so weit der Himmel blau war.

Gräfin Cordula taugte nicht für seinen Herrn. Hundert Gründe hatten ihn während des langen Stilliegens in dieser Meinung bestärkt. Derjenige, für den er so große Schmerzen standhaft ertragen und immer noch litt, war dazu einer schöneren, frömmeren, stetigeren Gefährtin würdig, ja der holdseligsten und besten, und das war in seinen Augen diejenige, für die Heinz vor dem unseligen Spielgewinne die Leidenschaft so gewaltig ergriffen. Dieses mächtige Liebesfeuer konnte wohl mit Sand und Asche niedergehalten werden, verlöschen aber ließ es sich nimmer.

So dachte Biberli und vergegenwärtigte sich den gestrigen Tag. Er hatte Eva weniger gleichmäßig bei ihrem liebreichen Walten gefunden als sonst. Eine Sorge, die etwas anderes betraf wie ihre Kranken, schien sie zu bedrücken. Zwar hatte sie es nicht eingestehen wollen; aber sein Auge war scharf.

Heute morgen hatte sie ihm, bald nach Sonnenaufgang, den Verband am zerquetschten Daumen, der noch immer nicht heilte, sorgsam erneuert. Dann war sie fort

gegangen, und zwar, wie sie versichert hatte, nur auf wenige Stunden. Jetzt stand die Sonne schon ziemlich hoch, und sie kehrte und kehrte nicht zurück, obgleich die Stunde längst vorüber, in der die Umschläge erneut und dem todkranken Minoriten in der Nebenkammer die Tropfen, die ihn am Leben erhielten, gereicht werden mußten. Das beunruhigte ihn, und als die Sorge einmal Wurzel in ihm geschlagen, versandte sie ihre Triebe vorwärts und rückwärts, und es kam ihm mancherlei in den Sinn, was an Eva gestern anders als früher gewesen. Warum hatte sie so lange mit dem Schultheißen geflüstert und dann so traurig auf ihn, Biberli, hingeschaut? Weshalb war Frau Christine gestern nachmittag nicht weniger als dreimal und gegen Abend noch einmal gekommen? Auch mit dem Medicus Otto hatte sie etwas Geheimes besprochen. War eine Veränderung in seinem Befinden eingetreten und hatte der Arzt im Sinne, ihn des Daumens oder gar der Hand zu berauben? Aber nein! Gestern noch war ihm versichert worden, er könnte alle fünf Finger und auch den schwer beschädigten linken Fuß behalten. Die Witwe befand sich besser, und daß es mit dem Minoriten zu Ende ging, stand ja schon seit vorgestern außer Frage. Evas Sorge mußte sich auf etwas anderes beziehen, und auffahrend frug er sich, ob sie etwa schlimme Kunde von seinem Herrn oder Kätterle erhalten.

Eine große Unruhe befiel ihn. Das Bedürfnis, wem es auch sei, die Besorgnis anzuvertrauen, die sich seiner bemächtigt, ergriff den gesprächigen Mann, und er rief darum die kleine Walpurga aus der Nebenkammer zu sich. Doch statt auf sein Lager, eilte sie mit dem frohen Rufe: „Sie kommt!“ der Thür und Eva entgegen.

Bald darauf trat diese mit dem Kinde an der Hand in das Zimmer. Als ginge die Sonne noch einmal auf, war es dem Diener. Wie heiter klang auch ihr Gruß, etwas wie Gutes schien ihm der Blick ihrer blauen Augensterne im voraus zu verkünden. Wem diese Jungfrau angehörte, der war wohl geborgen, in dessen Hause fehlte es nicht an Licht, wie dunkel die Nacht auch heraufzog.

Was die Sorge anging, die sie vorhin um seinetwillen bedrückt zu haben schien, mußte er falsch gesehen haben. Statt des Schlimmen brachte sie ihm vielmehr ganz gewiß etwas Gutes. Ja, das allerbeste war es; denn Kätterle, vertraute ihm Eva, würde bald kommen. Doch auch seine Braut sei leidend gewesen. Die Wangen hätten sich ihr noch nicht wieder runden und das frische Rot noch nicht zurückgewinnen wollen.

Da wurde der scharfblickende Biberli aufmerksam und rief: „Dann ist sie schon hier! Denn, Herrin, woher wüßtet Ihr sonst, wie es mit ihren Wangen bestellt ist?“

Bald darauf stand die Heimgekehrte auch wirklich am Lager des Genesenden.

Eva ließ beide sich des Wiedersehens ungestört freuen und begab sich in die Kammer der beiden anderen Kranken. Als sie zu den Neuvereinten zurückkehrte, hatte Kätterle schon berichtet, was sie in Schwabach erfahren. Es war nicht viel mehr gewesen, als was Eva schon von dem Oheim und anderen vernommen. Daß Seitz Siebenburg, den er mit großem Ungestüm haßte, von der eigenen Hand seines Herrn im Schwertkampfe gefällt worden sei, berichtete Biberli mit der lebhaftesten Freude. Zum Verdruß gereichte ihm nichts von dem Gehörten, als das Ausbleiben des Boten und die Wahr-

scheinlichkeit, daß noch einige Zeit vergehen würde, bis Heinz das Schwert in die Scheide stecken konnte.

Wohl röteten sich Eva die Wangen vor Freude und Stolz, als sie wiederholen hörte, wie herrlich der Geliebte das Vertrauen seines kaiserlichen Gönners rechtfertigte. Dem Redefluß Biberlis bis ans Ende zu folgen, schien ihr aber unmöglich. Sie war in Eile, und was die Sorgen anging, die sie bedrückten, hatte er recht gesehen.

Gestern schon war sie bangen Herzens an sein Lager getreten und hatte alle Kraft aufbieten müssen, um die Angst, die sie für ihn erfüllte, vor ihm zu verbergen; denn wenn sie nicht heute noch, wenn sie nicht ungesäumt für ihn eintrat, wenn seine Begnadigung nicht noch während der Sitzung des Rugamtes in der Frühe des morgenden Tages auf dem Rathause verkündet werden konnte, dann mußte der nur halb Genesene sich zum andernmale den Richtern stellen, und auch Medicus Otto war der Meinung, die Folter würde seinem geschwächten Leibe verhängnisvoll werden.

Der Schneider und sein Anhang setzten, wie Eva von dem Schultheißen wußte, alles daran, um seine Verurteilung zu bewirken und der Stadt damit zu beweisen, daß sie nicht bloß als leichtfertige Verleumder das Treiben im Ortliebschen Hause verdammt hätten. Auch Eva und ihre Schwester würden bei der Untersuchung wieder genannt werden, und es drohte ihnen sogar, selbst vernommen zu werden.

Das hatte sie anfangs erschreckt, doch die Versicherung des Oheims, dies Verhör würde ihre Schuldlosigkeit vollends, und zwar vor aller Welt erweisen, war ihr glaubhaft erschienen. Um ihrer selbst willen hätte Eva

sich gewiß nicht Tag und Nacht von so schwerer Angst quälen lassen und so viel unternommen und zu wagen beschlossen. Der Gedanke, der treue Mann, den sie und ihre geduldige Pflege dem Tode abgerungen und den sie liebgewonnen hatte, sollte nun dennoch ums Leben gebracht und Heinz Schorlin der Möglichkeit beraubt werden, das Seine für ihn zu thun, war es vielmehr, was jede andere Befürchtung tief in den Schatten gedrängt und sie gestern abend und heute morgen in Bewegung gehalten hatte.

Aber was sie und mit ihr Frau Christine auch für den schwer Bedrohten unternommen, — alles war vergebens gewesen. Sich nochmals an den Kaiser zu wenden, hatte jedermann und auch der Schultheiß für unthunlich erklärt, nachdem selbst der Burggraf eine Zurückweisung erfahren.

Die Ehrbaren vom Rate und die Schöffen im Rugamt hatten auf die Fürsprache Frau Christinens hin die Verhandlung schon tagelang aufgeschoben; jetzt aber verbot das Gesetz, noch länger von ihr abzusehen. Hätten die einzelnen den Angeklagten auch gern mit der Folter verschont, wäre ihre Anwendung doch kaum zu umgehen gewesen; denn wie viele Kläger und Zeugen traten gegen ihn auf, und kam es zu schwer belastenden Aussagen und wenig glaubhaften Entgegnungen des Angeklagten, so war die Tortur doch nicht zu vermeiden. Sie gehörte von Rechts wegen in den Lauf der Untersuchung, und wie viele, die von der letzten Folter noch keineswegs genesen, mußten fortwährend in die Marterkammer treten. Die Schöffen wurden von dem Schneider und seinem Anhang in dieser Angelegenheit ohnehin der Parteilichkeit geziehen,

und hier so augenfällig Gunst zu üben, drohte dem Ansehen des Gerichtshofes zu schaden.

Auf guten Willen war sie überall gestoßen, — doch vor einer festen Zusage hatte sich jeder gehütet. Es war auch so leicht, sich hinter die klangvollen Worte „Recht" und „Gesetz" zurückzuziehen, und dann: Wer mochte einem Herrenknechte zu gefallen, der noch dazu einem fremden Ritter diente, den Handwerkerstand, der die Sache des Schneiders zu der seinen gemacht, mit gerechtem Unwillen erfüllen?

Was Muhme und Nichte auch versucht hatten, es war völlig oder doch halb mißlungen. — Eva hatte sich ohnehin zurückhalten müssen, um sich nicht dem Verdacht auszusetzen, für die eigene Sache zu reden; von Frau Christine aber mochte mancher denken, sie spreche für den Diener und meine die verleumdeten Töchter des Bruders.

Als Eva Kätterle vor dem Siechenhause getroffen hatte, war sie, ohne sie zu bemerken, an ihr vorübergegangen, so tief hatten Kummer, Sorge und das Sinnen nach einer Auskunft sie in Anspruch genommen.

Da war es ihr denn sauer genug gefallen, Biberli unbefangen entgegenzutreten; doch es war ihr sogar gelungen, der Botengängerwitwe sowie dem Pater Benedictus, dessen Stunden gezählt zu sein schienen, und der ihr gestern noch bitter weh gethan hatte, ein heiteres Gesicht zu zeigen.

Als sie aus der Kammer des greisen Minoriten in die Biberlis zurücktrat, war das Liebespaar nicht mehr allein. Von seinem Lager aus schaute ihr das frische, freundliche Gesicht einer derben Frau entgegen, die den Leidenden schon mehrmals besucht.

Da ihr Blick, während sie einander begrüßten, dem Evas begegnete, fand diese plötzlich, wonach sie lange vergebens gesucht. Die „Berner Gertrud“ konnte ihr helfen, das Wagnis auszuführen, das sie in der letzten Not auf sich zu nehmen gedachte; denn sie war die Hausfrau des Schweizer Thorhüters im burggräflichen Schlosse. Ihr fiel es gewiß nicht schwer, ihr Zutritt zu der Frau Burggräfin Elisabeth zu verschaffen. Vermochte die hohe Frau nicht selbst zu helfen, so war es ihr doch gestattet, sie — bei diesem Gedanken wich ihr das Blut aus den Wangen, aber sie hielt trotzdem an ihm fest — sie zu ihrem Bruder, dem Kaiser, zu führen.

Als Eva Frau Gertrud leise eröffnete, was sie auf der Burg zu bewirken hoffte, erfuhr sie, der Kaiser sei mit der Erzherzogin Agnes und einem zahlreichen Gefolge in den Reichsforst geritten, um der böhmischen Schwiegertochter die Bienenzucht der Zeidler zu zeigen und werde kaum vor Sonnenuntergang zurückkehren; die Frau Burggräfin aber sei wegen eines leichten Unwohlseins zu Hause geblieben.

Trotzdem wollte Eva sich auf die Burg begeben, und welche Aufnahme ihr auch von seiten der hohen Frau zu teil ward, möglichst bald nach Schweinau zurückkehren; denn es stand so schlecht um Pater Benedictus, daß sie nicht lange fern von ihm bleiben durfte.

Konnte die Burggräfin nichts für Biberli thun, dann wollte sie sich des Wagnisses unterfangen, vor dem sie zitterte, weil es sie, die Jungfrau, zwang, sich ganz allein an den Hof mit all seinen spähenden Augen und scharfen Zungen zu begeben. Noch einmal wollte sie dann auf die Veste, um den Kaiser selbst um Gnade anzuflehen.

Gerade heute konnte sie sich ganz frei bewegen; denn der Oheim war in die Stadt geritten und gehörte, wie Frau Gertrud versicherte, zu denen, die den Kaiser zu den Zeidlern begleiteten; die Muhme aber hatte sich vorhin nach Nürnberg tragen lassen, um Els aufzusuchen, die sie in einem verzweiflungsvollen Schreiben angefleht hatte, sie nach Schweinau kommen zu lassen, weil ihre Widerstandskraft erschöpft sei.

Wie gern hätte Eva die Muhme zu der Schwester begleitet, um ihr Mut einzusprechen.

Welche merkwürdige Umkehrung der Dinge!

So lange sie denken konnte, hatte Els sie mit ihrer überlegenen Kraft und Beharrlichkeit aufrecht erhalten; jetzt sollte sie die Stärkere sein und sie Geduld üben lehren!

Das Recht dazu meinte sie sich erworben zu haben.

Während Eva Frau Gertrud noch eröffnete, was sie im Sinne trug, bemerkte sie selbst, daß sie die Zeit nicht mit in Rechnung gezogen.

Es war bald Mittag, und ließ sie sich in der Sänfte zur Stadt tragen und wieder zurück nach Schweinau, wäre es zu spät geworden, um dem Kaiser als Bittstellerin zu nahen. Nur wenn sie ritt, ließ ihr Vorhaben sich zur Ausführung bringen; doch die Thorhütergattin gab Eva zu bedenken, daß es gegen den Gebrauch verstoßen, ja kaum angehen würde, dem Kaiser oder auch nur seiner hohen Schwester im Reitkleid aufzuwarten.

Der heiße Wunsch zu helfen, ließ das Mädchen indes schnell eine Auskunft finden. Auf ihrem flinken Zelter, den der Oheim längst nach Schweinau hatte bringen lassen, damit sie sich durch einen Ritt von ihren erschöpfenden Pflichten erhole, wollte sie in die Stadt

traben, im Ortliebhofe vorsprechen und ihre neuen kostbaren Trauerkleider auf die Burg bringen lassen. Es fragte sich nur, ob sie sich in der Wohnung des Schweizers umkleiden konnte, und ob Frau Gertrud ihr dabei hilfreiche Hand leisten wollte.

Dazu war die Schweizerin mit Freuden bereit. Weder fehlte es in ihrem Quartiere an Raum dazu, noch ihr, die der Burggräfin, bevor sie den Thorhüter geheiratet, viele Jahre als Gürtelmagd gedient hatte, an Geschick und gutem Willen.

So begab sich denn Frau Gertrud auf ihrem Maultiere sogleich nach Hause; Eva aber kehrte, nachdem sie dem Kranken bald wiederzukehren verheißen, in das Schlößchen des Oheims zurück.

Dort bestieg sie den Zelter und erreichte eine gute Weile vor der Schweizerin das Stadtthor. Im Ortliebhofe war schnell ausgesucht, wessen sie bedurfte. Dann begab sie sich in der Sänfte mit ihren Sachen auf die Veste, und der Roßknecht führte ihr den Zelter dorthin nach. Gräfin Cordula hatte sie nicht zu Hause gefunden; denn auch sie war mit dem Kaiser in den Reichsforst geritten.

Die Burggräfin Elisabeth zeigte sich gern bereit, das anmutige Kind zu empfangen, dessen Schicksal ihr warme Teilnahme einflößte. Eben war ihr erst das Schönste und Beste von Eva berichtet worden; denn ihr Siechtum hatte den Medicus Otto zu ihr geführt, und der alte Herr war übergeflossen vom Lobe beider Schwestern. Entrüstet gedachte er auch der schnöden Verleumdungen, in die sich der Name des Ritters Schorlin mischte, und die schändliche Bosheit an die unschuldigen Jungfrauen, für deren reine Sittsamkeit er einstehe, geheftet.

Die hohe Frau, die sich wohl erinnerte, Heinz beim Tanz auf Eva hingewiesen zu haben, verstand sehr wohl, daß diese beiden einander anziehen mußten. Von allen Rittern im Gefolge ihres kaiserlichen Bruders schien der hohen Dame keiner würdiger ihrer Gunst als der frische, junge Landsmann, dessen Mutter ihr in der Jugend nahe gestanden. Gerade ihm hätte sie sich mit Freuden dienlich erwiesen, und zwar in diesem Falle nicht nur um seiner selbst, sondern vielmehr auch um der seltenen Treue seines Dieners willen, der ja gleichfalls ihren geliebten Schweizerbergen entstammte. Aber diese Angelegenheit noch einmal vor den Kaiser zu bringen, schien ihr trotz alledem unmöglich. Sie kannte den Gemahl, und nach der Zurückweisung, die er wegen des gefolterten Mannes erfahren, würde er ihr zürnen, wenn auch sie sich vor dem erhabenen Bruder seiner annähme.

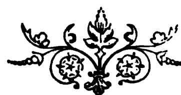
Aber ihr gutes Herz und das Wohlgefallen, das Eva wie Heinz Schorlin ihr einflößten, bestärkten sie in dem Verlangen, der wackeren Jungfrau, die ihre Sache mit so redlicher Wärme zu führen wußte, so weit es sich thun ließ, Beistand zu leisten, und die Erklärung der Bittstellerin, sich im äußersten Falle in eigener Person an den Herrscher zu wenden, zeigte ihr den Weg, den guten Willen zur That zu machen.

Mochte Evas Jugend und Schönheit denn versuchen, den Kaiser zu einem Gnadenakte zu bewegen, dessen Erlaß er der Weisheit und Macht abgeschlagen hatte.

Nach dem Abendmahl empfing ihr Bruder die verschiedensten Gäste, und eine Nürnberger Patriziertochter, die ihm schon bekannt und deren seltene Anmut ihm aufgefallen war, ihm zuzuführen, das lag in ihrer Macht.

Obgleich sie von dem Ritt in den Forst hatte fern bleiben müssen, war sie doch wohl genug, in der ihrer Burg nah gelegenen des Kaisers bei der Abendmahlzeit zu erscheinen. Wenn die Tafel aufgehoben war, wollte sie Eva dann dem hohen Bruder in eigener Person zuführen.

Das eröffnete sie ihr, und der Dank, den sie dafür erntete, war so hold und warm, daß es ihr das Herz bewegte und sie das schöne, mutige Kind beim Abschiede in die Arme schloß und küßte.



Sechzehntes Kapitel.

rmutigt und hoffnungsvoll bestieg Eva wieder den Zelter und ließ das behende Tier vor der Stadt so scharf ausgreifen daß der alte Roßknecht auf seinem wohlgenährten Braunen weit hinter ihr zurückblieb. Aber sie hatte doch infolge des Umkleidens, des Wartens und der vielen Fragen, die ihr von der Frau Burggräfin vorgelegt worden waren, so langer Zeit bedurft, daß die Pappeln schon ziemlich lange Schatten warfen, als sie vor dem Siechenhause abstieg.

Schwester Hildegard empfing sie mit einer Befangenheit, die ihr sonst nicht eigen, die Eva aber erklärlich fand, als jene ihr mitteilte, der sterbende Pater Benedictus habe ungeduldig nach ihr verlangt. Der Witwe gehe es wohl, und Biberli werde ihrer kaum bedürfen; denn eine schwäbische Rittersfrau, bei der er früher in Dienst gestanden, hätte sich mit ihrer jungen Tochter an seinem Lager niedergelassen, und ihr Besuch schiene ihn zu erfreuen.

Ueberrascht warf Eva hin, sie sei der Meinung gewesen, der Genesende habe keinem andern gedient als den Schorlins, doch war sie in zu großer Eile, um sich

weitere Fragen zu gestatten und betrat die Kammer, in der Biberli ruhte.

Ihr Antlitz war von dem schnellen Ritte gerötet, das volle aschblonde Haar, das ihr sonst aufgelöst über den Rücken wallte, hatte sie, bevor sie in den Sattel stieg, flüchtig zusammengeflochten, doch waren die langen starken Zöpfe unterwegs aufgegangen und umflossen ihr nun das Haupt und die biegsame Gestalt.

Schon von der Schwelle aus begrüßte sie den Kranken, für den sie so viel that und wagte, mit heiterer Miene; bevor sie aber seinem Lager nahe trat, verneigte sie sich sittig vor der hohen Matrone, die Biberli Gesellschaft leistete, und nickte ihrer Tochter, deren hübsches offenes Gesicht ihr wohl gefiel, ein freundliches Willkommen zu. Nachdem die Schwäbinnen ihren Gruß herzlich erwidert, entschuldigte sie sich kurz, da eine ernste Pflicht sie abrufe, ihrem Verlangen, bei ihnen zu bleiben, noch nicht nachgeben zu können.

Endlich warf sie dem Diener einige rasche Fragen zu, die sein Befinden betrafen, küßte die kleine Walpurga, die sich an sie gedrängt hatte, trug ihr auf, der Mutter zu sagen, sie würde später auch nach ihr sehen, und trat in die Nebenkammer.

„Nun?“ frug Biberli die Besucherinnen, nachdem die Thür sich hinter ihr geschlossen, in gespannter Erwartung.

„O, wie sie schön ist!“ lautete die lebhafte Antwort der jungen Schwäbin; der älteren aber klang tiefe, innere Bewegung aus der Stimme, als sie versetzte: „Wie abgeneigt war ich doch der Verbindung meines Sohnes mit der Tochter eines städtischen Geschlechtes; ja ich trug im Sinne, mich mit dem ganzen mütterlichen Einfluß

zwischen Heinz und die Nürnbergerin zu stellen; doch Du sagtest nicht zu viel, Freund, und was Dein Lob begann, hat jetzt Evas eigene Erscheinung vollendet. Sie sei mir als Tochter willkommen. Etwas Holdseligeres sah ich kaum jemals. Daß sie fromm und barmherzig und dabei hellen Geistes und von entschlossener Thatkraft, ließ sich auch unschwer erkennen, trotz der wenigen Augenblicke, die sie für uns ermüßigen konnte. Wenn der Himmel unserem Heinz wirklich vergönnte, sich das Herz dieses seltenen Wesens zu gewinnen . . ."

„Das gehört ihm schon jetzt mit jeder Faser und Zaser," fiel ihr Biberli ins Wort. „Der Hund — verzeiht, edle Frau — liegt anderwärts begraben. Ob er, ob Heinz, sich bewegen läßt, von dem Klostergedanken zu lassen, — das ist die Frage!"

Damit seufzte er leise auf, indem er Frau Wendula Schorlin, die Mutter des Ritters Heinz — denn das war die ältere Schwäbin — in das immer noch schöne, willensstarke und doch gütige Antlitz schaute.

„Daran dürfen wir nicht zweifeln," entgegnete die Matrone mit fester Bestimmtheit. „Als letzter seines alten Stammes ist er verpflichtet, für seine Fortdauer zu sorgen, nicht nur für das eigene Heil. Ein gehorsamer Sohn war er immer."

„Doch," erwiderte der Diener bedenklich. „‚Fort mit denen, die uns das Leben gaben!' lautete, wenn ich sie recht verstand, die Mahnung des Pater Benedictus dort in der Kammer. ‚Fort mit Herren- und Frauendienst!' rief er unserem Ritter zu. ‚Fort mit allem, was der eigenen himmlischen Seligkeit im Wege steht! Und," fügte Biberli hinzu, „das hat der heilige Franz nicht erst ersonnen. Unser

Herr und Heiland befahl ja auch schon den Jüngern, Vater und Mutter zu verlassen und ihm nachzufolgen.‘“

„Wer wird ihn hindern“, versetzte Frau Wendula lebhaft, „auf den Pfaden Jesu Christi zu wandeln? Doch wenn er auch seinen Fußstapfen folgt, soll und kann er es thun als Sproß eines edlen Hauses, als Ritter und als der tapfere Krieger und treue Diener seines Kaisers, der er ist, als guter Sohn und, will's Gott, als Gatte und Vater. Meines Segens ist er gewiß, wenn er als Kämpfer für seinen heiligen Glauben das Schwert führt. Da zwei meiner Töchter den Schleier nahmen, ließ ich es ergebenen Herzens geschehen. Sie mögen für den Bruder und uns die himmlische Seligkeit erbeten. Meinem einzigen Sohne, dem letzten Schorlin, kann und werde ich nicht gestatten, der Welt zu entsagen, in der er Aufgaben zu lösen hat, die Gott der Herr ihm durch seine Geburt stellte.“

„Und wie könnte Heinz von diesem Engel lassen,“ rief Maria, der neben der Mutter der Bruder das liebste war auf Erden, „wenn er wirklich ihrer Minne gewiß ist!“

Sie selbst hatte das Herz der Liebe noch nicht geöffnet. Mit dem alten Haupt ihres Hauses in Wald und Flur umher zu schweifen, der Mutter behilflich zu sein in der Wirtschaft und im Dorf der armen Kranken zu warten, war bisher die Freude und Pflicht ihres Lebens gewesen. Heiter, oft auch mit einem Liede auf den Lippen, hatte sie sorglos einen Tag dem andern folgen sehen, bis die ehrwürdige Schorlinburg belagert und gebrochen und der alte Ritter Ramsweg, ihr lieber Oheim, bei der Verteidigung der seiner Obhut anvertrauten Veste gefallen war.

Da hatte man die Mutter und sie nach Constanz

ins Kloster geführt. Beide waren dort in voller Freiheit als willkommene Gäste der Nonnen geblieben, bis der reitende Eilbote Frau Wendula ein Schreiben des Ritters Maier von Silenen, ihres Vetters, aus Nürnberg überbracht hatte, das ihr meldete, Heinz gedenke, wie die Schwestern, der Welt zù entsagen.

Da war Frau Schorlin ungesäumt aufgebrochen und mit der Tochter besorgten Herzens, so schnell es anging, nach Nürnberg geritten.

Vor wenigen Stunden hatten sie es erreicht und bei dem Vetter von Silenen Quartier gefunden. Von ihm war Frau Wendula mitgeteilt worden, was das Mutterherz zu wissen begehrte. Biberlis Schicksal hatte sie nach kurzer Rast in das Siechenhaus geführt, und welche Herzensstärkung war es für den treuen Mann gewesen, die edle Frau wiederzusehen, von der ihm sein Herr anvertraut worden war und in deren Hause man ihm das T und St auf den langen Rock und den Kogel gestickt.

Frau Wendula waren diese Buchstaben wohl im Gedächtnis geblieben, und als sie ihrer gedacht, hatte er erwidert, seit er leiblich zur Wahrheit gemacht, was das T und St den Leuten von seiner Person vermeldeten, und wozu diese Lettern ihn selbst hätten antreiben sollen, bedürfe er ihrer nicht mehr.

Dann war er still geworden und hatte der Herrin endlich als Frucht seines Nachdenkens zu wissen gethan, etwas Seltenes gebe es dennoch an seiner geringen Person, weil er die Tugenden ernstlich zu üben getrachtet, mit deren Besitz er sich breit gemacht vor den Leuten. In den Gasthäusern mit den prunkenden Schildern habe er sonst den schlechtesten Wein gefunden, und als die gnädigen

Töchter Frau Wendulas ihm jene Lettern in das Tuch gestickt hätten, sei, was er den Gästen eingeschenkt, auch noch von recht übler Beschaffenheit gewesen. Auf dem Siechenlager hätte er seiner Neigung zum Nachdenken keinen Zwang anthun brauchen, und dabei sei ihm bewußt geworden, daß es keine Tugend gebe, die sich besitzen lasse wie ein Haus oder Roß, sondern daß eine jede fortwährend neu erworben werden müsse, und zwar oft unter Mühen und Schmerzen. Eins aber stünde jetzt mit aller Sicherheit bei ihm fest, und zwar, daß seine Lieblingstugenden wirklich die schönsten von allen wären, schon weil — eines gelte für alle — der Mensch sich nie glücklicher fühle, als wenn es ihm gelungen sei, unverbrüchlich Treue zu halten und seine Standhaftigkeit zu bewähren. Auch habe er von der Jungfrau Eva erfahren, daß der Erlöser selbst denen, die treu blieben bis in den Tod, die Krone des ewigen Lebens verheiße. In dieser Zuversicht sehe er den Bütteln entgegen, die ihn vielleicht schon recht bald zum zweitenmale in das freudloseste aller Gemächer — er meine die Nürnberger Folterkammer — führen würden.

Dann hatte er den Frauen erzählt, was er von der Minne wußte, die Heinz und Eva verband. Die vier G's, auf die er seinen Herrn bei der Brautschau zu achten empfohlen: Geschlecht, Gestalt, Gut und Geld, halte er nicht mehr für den rechten Prüfstein. Während er hier müßig gelegen, habe er vielmehr gefunden, daß sie mit vier T's vertauscht werden sollten: Tugend, Treue, Thatkraft und Trost für Auge und Herz. Das Alles finde sich bei Eva vereint, und auch gegen das Geschlecht, dem sie entstamme, sei nichts zu sagen.

Darauf hatte er ein so hochgestimmtes Loblied auf seine teure Pflegerin und Erretterin gesungen, daß Frau Wendula ihm mehr als einmal lächelnd ins Wort gefallen war und ihn beschuldigt hatte, das erkenntliche Herz führe ihn diesmal zu solcher Uebertreibung, daß die Jungfrau, der er damit zu dienen gedenke, es ihm kaum Dank wissen möchte.

Doch Evas persönliches Erscheinen hatte weder die erfahrene Mutter, noch die leicht zu gewinnende Tochter enttäuscht, ja, als Maria Schorlin der Jungfrau, die sie schon anzog, weil sie einen schweren Kampf im Dienste der Minne auszufechten hatte, die sie aber mit ganz besonderer Macht an sich fesselte, weil ihr Heinz es war, den sie liebte, durch die halb geöffnete Thür der Kammer des Minoriten nachschaute, um sie nicht aus den Augen zu verlieren, glaubte sie, kein Mensch auf Erden vermöge dem Zauber zu widerstehen, der von Eva ausging.

Mit dem Finger am Munde winkte sie der Mutter, und auch sie konnte nicht fortschauen von dem wunderbaren Geschöpfe, das sie bald Tochter zu nennen hoffte, als sie Eva mit gen Himmel gerichtetem Blick am Lager des Greises stehen sah und ihm, seinem Wunsche gehorsam, wie sie schon mehrmals gethan, das Lied von der Sonne, den herrlichsten Gesang des heiligen Franz, halb zusprechen, halb mit gedämpfter Stimme zusingen hörte.

Es geschah in der italienischen Sprache, in der dies Lied dem Heiligen von Assisi aus dem an Liebe zu Gott und der gesamten Kreatur so überreichen Dichterherzen geflossen; denn sie hatte im Kloster der Klarissinnen, unter denen sich mehrere Italienerinnen befanden, die aus ihrer und der Heimat des Ordens und seines

Stifters aus Italien nach Deutschland versetzt worden waren, italienisch sprechen gelernt.

Frau Wendula und ihre Tochter vermochten dem Liede gleichfalls zu folgen; denn die Mutter war in ihrer von Minnesang umklungenen Jugend, die auch sie und den verstorbenen Gemahl in den ersten Jahren ihrer Ehe mit dem Kaiser Friedrich über die Alpen geführt, der schönen Sprache des Heiligen von Assisi mächtig geworden und hatte sie die Tochter verstehen gelehrt.

Die großen Augen aufwärts gerichtet, begann Eva, als Frau Schorlin der Thüre näher trat, eben mit der zweiten Strophe:

„Gepriesen sei Gott mein Herr mit allen deinen Geschöpfen,
Vornehmlich mit unsrer edlen Schwester der Sonne,
Die den Tag wirkt und uns leuchtet durch ihr Licht,
Und sie ist schön und strahlend mit großem Glanze,
Von dir, o Herr, trägt sie das Sinnbild.

Gepriesen sei mein Herr durch unsern Bruder den Mond und die Sterne,*)
Die du hast am Himmel gebildet so schön und helle.

Gepriesen sei mein Herr durch unsern Bruder den Wind
Und durch die Luft und durch den Nebel,
Durch heitere und durch jegliche Witterung,
Durch welche du allen Geschöpfen Erhaltung schenkst.

Gepriesen sei mein Herr durch unsern Bruder das Wasser,
Das sehr nütz ist und demütig und köstlich und keusch.

*) Mit Karl von Hase weichen auch wir hier von der Schlosserschen Uebersetzung ab. Der männliche deutsche Mond muß für uns ein Bruder sein und keine Schwester. Unsere Auffassung des per in dem Verse »Laudato sia mio Signore per suor luna e per le stelle« ist auch die der Auffassung des Heiligen angemessenere. Durch (per) den Mond soll der Herr gepriesen werden, nicht um willen (per) des Mondes.

Gepriesen sei mein Herr durch unsern Bruder das Feuer,
Durch das du die Nacht erhellst,
Und es ist schön und freudig und stark und gewaltig.

Gepriesen sei mein Herr durch unsere Mutter, die Erde,
Die uns ernährt und trägt
Und mannigfache Früchte erzeugt
Und bunte Blumen und Kräuter.

Gepriesen sei mein Herr durch die, welche verzeihn
Aus Liebe zu dir, und Elend ertragen und Trübsal. —
Selig, die da bestehn werden im Frieden;
Denn von dir, o Höchster, sollen sie gekrönt werden.

Gepriesen sei mein Herr durch unsern Bruder den leiblichen Tod,
Dem kein lebender Mensch entrinnen mag;
Wehe dem, der in einer Todsünde stirbt!
Selig die, welche ruhn in deinem heiligen Willen;
Denn der zweite Tod kann ihnen nichts anthun.

Preiset und benedeiet meinen Herrn und danket ihm,
Und dienet ihm in großer Demut!"

Wie hatte derjenige Gott geliebt, der in allem, was der Höchste erzeugt, teure Geschwister sah, die er liebte und mit denen er verkehrte wie mit dem Bruder und der Schwester. Was die Liebe des himmlischen Vaters immer geschaffen: Sonne, Mond und Sterne, Wind, Wasser und Feuer, die Erde und ihre freundlichen Kinder, die bunten Blumen und Kräuter, er läßt sie, jedes für sich und alle gemeinsam, wie einen gewaltigen Chor das Lob Gottes verkünden. Selbst der Tod stimmt mit ein in den Hymnus, und all diese Söhne und Töchter desselben erhabenen Vaters rufen dem Menschen das allmächtige, gütige Walten des Herrn ins Gedächtnis. Sie helfen ihm die Herrlichkeit Gottes erkennen, füllen ihm das Herz

mit Dank und rufen ihn auf, seine Hoheit und Größe zu preisen. In dem Tode, den der Dichter gleichfalls seinen Bruder nennt, sieht er keinen grausamen Mörder, weil auch er dem Höchsten entstammt. Und: „Welcher Bruder,“ fragt der Heilige, „könnte den Bruder sicherer von Weh und Schmerz erlösen?“ Wer sich als Kind Gottes fühlt wie der liebreiche Mann von Assisi, der gestattet dem Tode dankbar, ihn der Vereinigung mit dem Vater entgegenzuführen.

Pater Benedictus war entzückt der herrlichen Dichtung gefolgt. Bei den Versen:

„Selig die, welche ruhn in deinem heiligen Willen,
Denn der zweite Tod kann ihnen nichts anthun,“

neigte er leise das Haupt, als sei er gewiß, daß auch das Ende seines Erdenwallens ihm nichts bedeute als der Anfang eines neuen glückseligen Lebens; nachdem aber Eva mit dem Befehle geschlossen, dem Herrn in großer Demut zu dienen, wandte sich sein Blick zaudernd, und als sei er seiner selbst nicht gewiß, zu Boden.

Bald aber erhob er ihn wieder und ließ ihn auf dem Mädchen ruhen. Er schien die Frage zu enthalten, ob dies herrliche Lied nicht auch seine Pflegerin demjenigen nachziehe, der es gesungen, ob sie immer noch, trotz seiner, in trauriger Verblendung auf der Weigerung bestehe, sich den Klarissinnen zuzugesellen, die der heilige Sänger auch zu den Seinen zählte. Doch er fühlte sich zu schwach, ihr auch jetzt, wie er schon oft gethan, ins Gewissen zu reden und den Entgegnungen stand zu halten, mit denen dies hochbegabte, eigenartige Geschöpf ihn bei jedem Gespräche, das seine wachsende Schwäche ihm noch mit ihr

zu führen erlaubt, bedrängt und bisweilen auch zum Schweigen gebracht hatte.

Freilich kämpften sie mit ungleichen Waffen; denn ihm lähmten Schmerz und Siechtum den scharfen Geist und die beredte, oft von schwerer Atemnot gehemmte Zunge, die ihm beide noch im Verkehr mit Heinz Schorlin so willig gehorcht. — sie kämpfte mit dem köstlichsten Sehnsuchtsziele der Jugend vor Augen, frisch und gesund an Leib und Seele, mitten im Kampf gegen Ungewißheit und Leid sich der rüstigen Vollkraft bewußt, wie gefeit durch den Talisman des letzten Geheißes von den Lippen der sterbenden Mutter, für ihr Teuerstes und Liebstes.

In einem langen, den höchsten Zielen gewidmeten Leben hatte Benedictus genug gekämpft. Schon sah er den „Bruder Tod“ auf der Schwelle, und in Frieden wollte er dahingehen und den Lohn für so viel Streit, Schmerz und Entsagung ernten. Der Herr selbst hatte ihm die Waffen zerbrochen. Der Minorit Aegidius, sein Freund und Altersgenosse, sollte bei Eva, Pater Ignatius, der beredteste unter den Ordensbrüdern in Nürnberg, bei Heinz Schorlin das Werk fortsetzen, das er, Benedictus, begonnen. Jenen hatte er dem Ritter nachsenden lassen und erfahren, daß Ignatius sich zu Heinz gesellt habe. Hatte er selbst auch aus der Schlachtreihe treten müssen, war er doch sicher, daß seine Stelle nicht leer blieb.

Das Lied hatte ihn in die rechte Stimmung versetzt, Abschied von den Brüdern zu nehmen, deren Ankunft Schwester Hildegard soeben gemeldet.

Seit gestern sah er den Heiland fortwährend vor dem inneren Auge. Bald meinte er zu gewahren, daß er ihm

winke, bald daß er ihm die Arme entgegenbreite, bald auch war es ihm, als vernehme er seine Stimme oder die des heiligen Franz, und als lüden ihn beide in ihre Nähe.

Heute — der Arzt hatte es bekannt, und er fühlte es selbst an der fieberheißen Stirn, an dem stockenden Herzschlag und dem Frost in den kalten, vielleicht jetzt schon erstorbenen Füßen — durfte er erwarten, den Staub der Welt zu verlassen und sie, nach denen er sich sehnte, in reinerem Lichte von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

Nur von den Brüdern umgeben, die den gleichen Kampf mit ihm kämpften, durch nichts an die Welt gemahnt, wie im Vorhofe des Himmels, wollte er das Ende erwarten.

Eva, das schöne und dazu widerspenstige Weib, gehörte zu den letzten, die er, während er den Schritt in die andere Welt that, gern in seiner Nähe gesehen hätte.

Das Reden ward ihm sauer. Eine kurze Mahnung, der irdischen Liebe abzusagen, um der himmlischen teilhaftig zu werden, deren reiche Wonnen er heute noch zu kosten hoffe, war der Abschiedsgruß, den er Eva gönnte. Als sie ihm die Hand zu küssen wünschte, entzog er sie ihr so schnell, wie seine Schwäche es zuließ.

Da trat sie von ihm zurück, und Pater Aegidius führte die Ordensbrüder aus Nürnberg in das Gemach.

Inzwischen war es dunkel geworden, die Beghine Paulina brachte einen Doppelleuchter mit brennenden Kerzen. Eva nahm ihn ihr aus der Hand und stellte ihn so auf, daß das Licht ihren Pflegbefohlenen nicht blende; er aber nahm sie wahr und gebot ihr, indem er mit ge-

furchter Stirn auf die Thür hinwies, das Gemach zu verlassen.

Willig leistete sie Gehorsam.

Als sie an den Brüdern vorbeigeschritten war, blieb sie indes, bevor sie in den Hausflur trat, auf der Schwelle stehen und blickte dem Greise noch einmal in die edlen, bleichen Züge, die das Kerzenlicht streifte.

So hatte sie ihn noch nie gesehen.

Strahlend vor Freude schaute er den Brüdern entgegen, die ihm beim Aufbruch den Wandersegen mit auf den Weg geben wollten. Dann richtete er das dunkle Auge wie verklärt und als danke er dem Himmel für so viel Gnade, nach oben; die anderen Minoriten aber ließen sich neben dem Lager auf das Knie nieder und beteten mit ihm.

Wie liebreich der Greis einem jeden ins Antlitz schaute!

Mit solchem Blick hatte er sie niemals beglückt.

Die Pflege keines andern war auch nur von fern so schwer und oft so schmerzlich wie die seine gewesen.

Anfänglich hatte er sich ihr geradezu feindlich erwiesen und Schwester Hildegard sogar um eine andere Wärterin gebeten. Doch es war keine passende Stellvertreterin für Eva zu finden gewesen. Da hatte er dringend gewünscht, nach Nürnberg zu den Franziskanern übergeführt zu werden; das aber war nicht angegangen, weil es sein Ende beschleunigt hätte. So mußte er denn bleiben, und Eva fühlte, daß es nicht zuletzt ihre Anwesenheit sei, die ihm den Aufenthalt im Siechenhause verleidete.

Weil ihm aber das alte Auge den Dienst versagte, und er es liebte, sich aus dem Evangelienbuche, das er bei sich führte, oder aus manchen früheren Aufzeichnungen

von seiner eigenen Hand, die auch einige der Dichtungen des heiligen Franz enthielten, vorlesen zu lassen, und niemand anders im Hause fähig gewesen wäre, ihm diesen Dienst zu leisten, verlangte er endlich ausdrücklich, sie als Pflegerin zu behalten.

Seine wunden Füße und die von harten Geißelungen stammenden tiefen Narben am Rücken, die sich neu geöffnet hatten, nach der Vorschrift des Arztes zu salben und zu verbinden, war um so schwerer, mit je deutlicherem Widerwillen er sich von ihr berühren ließ, weil sie — er hatte es ihr selbst bekannt — weil sie ein Weib war. Leicht hatte sie es gewiß nicht gehabt, wach zu bleiben und ihm ein freundliches Gesicht zu zeigen, wenn er sie, der der Tag so schwere Arbeit brachte, nach Mitternacht geweckt und genötigt hatte, ihr bis zum Grauen des Morgens vorzulesen. Am schwersten erträglich waren Eva die bitteren Worte erschienen, mit denen er sie kränkte, und die besonders scharf und feindselig klangen, wenn er ihr vorwarf, zwischen Heinz Schorlin und das ewige Heil getreten zu sein, nach dem der Ritter schon so eifrig getrachtet. Wie ein Künstler dem Frevler, der eins seiner Meisterwerke zerstörte, schien er ihr zu grollen.

Oft verriet auch ein hingeworfenes Wort, daß er es dem Himmel verarge, ihn verhindert zu haben, den Kampf um die Seele Heinz Schorlins, den er doch in seinem Namen begonnen, zum Siege zu führen. Freilich war solchem Murren stets tiefe Reue gefolgt. In jeder Stimmung aber blieb er bestrebt, Eva zu bewegen, der Welt zu entsagen.

Wenn sie dann bekannte, was sie davon zurückhielt, suchte er sie zuerst mit Gegengründen zu widerlegen;

gewöhnlich aber versagte ihm nur zu bald die Kraft, den Gedankenaustausch fortzusetzen. Dann beschränkte er sich darauf, ihren widerspenstigen Geist und ihren weltlichen Sinn mit harten Worten zu tadeln und sie mit der Strafe des Himmels zu bedrohen.

Einmal, nachdem sie ihm, wie vorhin, das Lied von der Sonne vorgetragen, hatte er sie gefragt, ob sie auch fühle, daß nur der Friede des Klosters die Möglichkeit gewähre, die Größe und Liebe des Höchsten so warm und voll zu empfinden, wie dieser erhabene Gesang es zu thun befehle.

Da hatte sie Mut gefaßt und ihn des Gegenteils versichert. Sie sei nur ein einfältiges Mädchen, doch sie, die ja oft ein Gast ihrer Muhme, der Aebtissin, gewesen, empfinde die Größe und Herrlichkeit Gottes so viel tiefer in der Welt und bei der Erfüllung gerade der schwersten Pflichten, die das Leben ihr auferlegte, als bei den Klarissinnen, wie Wald und Feld größer wären als das Gärtlein des Klosters.

Da war der Greis aufgefahren, hatte sie eine verblendete Thörin gescholten und sie gefragt, ob sie nicht wisse, daß die Welt endlich und begrenzt, was aber das Kloster umschließe, ewig sei und ohne Grenzen.

Ein anderesmal hatte er ihr mit solcher Härte weh gethan, daß es ihr unmöglich gewesen war, den Thränen zu wehren. Kaum aber hatte er dies bemerkt, als er seine Strenge bereute. Nichts als Liebe sollte ihm dicht vor der Vereinigung mit demjenigen, den er eben noch die Liebe selbst genannt hatte, das Herz bewegen, und mit dringlich zärtlichen Bitten war er darum in Eva gedrungen, ihm zu vergeben, wenn er sie mit dem Tadel,

der ja auch ein Liebeswerk sei, gekränkt hätte. Bis ans Ende jenes Tages war er ihr dann mit herzlicher, beinah demütiger Güte begegnet.

Das alles kam Eva in den Sinn, während sie den greisen Pflegling verließ.

Er stand an der Schwelle des Jenseits, und es fiel ihr leicht, seiner freundlich zu gedenken, so tief er sie auch oftmals verwundet. Ja, das Herz hob sich ihr in dankbarer Freude, weil sie so geduldig bei ihm ausgeharrt und sich durch nichts von der schweren Pflicht hatte abwenden lassen, die sie mit der Pflege des ihr abholden Greises auf sich genommen.

Auch in die Kammer Biberlis war Licht gebracht worden. Als Eva sie mit glühenden Wangen betrat, fand sie die Schwäbinnen noch immer am Lager des Dieners. Die Thür, die ins Gemach des sterbenden Greises führte, war längst wieder geschlossen, doch drang der Gesang frommer Litaneien in das Nebenzimmer.

Frau Schorlin sah ihr teilnahmsvoll an, wie tief sie bewegt war, und forderte sie auf, sich an ihrer Seite niederzulassen. Maria räumte ihr diensteifrig ihren bescheidenen Sessel ein; Eva aber weigerte sich, ihn zu benutzen, weil sie bald in die Stadt zurückreiten müsse. Dabei griff sie sich an die brennende Stirn und seufzte auf: „Jetzt, jetzt, — nach solcher Stunde, zu Hofe!“

Da drang Frau Wendula in sie, sich nur noch kurze Zeit Erholung zu gönnen, und das geschah mit so gütiger mütterlicher Sorge, daß sie nachgab.

Die Mitteilung der Matrone, auch sie sei aufgefordert worden, beim Empfang heute abend in der kaiserlichen Burg zu erscheinen, veranlaßte Eva zu der dringenden

Bitte, um ihretwillen dieser Ladung zu folgen, und die Schwäbin versprach, falls sich kein Hindernis einstellte, ihr den Willen zu thun. Jedenfalls wollten sie den Ritt in die Stadt gemeinsam unternehmen.

Biberlis erstaunte Frage, was Eva auf die Veste führe, beantwortete sie ausweichend und war froh, als der Gesang in der Nebenkammer die Schwäbin veranlaßte, sie zu fragen, ob es wahr sei, daß der Herr ihres genesenden Freundes dort auf dem Lager, der sich dem mönchischen Leben zu widmen gedenke, dem Orden des Minoriten, den sie eben verlassen, beizutreten und ein Bettelmönch zu werden gedenke. Als Eva dies bejahte, bemerkte die Matrone, nur selten hätten sich Brüder dieser Brüderschaft auf ihre Burg verirrt; Biberli aber versicherte, es wären stille, fromme Leute, die, zufrieden mit dem Erbettelten, predigten und andere geistliche Obliegenheiten verrichteten. Sie ergänzten sich mehr aus dem Volke als aus den vornehmen Ständen. Viele gesellten sich indes zu ihnen, um, arbeitsscheu und von der Gabenfreude anderer genährt, ein müßiges Leben zu führen.

Dagegen erhob Eva lebhaften Einspruch. Wahre Frömmigkeit, behauptete sie, sei in den Orden des heiligen Franz am sichersten zu finden. Dann pries sie die Person ihres Stifters mit warmer Begeisterung und versicherte, der Heilige von Assisi hätte im Gegenteil die Seinen zur Arbeit angehalten. Einer seiner Lieblingsjünger war zum Beispiel bereit gewesen, die Nüsse von dem morschen Aste eines Nußbaumes, auf den niemand sich wagte, zu schütteln, wenn man ihm die Hälfte der Ernte überließe. Das sei ihm bewilligt worden; er aber hätte seine braune, weite Kutte zum Sacke

gemacht, sie mit Nüssen gefüllt und diese an die Armen verteilt.

Das gefiel der Mutter und Tochter; als jene aber bemerkte, Arbeit dieser Art scheine ihr zu leicht für einen jungen, edlen und kraftvollen Ritter, stimmte Eva ihr bei, doch fügte sie hinzu, der Heilige verlange freilich auch eine Thätigkeit, bei der die Hände zwar müßig blieben, doch der Seele auch des Stärksten gar Schweres zugemutet würde; Franz selber habe das Beispiel gegeben, dies heitern Sinnes und gern zu verrichten.

Während sie diese Auskunft erteilte, erhob Eva sich wieder; denn Schwester Hildegard hatte gemeldet, daß ihr Zelter und die Rosse der fremden Gäste vorgeführt worden wären.

Endlich verhieß Eva, gemeinsam mit den „Schwäbinnen“ in den Sattel zu steigen, sagte Biberli, der ihr befremdet, doch mit der stillen Vermutung, dieser Gang zum Kaiser gelte ihm, nachblickte, Lebewohl und trat dann in den Hausflur, wo Schwester Hildegard ihr mitteilte, Pater Benedictus sei soeben verschieden.

Der Gesang der Mönche an seinem Sterbelager dauerte fort; Bruder Aegidius, der Freund und Altersgenosse des Verschiedenen, hatte sich indes von den anderen getrennt und trat Eva entgegen.

Tief ergriffen und mit mühsam unterdrücktem Schluchzen that er ihr kund, die Sehnsucht des heiligen Greises habe sich erfüllt, und sein Heiland ihn zu sich gerufen. So zu sterben wiege das viele reichlich auf, dem er hienieden in einem langen Leben so willig entsagt. Wenn Eva seinem Tode beigewohnt hätte, wäre sie gewahr geworden, wie zutreffend das Wort, daß das Leben des

Mönches bitter, sein Tod aber süß sei. So zu enden, würde nur denen beschieden, die die Welt hinter sich geworfen. Das möge sie noch einmal bedenken, bevor sie der ewigen Glückseligkeit entsage, nach der sie früher so frommen Sinnes getrachtet.

Da hatte Eva nur versichert, wie leid auch ihr der Hingang seines Freundes thue. Während sie dann aber in das Dunkel hinaustrat, dachte sie bei sich: Gewiß ist der fromme Bruder eines schönen und seligen Todes gestorben; doch wie sanft und wie sicher der Gnade ihres Erlösers schlummerte auch die Mutter hinüber, die doch zeitlebens und auch noch auf dem Sterbebette mitten in der Welt weilte. Und dann! Während Pater Benedictus die Augen schloß, was anderes lag ihm wohl am Herzen als das eigene ewige Heil; die Mutter aber vergaß sich selbst und dachte nur an andere, an uns, die sie liebte, während der Heiland sie zu sich rief. Schon brachen ihr die Augen und stockte ihr die Zunge, als sie mir noch das Wort zurief, das mich bis hieher wie ein Wegweiser führte. Heiß brennt das Schmiedefeuer des Lebens, aber wenn die Vorsätze, die ich im Walde faßte, nachdem ich die Blumen für sie gepflückt und als ich Heinz auf den Knieen sah im Gebete, nicht ganz vergebens blieben und aus dem launenhaften, selbstsüchtigen Kinde ein Weib ward, das auch anderen etwas sein kann, so dank' ich es ihm.

Wenn Heinz jetzt kommt und noch meiner begehrt, getrost darf ich ihm, denk' ich, dann sagen: „Da bin ich! Beide haben wir nach der himmlischen Liebe gerungen und ihre herrliche Schönheit erkannt. Glückt es uns später Hand in Hand sie in die irdische zu verflechten, warum sollte es dem Heiland nicht genehm sein?

Trägt mir Heinz aber seine Minne entgegen, so will ich sie als ‚Schwester Minne‘ begrüßen und sie soll mich wahrlich nicht mit leiserer Stimme aufrufen, den Vater, dem sie entstammt und der sie mir vergönnte, zu preisen als Sonne, Mond und Sterne, als Feuer und Wasser.“

Damit trat sie hinaus, und nachdem sie erfahren, daß das Schultheißenpaar noch nicht zurück sei, trabte sie mit den Schwäbinnen der Stadt entgegen.

Um nicht ganz Nürnberg durchschneiden zu müssen, führte Eva die Fremden um die Festungswerke herum. Ihr Ziel war beinahe das gleiche, und sie wählten das Tiergärtnerthor, das im Nordwesten der Stadt unter dem Burgberge gelegen war, um in sie einzureiten, während der Weg nach Schweinau sonst durch das Spitalthor führte.

Unterwegs ließ Frau Wendula sich viel von Eva erzählen. Sie mußte ihr den Vater schildern und die verstorbene Mutter; ihre Tochter Maria verlangte dagegen am meisten von ihrer Schwester Els zu vernehmen, die ja, wie sie von Biberli gehört, das zweite schöne E war.

Eva redete gern von den Ihren, doch sie verhielt sich kleinlaut und sprach nur, wenn sie gefragt wurde; denn der Tod des Minoriten hatte sie ergriffen, und das Herz schlug ihr bang, wenn sie des Augenblicks gedachte, an dem sie unter die Höflinge und dem Kaiser entgegentreten sollte.

War nun ihr Gang vergebens gewesen?

Wenn der arme Biberli dennoch seine standhafte Treue mit dem Leben bezahlen sollte!

Wie weh das ihr thun und wie schwer es seinem Herrn die Seele belasten würde, mit dem Eintreten für ihn gesäumt zu haben!

Erst als Frau Schorlin sie frug, bekannte Eva, was sie bedrückte und mit wie großer Angst sie das Wagnis erfüllte, das sie, ganz auf sich gestellt, unternahm.

Vor dem Tiergärtnerthore mußten sie warten; denn es war eben einem Frachtwagenzuge aufgethan worden.

Während Eva mit der Burg vor Augen auf der Landstraße hielt, seufzte sie beklommenen Herzens auf: „Was Kaiser Rudolf dem Gemahl der hohen Schwester, dem mächtigen Herrn Burggrafen, dem er so Großes verdankt, versagte, wie wird er es mir, einer geringen Magd, bewilligen? O, wenn er mich nun hart anläßt und mich an das Spinnrad verweist!"

Da fühlte sie, wie der Arm der würdigen Frau, die an ihrer Seite hielt, sich ihr um die Schulter legte und hörte sie sagen: „Nur getrost, mein liebes Mädchen, Der Segen einer Frau, die es gut mit Dir meint wie mit der leiblichen Tochter, geht mit Dir, und auch kein Kaiser weist Dich unhold zurück, Du liebreizendes, vielgetreues, barmherziges Kind."

Wie wenn die teure Frau, die der Tod ihr entrissen, ihr Mut zugesprochen hätte, ging Eva bei diesen Worten der wohlmeinenden Fremden das Herz auf, und aus der innersten Tiefe der Brust rang sich ihr der Ruf: „O, wie ich Euch danke!"

Dann drängte sie den gelenken Zelter noch dichter an das Roß der Matrone, um ihr die Linke zu küssen, mit der sie die Zügel hielt; Frau Wendula aber duldete es nicht, sondern zog sie zu sich heran und rief: „Deine Lippen, Du Liebe", und als ihr roter Mund sich mit dem der gütigen Dame vereinte, wurde ihr so wohl, als besiegelte dieser Kuß eine alte treue Freundschaft.

Damit aber sollte es noch nicht genug sein; denn auch die junge Schwäbin verlangte, ihr zu zeigen, wie lieb sie sie gewonnen und bat sich auch einen Kuß aus.

Ohne es zu ahnen, hatte Eva mitten auf dem Wege zu einem beängstigenden Wagnis die Bestätigung erhalten, daß diejenigen, die dem Geliebten die Teuersten waren, sie als neues Mitglied ihres Hauses von ganzem Herzen willkommen hießen.

Jenseits des Thores mußte Eva sich von den Schwäbinnen trennen.

Frau Wendula sagte ihr mit einem innigen „auf Wiedersehen!“ Lebewohl und verhieß ihr bestimmt, beim Empfang auf der Burg zu erscheinen.

Da atmete Eva erleichtert auf.

Daß gerade diese Frau, zu der sie schnell so tiefes Zutrauen gefaßt, ihrem schweren Wagnis beiwohnen sollte, erschien ihr wie ein gutes Vorzeichen für das Gelingen. Wie ein Heerführer, der mit wenigen Fähnlein ins Feld zieht und zu dem die Streitmacht eines sicheren Freundes unerwartet stößt, war ihr zu Mute.



Siebenzehntes Kapitel.



Als der Berner Arnold Eva aus dem Sattel half, strahlte ihr von der kaiserlichen Burg her heller Lichtglanz entgegen.

Das Gastmahl sollte eben beginnen.

Frau Gertrud hatte sich mehr als einer guten Kunde zu entledigen, während sie die Hände für Eva regte. Unter den Gästen des Herrschers befand sich der Ohm Schultheiß, der den Kaiser zu den Zeidlern begleitet hatte und mit seiner Hausfrau, die sie da oben finden sollte, zur Tafel geladen worden war. Und dann — das erzählte sie als das Beste zuletzt — ihr Vater, Herr Ernst Ortlieb, war aus Ulm und Augsburg heimgekehrt und hatte sich vor kurzem auf der Veste eingestellt, um die Jungfrau Els mit gnädiger Erlaubnis des Herrn Burggrafen in den Versleck ihres Bräutigams zu führen. Frau Gertrud hatte ihnen geleuchtet, und für solch ein Sichwiederfinden ließ sich schon eine lange Trennung ertragen.

Damit Eva auch noch etliche Augenblicke für die Schwester und Wolff übrig behalte, mußte die frühere Gürtelmagd sich schon tummeln; und doch hätte sie sich gern noch eine gute Weile des herrlichen langen und

vollen Blondhaares gefreut, das sie mit immer neuem Vergnügen strählte, damit es der Jungfrau in schönen Wellen über den herrlichen Florentiner Stoff des schlichten weißen Trauergewandes fließe.

Die Schweizerin hatte auch für weiße Rosen aus den burggräflichen Gärten gesorgt, um sie Eva an dem eckigen Ausschnitt an der Brust zu befestigen. Dies wurde ihr auch gestattet; doch ihr Wunsch, das Haupt des Mädchens wie die Mode es zuließ, mit Rosen zu umkränzen, kam nicht zur Erfüllung, weil Eva es schicklicher fand, ungeschmückt, und nicht wie zu einem Feste geputzt, als Bittstellerin vor den Kaiser zu treten. Das leuchtete der am Hofe erwachsenen Frau auch ein, und endlich freute es sie, nicht auf ihrem Verlangen bestanden zu haben; denn Eva bot, wie sie aus ihren Händen hervorging, einen so bezaubernd holdseligen und dabei so sittig bescheidenen Anblick, daß nichts entfernt oder — wäre es auch der frische Rosenkranz gewesen — hinzugefügt werden konnte, ohne dem vollendeten Gelingen ihres Meisterwerkes Eintrag zu thun.

Die Rufe der Bewunderung, mit der die geschickte Frau selbst, ihr Töchterlein, die Magd, sowie die Gevatterin, die sie aufgefordert hatte, sich wie von ungefähr als Zuschauerin bei ihr einzustellen, mußte Eva, weil die Zeit drängte, bald unterbrechen.

Während sie Frau Gertrud dann durch verschiedene Gänge und Gemächer folgte, dachte sie der Stunde vor dem Tanz auf dem Rathaus im elterlichen Hause, und es war ihr, als läge zwischen damals und jetzt nicht nur eine Reihe von Tagen, sondern ein ganzes Leben.

Wie eine andere, der Eva von damals in den meisten Stücken entgegengesetzte, kam sie sich vor.

Vor dem Tanze war sie heimlich des Beifalls froh gewesen, den ihr Anblick wachgerufen hatte; diesmal ließ er sie gleichgiltig, ja, je lebhafter die Umstehenden ihr Entzücken äußerten, je mehr that es ihr leid, den einzigen, dem sie zu gefallen begehrte, nicht an Stelle der Anwesenden zu sehen.

Wie leicht war es gewesen, sich zum Tanze führen zu lassen, und ein wie schwerer Gang stand ihr jetzt bevor! Das Herz zog sich ihr zusammen bei der Frage, die der Lichterglanz, der aus den Fenstern der Reichsburg in die Nacht hinein leuchtete, in ihr wachrief, ob der Geliebte ihr diesmal nicht ausweichen würde, wenn er sie unter den Gästen da oben — ach, wäre es möglich gewesen! — träfe, ob ihm der beredte Pater Ignatius, der ihm gefolgt war, nicht schon ein Gelübde abgenommen, das ihn zwang, sich von ihr zu wenden und seine ganze Willenskraft aufzubieten, um sie zu vergessen.

Aber nein! So wenig, wie sie der ihren, konnte er seiner Minne abgesagt haben. Von solchen schrecklichen Gedanken wollte, durfte sie sich gerade jetzt nicht ängstigen lassen!

Heinz weilte ja auch fern von hier, und das Schicksal ihrer Minne sollte sich später entscheiden. Was sie hieher führte, war etwas anderes, und die Ueberzeugung, daß es gut und recht war und sicher seiner Billigung, verscheuchte das Weh, das sie ergriffen, und hob ihr den Mut.

Unsagbar Schweres lag hinter ihr, und Schwereres war vielleicht noch zu überwinden. Aber sie brauchte sich

nicht mehr davor zu fürchten; fühlte sie doch, daß die Kraft, die, nachdem sie sich ihrer Liebe bewußt geworden, in ihr erwacht war, in ihr fortwirkte, aus ihr heraus handelte und sie fähig machte, Dinge zu bewältigen, von denen sie glauben mußte, sie selbst sei zu schwach, sie zu heben und zum Ziele zu führen. Wie befreit fühlte sie sich von dem früheren Schwanken und Schweben, und wie schon vorhin in dem bescheidenen Beghinenhause, so fühlte sie auch hier in der stolzen Burg, daß sie in Leid und schwerer Not gelernt hatte, ihren Platz im Leben mit eigener Kraft zu behaupten. Der Vater, dem sie sogleich begegnen sollte, würde sie äußerlich wenig verändert finden; wenn er aber wahrgenommen hatte, welche Wandlung das innere Wesen seiner hilfsbedürftigen „kleinen Heiligen" erfahren, würde es ihn doch freuen, von ihr zu hören, wie wunderbar das letzte weissagende Wort der Mutter an ihr in Erfüllung gegangen.

Für jeden Kampf gestählt, ging sie aus dem Schmiedefeuer des Lebens hervor, und doch hatten diejenigen unrecht, die da meinten, sie habe es, trotzend auf die eigene, neu gewonnene Kraft, verlernt, nach oben zu schauen. Im Gegenteil! Niemals hatte sie sich ihrem Gotte, dem Heiland und der gnadenreichen Jungfrau näher gefühlt. Ohne sie konnte ihr nichts gelingen, und erst jetzt hatte sie Aufgaben zu erfüllen unternommen und galt es Ziele zu erreichen, die würdig waren, sie um ihren Beistand zu bitten. Erst die Minne hatte sie gelehrt, auch im weltlichen Leben sich treu zu erweisen, und „besser" sagte sie sich, so viel besser kann ich noch werden; aber fester Treue halten gewiß nicht.

Wolffs Versteck war ein großes, luftiges Gemach,

das in das Fränkische Land mit seinen Wiesen, Feldern und Wäldern hinausschaute. Jetzt fand sie dort beim Lichte hellbrennender Kienspäne den Vater, die Schwester und den Schwager beisammen.

Das Wiedersehen mit all diesen geliebten, nach langer Trennung wieder vereinten Menschen gestaltete sich indes mehr wehmütig als froh. Els war wirklich entschlossen gewesen, den Eysvogelhof zu verlassen; doch hatte sie die Muhme Christine schon mit dem frohen Rufe empfangen: „Ich bleibe! Wolffs Vater und ich sind gute Freunde geworden.“

Herr Kaspar hatte sie in der That vor wenigen Stunden gütig und dankbar angeschaut und sie, als sie ihm zu erkennen gab, wie glücklich sie dies mache, mit gebrochener Stimme innig gebeten, ihn nicht zu verlassen. Als sein guter Engel habe sie sich erwiesen, und ihr Anblick sei das einzige Licht in seinem verdunkelten Leben. Da hatte sie ihm denn froh zu bleiben verheißen und gedachte auch, Wort zu halten. Nur auf kurze Zeit war sie dem unerwartet heimgekehrten Vater hieher gefolgt, weil sie der Nonne, die die Wartung des Gelähmten mit ihr teilte, vertrauen durfte und er seine Pfleger bei Nacht nur selten erkannte.

Wie lange war Els von dem Geliebten getrennt gewesen! Als Eva die Wiedervereinten begrüßte, hatten sie vor einander schon ausgeschüttet, was sie an den Rand des Verzagens geführt, und was ihnen jetzt wieder gestattete, mit frisch ergrünender Hoffnung neuem Glück entgegenzuschauen.

Sich zu beeilen war Eva geboten. Dennoch fanden die Schwestern Zeit, sich mancherlei schnell zu vertrauen,

wenn der Vater sie auch anfänglich oft unterbrach, indem er sich dem Vorhaben der jüngeren Tochter, dem Kaiser als Bittende zu nahen, widersetzte.

Das Mädchen, dessen Wünsche er noch vor kurzem wie die eines Kindes, je nach der Stimmung des Augenblicks, abgelehnt oder erfüllt, hatte indes auch in seinen Augen ein so wohlbegründetes Recht auf Hochschätzung gewonnen, in ihrer sittig bescheidenen Weise trat ihm eine so zielbewußte Bestimmtheit entgegen, das Schicksal Biberlis ging ihm selbst so nahe, und die Aussicht, seine Töchter vor Gericht gezogen zu sehen, war ihm so peinlich, daß er Evas Gründe gelten und sie mit guten Wünschen den schweren Gang antreten ließ.

Els hatte von der mütterlichen Weise gelassen, ja die Schwester wie die ihr Ueberlegene empfangen. Auch dem Bräutigam begann sie ihr Walten im Siechenhause mit so lebhaften Farben zu schildern, daß Eva ihr den Mund zuhielt und mit dem Rufe: „Bestehst Du darauf, daß wir die Plätze wechseln, so stellen wir uns in Zukunft Schulter an Schulter dicht neben einander! Auf Wiedersehen nach der Schlacht!“ dem Zimmer enteilte.

Sie hätte den Ihren in keinem Falle viel mehr Zeit widmen dürfen; denn die Ehrendame der Frau Burggräfin, die sie zum Empfange führen sollte, wartete ihrer schon mit einiger Ungeduld bei den Schweizern und führte sie ungesäumt in die Reichsburg.

In dem weiten Raume, der dort an den Speisesaal stieß, galt es warten.

Die Zuversicht, die Eva während des Ganges zu den Ihren zurückgewonnen, schwand in der Nähe der Majestät und bei der Feierlichkeit des Empfanges, die hier jedem

Eintretenden gezollt ward, nur zu bald. Jetzt erst begriff sie, bang und bänger schlagenden Herzens, einen wie ernsten Schritt sie gethan; ja es bedurfte einiger Zeit, bis es ihr gelang, sich so weit zu sammeln, daß sie auf das Klirren der metallenen Gefäße und die tiefe Stimme des Kaisers, die manchmal das leisere Gespräch der Gäste übertönte, zu achten vermochte. Ueberall machte sich die Ehrfurcht vor der Majestät bemerkbar.

Wie viel weniger geräuschvoll ging es auch bei diesem Mahle her als an der Tafel der Fürsten und Edlen; wußten doch die Gäste, daß Kaiser Rudolf dem lärmenden Wesen des deutschen Adels abhold. Dazu gebot auch die Trauer des Herrschers, der Heiterkeit und dem Uebermut Zügel anzulegen. Unaufgefordert vermied Herr und Dame überlautes Gelächter, obwohl der Kaiser die Heiterkeit liebte und wie heldenhaft er auch den tiefen Kummer der eigenen Seele verbarg.

Als der Truchseß der Ehrendame, die Eva hieher geführt hatte, meldete, der Nachtisch würde aufgetragen, glaubte diese, jetzt sei der gefürchtete Augenblick nahe, in dem sie dem Kaiser zugeführt werden sollte, doch Viertelstunde auf Viertelstunde verging, und immer noch hörte sie das Klirren des Metalles und die Stimmen der Gäste, die nun lauter zu werden begannen, und aus denen ihr bisweilen auch die schnarrende Stimme des Schalksnarren Eyebolt und die hohe Gräfin Cordulas entgegenscholl.

Im Schneckengange schlich die Zeit ihr dahin, und schon meinte sie, ihr Herz könnte das heftige Pochen nicht mehr lange ertragen, als endlich, endlich die schweren Eichenstühle auf dem Gestein des Estrichs geräuschvoll von der Tafel im Speisesaal abgerückt wurden.

Von dem Altane des Empfangssaales aus hallte eine Fanfare mit lautem Geschmetter von den Bogen des hohen gewölbten Raumes wider, und der Kaiser überschritt, den anderen voran, und von einigen Würdenträgern, dem Schalksnarren und etlichen Pagen begleitet, die Schwelle.

Seine hohe Schwester, die Frau Burggräfin Elisabeth, hing an seinem Arme. Ihnen folgte im leuchtenden Gewande der Kardinäle der päpstliche Abgesandte Doria, der die Herzogin Agnes, das böhmische Königskind, führte, sie aber in der Empfangshalle freigab. — Unter manchen Fürsten und Großen dieser Welt und der Kirche erschien auch Graf Montfort mit seiner Tochter, der alte erste Losunger der Stadt, Berthold Vorchtel, sowie der Ohm Schultheiß mit seiner Hausfrau.

Aus einer andern Thür traten zu gleicher Zeit auch mehrere Gäste aus der Stadt, und unter ihnen in vornehmem Feststaat Evas neue schwäbische Freundinnen. Wie gern wäre sie ihnen entgegen geeilt, doch ein schon ergrauter Herr von stattlicher Körperfülle, dem die pelzbesetzte Schaube bis an die Knöchel reichte, der Ritter Arnold Maier von Silenen, führte sie zu einer weit von ihrem Platze entfernten Stelle des Saales.

Dafür trat Graf Montfort mit Cordula in ihre Nähe; doch sie zu begrüßen, ging gleichfalls nicht an. Wo jeder hier stand — sie fühlte es — war es ihm zu bleiben geboten. Und der Zwang verstärkte sich, als Herzogin Agnes, diesem einen Gruß, jenem ein kurzes Wort schenkend, näher und näher kam und endlich bei dem Grafen Montfort stehen blieb.

Ehrfurchtsvoll trat der alte Weidmann dem böhmischen

Königskinde entgegen, und Eva hörte, wie die vierzehnjährige Ehefrau ihn frug: „Nun, Graf, wie steht es mit Eurem Wunsche, den rechten Gemahl für die widerspenstige Tochter zu finden?“

„Natürlich mußte er sich erfüllen, Frau Herzogin, weil Eure Hoheit ihn zu billigen geruhten,“ versetzte jener mit der Hand auf dem Herzen.

„Und darf man wissen?“ erkundigte sie sich weiter, während ihr dunkles Auge hell aufblitzte und lichtes Rot über ihr leicht gebräuntes Kinderantlitz flog, in sichtlicher Spannung.

„Ritterpflicht und väterliche Schwäche,“ lautete die Antwort, „versiegeln mir leider noch die Lippen. Eure Hoheit wissen am besten, daß der Wunsch einer Dame — und wäre sie auch das eigene Kind — Befehl ist.“

„Man rühmt Euch als gehorsamen Vater,“ entgegnete die Böhmin mit einem leichten Achselzucken. „Doch braucht Ihr wohl kaum zu verschweigen, ob der Glückliche, der so vielen voran von der anziehenden Jägerin auf mancherlei Wildpret nicht nur ermuntert, sondern diesmal auch erhört ward, sich unter unseren Gästen befindet?“

„Dies Glück ist ihm leider nicht vergönnt, Hoheit,“ versetzte der Graf; Cordula aber, die Eva bemerkt und die letzten Worte der Herzogin vernommen hatte, trat der hohen Widersacherin entgegen und sagte mit einer tiefen, ehrfurchtsvollen Verneigung: „Fern von hier, Hoheit, und unter Gefahr und Entbehrung muß ich Aermste ihn mir noch dazu denken. Statt Damen die Herzen, bricht er ritterlichen Räubern und Verletzern des Landfriedens die Burgen.“

Da biß die Herzogin sich in stiller Empörung mit

den weißen Kinderzähnen in die zuckende Lippe und schickte sich eben zu einer Antwort an, die Cordula schwerlich geschmeichelt hätte, als der Kaiser, den seine vornehmen Begleiter sämtlich verlassen hatten, mit der Frau Burggräfin am Arme, auf Eva zutrat.

Sie nahm es nicht wahr; denn sie suchte vergebens die Rede der Gräfin, die sie mit angehört hatte, zu deuten. Freilich wußte sie nicht, daß Cordula, als kein Bote dem unglücklichen Biberli, dessen Schicksal sie mit aufrichtiger Teilnahme erfüllte, die Fürsprache Heinz Schorlins bringen wollte, dem eigenen Bräutigam befohlen hatte, sein Roß tot zu reiten, um dem Herrn des schwer gefährdeten Gefolterten zu melden, was seinen treuen Diener bedrohte, und ihn in ihrem Namen zu erinnern, daß Dankbarkeit zu den Tugenden eines echten Ritters gehöre, auch wenn es sich nur darum handle, sich einem Herrenknecht erkenntlich zu erweisen. Und Boemund Altrosen hatte Gehorsam geleistet und mußte Heinz längst erreicht und ihm wohl auch geholfen haben, die Siebenburgs und ihren Anhang zu Paaren zu treiben. Cordula aber las in dem Kinderherzen der jungen Böhmin, und es gereichte ihr zu besonderem Vergnügen, ihr in der Fehde, die sie gegen einander führten, soeben einen tüchtigen Schlag versetzt zu haben, der vielleicht auch einem andern Zwecke förderlich sein konnte.

Der Schreck und die Verwirrung, in die die Antwort der Gräfin Eva versetzt hatte, hoben den Zauber ihrer anmutigen Erscheinung.

Hatte sie denn recht gehört?

Konnte Heinz sich wirklich um die Gräfin bewerben und von ihr erhört worden sein?

Gewiß, ganz gewiß nicht!

Solcher Falschheit, solchen Treubruchs war keines von diesen beiden fähig. Trotz des Zeugnisses der eigenen Ohren wollte, durfte sie es nicht glauben.

Als sie aber endlich die hohe Gestalt des Kaisers vor sich sah, als er mit einem väterlich freundlichen Blicke zu ihr niederschaute, erwiderte sie ihn mit den großen blauen Augen, die bittend und dabei so vertrauensvoll zu ihm aufsahen, als wollten sie ihn erinnern, daß es, wenn er nur wollte, seiner Allmacht möglich sei, alles, was sie ängstigte und bedrängte, zum Besten zu wenden.

Und der feuchte und doch sonnige Blick dieser unwiderstehlichen Augen drang dem Kaiser in die Seele, und im stillen stellte er sich vor, wie dies liebliche Bild der Reinheit und Unschuld, dies seltene Geschöpf, von dem er während des Rittes in den Wald durch den Schultheißen so Erstaunliches vernommen, dem achtzehnjährigen Liebling, den der Tod ihm eben so jäh entrissen, das für jeden Eindruck empfängliche Herz entflammt haben würde. Und während er seines Hartmanns gedachte, erinnerte er sich auch an den treusten und liebsten der Freunde des Verstorbenen, an Heinz Schorlin, der sich in seinem Dienste wiederum so tüchtig bewährte und sich ein Recht auf Anerkennung und Lohn verdiente.

Wie es jetzt mit dem Verlangen seines jungen Schutzbefohlenen nach dem Kloster bestellt sei, wußte er nicht; wohl aber war ihm bekannt geworden, daß ihn schnell entflammte heiße Minne für das holdselige Kind dort zu einer strafbaren Unvorsichtigkeit verleitet hatte. Gerade heute war ihm außerdem noch mancherlei von den beiden zu Ohren gekommen, die so sicher zu einander paßten,

wie Heinz Schorlin auch dem der heiligen Kirche treu ergebenen Habsburger am letzten für das geistige Leben geeignet zu sein schien.

Er, der Kaiser, konnte viel für das Bündnis dieser beiden thun, doch auch für ihn war dabei Vorsicht geboten. War er es, der sie wie eigene Kinder zusammengab, durfte er gewiß sein, laute Klagen bei der Geistlichkeit und besonders bei den in Rom einflußreichen Dominikanern zu erwecken; ja er mußte auf eine Widersacherschaft gefaßt sein, die sich gegen ihn wie gegen das junge Paar wandte. Der Prior des Ordens hatte sich bereits bei dem Nuntius über die Lauheit der Oberin der Klarissinnen beklagt, die thatenlos zusehe, wie man der Kirche die Seele einer Jungfrau aus angesehenem Hause entfremde, und Doria ihm von dieser ärgerlichen Angelegenheit und der Hoffnung des Priors gesprochen, den Ritter Schorlin, der sich seiner Gunst erfreue, für das geistliche Leben zu gewinnen. Auch von einer andern Seite her war Einspruch gegen dies Bündnis zu erwarten, das ihm zusagte, und das er darum zu begünstigen wünschte. Es mußte freilich mit aller Vorsicht und in einer Weise geschehen, der die Gegner nicht zu widerstreben vermochten.

Bei dieser Erwägung flog ihm ein sonderbares Lächeln, das die Höflinge als das Vorzeichen einer gnädigen Regung kannten, um den Mund, der seit den letzten Monden besonders kenntlich dem Kummer Ausdruck lieh, der ihm die Seele beschwerte, — und, indem er den langen Zeigefinger drohend erhob, begann er: „Ei, ei, Jungfrau Eva Ortliebin. Was triebet Ihr für Dinge, seit mir auf dem Rathause die Gunst widerfuhr, Euch, Viel-

schöne, beim Tanz zu begegnen? Wißt Ihr auch, daß Ihr die geistliche wie die weltliche Obrigkeit in Unruhe versetzt und man uns um Euretwillen manche schätzbare Stunde schmälert? Den gestrengen Dominikanervätern wie den frommen Klarissinnen stört ihr in gleicher Weise den Frieden. Jene finden, daß die sanften Nonnen Euch zu milde begegnen, und diese zeihen die eifrigen Jünger des heiligen Domingo übergroßer Strenge in Eurer Sache.

„Und dann! Wäre es Euch selbst nicht so wohl bewußt, würdet Ihr es schwerlich glauben. Um eines geringen Herrenknechtes willen, der Eures besonderen Schutzes genießt, bedrängen mich, den so viel Ernstes und Schweres belastet, die Großen und Kleinen. Was habe ich dazu auch durch seinen Herrn, den Ritter Heinz Schorlin, — wieder im Zusammenhang mit Euch, Ihr schöner Störenfried — nicht alles zu erdulden! Des anderen zu geschweigen erhebt Euer leiblicher Herr Vater gegen ihn Klage. In einem Schreiben geschieht es, das Meister Gottfried, unser Protonotarius, nach des Herrn Ortlieb Willen zurückbehalten sollte, das mir aber dennoch durch ein willkommenes Ungefähr in die Hand kam. Und was dies Schreiben berichtet, mein holdseliges Kind, das sind Dinge, die ich ... Seid unbesorgt ... Die Rosenwangen glühen schon heiß genug, und um ihretwillen geschweige ich des Inhalts. Nur zwingt es mich zu der Frage ... tretet nur näher! ... ob, wenn es Euch auch zu großem Aergernis gereichte, daß ein gewisser junger Schweizer Ritter nächtlicherweile in Euer väterliches Haus drang, ob Ihr nicht dennoch mit mir, dem Erfahreneren hofft, dieser von heißer Minne bethörte

Wagehals könnte sich unter dem Beistand der lieben Heiligen, denen er sich schon ernstlich zuzuwenden beginnt, zu größerer Vorsicht und löblicherer Tugend bekehren? Ob Ihr nicht gar in Eurer großen Barmherzigkeit, von der ich so Rühmliches vernahm, im stande wäret ..."

Hier stockte er und fuhr in leisem Flüstertone fort:

„Leiht mir mit Gunst das Ohr — ein wie klein und wohlgebildet Dinglein es ist! — noch ein wenig, um mir, dem älteren Manne, der es väterlich wohl mit Euch meint, zu vertrauen, ob Ihr Euch nicht gar geneigt finden ließet, es mit dem kecken Uebelthäter und mit seiner Besserung selbst zu versuchen, wenn er Euch, statt des Herzens allein, auch das Ringlein böte, mit samt der — dafür stehe ich ein — redlichen, ritterlichen Hand?"

„O Herr!" fiel Eva hier dem gütigen Herrscher in die Rede, und ihre in Thränen schwimmenden großen Augen trafen dabei mit einem so angstvoll flehenden Blicke die seinen, daß er, als bedauerte er seine schnelle Frage, in besänftigendem Tone fortfuhr: „Nun, nun ... Wir kommen, denk' ich, auch langsameren Schrittes zum Ziele. Solch ein Bekenntnis fließt wohl auch leichter über die Lippen, wenn es derjenige fordert, für den es Glückseligkeit oder Verzweiflung bedeutet, als wenn ein Fremder, und wäre er auch so alt und wohlmeinend wie ich, es von einer sittigen Jungfrau zu erlangen begehrt."

Hier hielt er inne; denn Frau Wendula Schorlin war seinem Blicke begegnet. Froh bewegt, winkte er ihr mit der Hand einen Gruß zu, befahl einem Pagen, sie zu ihm zu führen und sagte, indem er sich von neuem an Eva wandte: „Sieh da, mein vielschönes Kind, da wäre ja schon eine, der Ihr Euch williger als mir an-

vertrauen möchtet. Die aller Ehren und Liebe werte Mutter des Ritters Heinz hätte, dünkt mir . . .“

Hier drängte Ueberraschung und Freude Eva die Frage auf die Lippen: „Seine Mutter?“ und es klang dem Kaiser aus ihr ein so lebhaftes Erstaunen entgegen, daß er, als Frau Wendula ihm mit tiefen Verbeugungen näher getreten war und er mit ihr wie mit einer alten, lang entbehrten Freundin die ersten Grüße gewechselt, zu wissen verlangte, wie es komme, daß Eva, obgleich sie der Matrone ja schon begegnet zu sein scheine, mit so großem Befremden vernehme, sie sei die Mutter seines tapferen Schützlings.

Da bekannte Frau Wendula, wofür sie sich ausgegeben, damit sie die Jungfrau unerkannt ergründe, und wieder flog Kaiser Rudolf jenes seltsame Lächeln über das bartlose Antlitz, und es dauerte fort, während er die Witwe des verstorbenen Kampfgenossen leise frug, ob sie nach solcher Prüfung glaube, daß sie die Rechte für den Sohn in ihr gefunden, und während ihm die Antwort zu teil ward, auch in einem langen Leben würde sie nicht Zeit genug finden, dem Himmel für solche Tochter genugsam zu danken.

Die Jungfrau aber, der dies Geflüster galt, dessen Inhalt ihr nur ein liebevoller Blick Frau Wendulas verriet, preßte die Hand auf das Herz, dessen ungestümer Schlag ihr den Atem beengte. O, wie gern wäre sie auf die Mutter des Mannes, den sie liebte, und auf seine junge Schwester, die sich in bescheidener Entfernung hielt, zugeeilt, um sie in die Arme zu schließen und ihnen zu vertrauen, was ihr zu groß, zu viel, zu schön für sich allein dünkte, und was doch durch ein einziges Wort des

Geliebten zusammenstürzen konnte wie ein unterhöhlter, vom Wirbelwinde ergriffener Turm. Hier aber galt es, sich zu gedulden und über sich ergehen zu lassen, was ihr sonst noch beschieden.

Und es sollte ihr auch an inneren und äußeren Erlebnissen nicht fehlen; denn kaum hatte sie dem Kaiser auf die leise Frage, ob es sie verlange, sich von dieser trefflichen Frau „Tochter" nennen zu hören, stumm, doch deutlich genug zu erkennen gegeben, wie es mit ihrem Herzen bestellt war, als er lauter, doch in bedenklichem Tone fortfuhr: „So weit stünde denn alles zum Besten; doch, schöne Jungfrau, mein junger Freund begnügte sich leider, hörte ich recht, mit nichten, nur an eine Herzensthür zu pochen. Es sind mir da Dinge zu Ohren gekommen, Dinge ... Aber auch das soll ..."

Hier brach er plötzlich ab; denn schon während seiner Rede mit den Frauen war es an der Thür des Empfangsaales laut geworden, und jetzt betrat ihn derjenige, gegen den der Kaiser eben die Anklage erhoben, und ihm auf dem Fuße folgte mit gerötetem Antlitz der Kämmerer Graf Ehenhofen, der sich den Ritter Schorlin vergeblich zurückzuhalten bemühte.

Auch Heinz glühten die Wangen von dem Streit mit dem Höfling, der es für einen schweren Verstoß ansah, daß ein Ritter es wagte, bei einer friedlichen geselligen Zusammenkunft kriegerisch bewaffnet vor den Kaiser zu treten.

Unter den anderen Mitgliedern des Hofes erweckte sein Erscheinen eine frohe Bewegung; ja trotz der Anwesenheit des Herrschers scholl ihm von den Lippen vieler Herren und Damen ein herzlicher Bewillkommnungsruf

entgegen. — Nur die böhmische Königstochter schaute ärgerlich auf die blaue Binde an der Helmzier des Heimkehrenden; denn „blau“ war die Farbe der Gräfin Montfort und „rosenrot“ die ihre.

Zwei geistliche Herren, an denen Heinz vorüberschritt, veranlaßte sein Eintritt zu einem eifrigen Geflüster. Der Beichtvater der Herzogin Agnes, ein älterer Dominikaner von hohem Wuchs, lieh dem Probst von St. Sebald, einem wohl um einen Kopf kleineren Greis von würdigem und dabei gütigem Ansehen, das Ohr, der, während er Heinz scharf ins Auge faßte, bemerkte: „Euer Herr Prior hofft, fürchte ich, allzu sicher auf diesen jungen Ritter. So schreitet niemand daher, der im Begriff steht, der Welt zu entsagen. Ein prächtiger Bursche!“

„Dem die Rüstung doch wohl besser steht als die Kutte,“ bemerkte der Bischof von Bamberg, ein Prälat in mittleren Jahren von vornehmem Ansehen, indem er zu den anderen trat. „Euer Herr Prior, teurer Bruder, würde, mein' ich, wenig Freude an diesem Fische finden, den er so eifrig aus dem Netze der Minoriten in das seine zu ziehen begehrt. Nur allzu bald spränge er ihm wieder ans Land. Er taugt nicht ins Kloster. Zum Priester wär' er wohl eher berufen, und als streitbaren Amtsbruder hieße ich ihn willkommen.“

„Kühn genug,“ fügte der Dominikaner hinzu, „ist er freilich. Nicht jedem wollt' ich raten, so angethan vor die Majestät des Kaisers und in diesen erlauchten Kreis zu treten.“

Allerdings sah man Heinz deutlich genug an, daß er geradeswegs vom Schlachtfelde und aus dem Sattel kam; denn ein derber Kettenpanzer, den der ziemlich lange

Waffenrock indes zum größten Teil verdeckte, umgab ihm die Glieder, und auch der Helm, den er im Arme trug, gehörte, trotz der blauen Binde an der Zier, keineswegs zu den feinen und kostbaren, die man beim Turnier trug. Dazu verriet manche Beule, daß ihn kräftige Hiebe und Stöße getroffen.



Achtzehntes Kapitel.



In dem Quartiere Heinz Schorlins hatte Frau Bärbel, seine junge Wirtin, noch gestern die kostbare Rüstung, die ihr anvertraut worden war, und was dazu gehörte, putzen lassen und in stand gesetzt; doch ihre Arbeit war vergebens gewesen; denn ohne seine Wohnung in der Stadt zu berühren, war Heinz aus der Schweinau geradeswegs auf die Veste geritten.

Erst ganz vor kurzem hatte er erfahren, daß seine beiden Boten aufgefangen und nicht ans Ziel gekommen wären. Dem Ritter Boemund Altrosen dankte er diese und dazu manche andere Nachricht, die Cordula ihm mit auf den Weg gegeben.

Die Aufgabe Heinz Schorlins war in der Hauptsache gelöst, als der Abgesandte der Gräfin bei ihm eintraf. Ungesäumt hatte er sich darum auf den Heimweg begeben, und der schweigsame Freund war diesmal beredt gewesen und hatte ihm alles vertraut, was sich während seiner Abwesenheit ereignet.

Jetzt wußte er, daß Boemund und Cordula Eins waren, hatte er erfahren, was der treue Biberli für ihn gethan und gelitten, und endlich auch bis ins kleinste, welche wunderbare Wandlung sich mit Eva begeben.

Als er ausgeritten war, hatte er gehofft, ihr, die er mit der ganzen Kraft seiner feurigen Seele liebte, entsagen zu lernen, und es über sich zu gewinnen, mit diesem glücklichen Feldzug den Kriegerberuf zum Abschluß zu bringen; während er aber Burgen brach und gegen den Feind anstürmte, waren die früheren Wünsche verstummt und ein neues Verlangen und neue Ueberzeugungen an ihre Stelle getreten. Er konnte von dem Waffenhandwerk nicht lassen, das, was Schorlin hieß, seit unvordenklichen Zeiten geübt, und der Minne, die ihn mit Eva verband, abzusagen, war ihm unmöglich. Die Geliebte mußte sein eigen werden, wenn sie auch einem Apriltage glich und wenn ihm auch Biberlis Märe von der Gefahr, die dem Manne von seiten der nachtwandelnden Hausfrau drohte, mehr als einmal in den Sinn kam.

Doch wie schöne Apriltage hatte er erlebt, und mochte Eva auch überreich sein an Fehlern, der Wille, gut zu sein und Gott wohlgefällig, fehlte dem frommen, engelschönen Kinde gewiß nicht. War sie erst sein, so sollte sie schon so werden, daß auch die Mutter daheim seine Wahl billigen würde.

Dem Gedanken, ins Kloster zu gehen, hatte er völlig entsagt. Der Minorit Ignatius, den Pater Benedictus Heinz nachgesandt hatte, damit er das von ihm begonnene Werk an ihm zu Ende führe, war ein Mann, dem es weder an Geist noch an Beredsamkeit fehlte; der feurige Enthusiasmus und die vornehme Sicherheit des jüngst Verstorbenen gingen ihm indes ab. Als aber zwei eifrige Patres, die der Prior der Dominikaner abgesandt hatte, um das Bekehrungswerk an Heinz zu Ende zu führen, ihm in den Weg traten, geriet jener mit ihnen in

so scharfe und peinliche Streitigkeiten, daß der junge Ritter, der ihren Zänkereien mehr als einmal beiwohnte, abgeschreckt und entnüchtert, sehr bald alle drei von sich fern hielt und ihnen erklärte, sein Entschluß in der Welt zu verbleiben sei gefaßt, und sein schweres Amt lasse ihm keine Zeit, ihren wohlgemeinten Mahnungen weiter zu folgen.

Er war nicht für das Kloster geschaffen.

Wenn der Himmel ihn eines Wunders gewürdigt, war es geschehen, um ihn am Leben zu erhalten, damit er — wie Eva es wünschte — für die Kirche, seinen heiligen Glauben und den geliebten Kaiser bis zum letzten Blutstropfen streite. Wenn er aber in der Welt verblieb, so that Eva es ihm nach; denn sie gehörten untrennbar zusammen. Warum, hätte er nicht zu begründen vermocht, aber die Stimme, die es ihm fort und fort versicherte, konnte nicht lügen.

Nachdem er Seitz Siebenburg im Schwertkampfe getötet und die Burg seiner Brüder geschleift hatte, war sein Entschluß, um Eva zu werben, zu voller Festigkeit gelangt.

Das Herz befahl es ihm; doch auch die Ehre schrieb ihm vor, der Jungfrau und ihrer Schwester den guten Namen zurückzugeben, den sein leidenschaftliches Ungestüm beiden geschädigt.

Auf dem schnellen Ritte, der ihn mit Boemund Altrosen nach Nürnberg führte, war er im Schweinauer Siechenhause vorgesprochen und hatte in Biberli, dem Gegner Evas, ihren glühendsten Lobredner gefunden. Von ihm war Heinz auch mitgeteilt worden, wie schnell sie das Herz der Mutter und Schwester für sich gewonnen, und daß er alle drei auf der Burg finden würde.

Schwester Hildegard hatte ihn endlich auch mit der großen Gefahr bekannt gemacht, in der sein „alter Biber", sein lieber, treuer Diener und Gefährte, schwebte, und die Eva dahin geführt, die Gnade des Kaisers anzurufen.

An der Leiche des Paters Benedictus hörte er, wie schön der Tod des Greises gewesen, der sich so redlich bemüht, ihn auf den Weg zu führen, in dem er den rechten für ihn gesehen. In einem kurzen Gebete zu Häupten des frommen Freundes sprach Heinz ihm seinen Dank aus und rief ihn zum Zeugen auf, daß er auch in der Welt nicht vergessen wollte, wie kurz das Erdenwallen, und daß er auch für sein anderes Leben, das ewig dauerte, zu sorgen gedenke. Freilich waren Heinz diesem Abschiede nur kurze Augenblicke zu widmen vergönnt; denn die Sache des treuen Gesellen, der selbstlos und ungebeten namenlose Qualen für ihn erduldet, ging jeder andern vor und duldete keinen Aufschub.

Als der Heimgekehrte den Empfangssaal raschen Schrittes hoch aufgerichtet betrat, sah er froh bewegt vor sich, was er am meisten liebte, wonach ihn auf dem Ritte hieher am innigsten verlangt: die Mutter, Eva, die Schwester, den kaiserlichen Wohlthäter, der ihm so teuer.

Hingerissen von einer mächtigen Bewegung warf er sich vor dem lieben Herrn auf die Kniee und küßte ihm Hand und Gewand; der Kaiser aber gebot ihm, sich zu erheben, und begrüßte ihn herzlich.

Nachdem Heinz ihm gemeldet, daß er seinen Auftrag glücklich zu Ende geführt habe und einige Worte des Dankes und der Anerkennung dafür geerntet, legte er, bevor er sich an die Seinen wandte, in aller Bescheidenheit, aber doch mit dringlicher Wärme dem Kaiser ans

Herz, wenn er mit ihm zufrieden sei, statt jedes andern Lohnes seinen treuen Diener, der aus Liebe zu ihm die grausamste Marter ertragen, der Verfolgung zu entziehen.

Da gewann das Antlitz des Herrschers, der Heinz wie einen lang entbehrten Sohn willkommen geheißen hatte, ein ernsteres Ansehen, und leiser Unwille schien sich in den Ton seiner Stimme zu mischen, als er ihm zurief: „Bringen wir erst Deine eigenen Angelegenheiten ins reine. Wie gegen Deinen Diener, zu dessen Gunsten man mich schon so reichlich plagte, wurde auch gegen Dich, mein Sohn, ernstliche Klage erhoben. Ein Vater, der zu den Häuptern dieser Stadt gehört, beschuldigt Dich, seiner Tochter den Leumund verdorben zu haben, indem Du in sein Haus drangst, nachdem Du sein Kind Deiner Minne versichert."

Hier wandte sich Heinz Eva zu, um zu versichern, daß er hier sei, um gut zu machen, was er gegen sie gefehlt; der Kaiser aber ließ ihn nicht zu Worte kommen. Es galt jeden Einspruch, der von geistlichen und weltlichen Gegnern gegen dies Bündnis erhoben werden konnte, auf einmal zum Schweigen zu bringen, und so behielt er, wie sehr es ihn auch drängte, das junge Glück dieser beiden mit zu genießen, die Miene der ernsten Unzufriedenheit bei, die er angenommen, und befahl einem Pagen, den Schultheißen, den ersten Losunger der Stadt Nürnberg und seinen Protonotar, die sämtlich zu den Anwesenden gehörten, und endlich auch die Herzogin Agnes zu ihm zu berufen.

In ihren Kinderaugen las er wie in einer deutlichen Schrift, und weder war ihm das Aufleuchten ihres Antlitzes beim Eintritt Heinz Schorlins, noch der feindselige Blick

entgangen, mit dem sie die Gräfin Montfort gemessen. Ihre Neigung wie ihr eifersüchtiger Groll, sollten ihm dienen.

Die junge Böhmin meinte jetzt bestimmt zu wissen, daß Heinz Schorlin, und kein anderer, der von Cordula erhörte Ritter sei; hatte doch die Gräfin bei seinem Erscheinen dem Vater laut genug zugerufen: „Da hätten wir ihn denn wieder!“

Als sie den berufenen Herren voran vor dem Kaiser stand, ersuchte sie dieser, in einer wichtigen Frage die Entscheidung zu treffen.

Der Ritter dort — und damit wies er auf Heinz — hätte sich eines schwer zu rechtfertigenden Handels schuldig gemacht. Obwohl er der Tochter eines wappenfähigen Nürnberger Geschlechtes nachgestellt und sogar in ihr väterliches Haus gedrungen sei, habe er, wie es scheine, dieser Beklagenswerten vergessen ...“

„Und,“ brauste die junge Gattin auf, „auch eine andere hat der gewissenlose Mann nicht nur seiner Minne versichert, sondern auch ernstlich um sie geworben.“

„Das würde ihm ähnlich sehen,“ versicherte der Kaiser. „Wir aber dürfen der Klage des Nürnberger Ehrbaren das Ohr nicht verschließen. Seine Tochter, eine holdselige, sittsame und wohlbeleumdete Jungfrau, kam durch Heinz Schorlin in großen Schaden, und so bitte ich Dich, Kind, mit dem feinen Gefühle, das Dir gegenüber allen Fragen eignet, die die Rechte und Pflichten einer Dame angehen, uns anzuvertrauen, was nach Deiner Meinung dem Ritter Schorlin aufzuerlegen sei, um gut zu machen, was er an der jungen Nürnbergerin verschuldet.“

Damit winkte er dem Protonotar, um ihm zu gebieten, der Herzogin die Klageschrift Ernst Ortliebs zu zeigen; die junge Böhmin aber schien die Kunst des Lesens trefflich geübt zu haben; denn schneller als es anderen möglich gewesen wäre, auch nur von den ersten Sätzen Kenntnis zu nehmen, rief sie, indem sie sich hoch aufrichtete und Cordula mit stolzer Ueberlegenheit ins Auge faßte: „Hier gibt es nur eine Entscheidung, wenn anders die gute Sitte in dieser edlen Stadt gewahrt und die jungfräulichen Töchter ihrer edlen Geschlechter auch fürder vor dem Mißgeschick sichergestellt werden sollen, ein Spielball für den Frevelmut leichtfertiger Herzensbrecher zu werden. Diese Entscheidung aber, auf der ich als Dame und Fürstin im Namen meines gesamten Geschlechtes und aller ritterlich Gesinnten, die mit mir die Ehrfurcht und unverbrüchliche Treue hochhalten, die einer Dame gebührt, fest und entschieden bestehe, sie lautet: Ritter Heinz Schorlin hat bei dem ehrbaren Herrn, der diese Klage mit vollem Rechte an Eure kaiserliche Majestät brachte, um die Hand seiner Tochter zu werben, und, würdigt die so schwer geschädigte Jungfrau ihn noch, ihn zu erhören, vor Gott und der Welt den Ehebund mit ihr zu schließen."

„Mir aus dem Herzen gesprochen," versetzte der Kaiser und fuhr, indem er sich an die Nürnberger wandte, fort: „Und so frage ich euch denn, ihr werten Herren, die ihr mit den Gesetzen und Sitten dieser guten Stadt vertraut seid und ihrer Rechtspflege vorsteht: Ist mit einer solchen Eheschließung die Klage erledigt, die sich gegen den Ritter Heinz Schorlin und mit ihm gegen seinen Herrenknecht erhebt?"

„Sie ist es,“ entgegnete der alte Herr Berthold Vorchtel mit ernster Entschiedenheit.

Der kaiserliche Schultheiß pflichtete ihm zwar bei, doch fügte er bedenklich hinzu, ein beklagenswertes Zusammentreffen habe es gefügt, daß eine andere noch schwerer durch die Unvorsichtigkeit des Ritters getroffen worden sei als Eva. Es sei ihre ältere Schwester, die Braut des jungen Eysvogel. Um ihretwillen, wie um es zu einer giltigen Verbindung zwischen dem Ritter Heinz Schorlin und der jüngeren Ortliebin kommen zu lassen, bedürfe es der Zustimmung des Vaters. Wenn die kaiserliche Majestät das Gnadenwerk, das sie so huldreich begonnen, heute noch zu einem schönen Ende zu führen gedächten, so stehe dem nichts im Wege; denn Ernst Ortlieb befinde sich mit der von der Verleumdung so schwer betroffenen Tochter auf der nahen Zollernschen Burg.

Erstaunt ließ der Kaiser sich erklären, wie sie dorthin kämen und befahl dann, den Vater Evas und ihre Schwester zu ihm zu führen. Er sei begierig, auch das zweite schöne E kennen zu lernen.

„Und Wolff Eysvogel?“ frug der Schultheiß.

„Wir bestimmten,“ entgegnete der Herrscher, „ihn erst freizugeben, nachdem wir Nürnberg hinter uns ließen. So viel Rühmliches wir darum auch von diesem jungen Manne vernahmen, so gern wir ihm auch zeigten, wie großen Dankes wert wir das Blut schätzen, das ein Tapferer für uns auf dem Marchfelde vergoß, so duldet doch keine Aenderung, was kraft unseres kaiserlichen Wortes . . .“

„Gewiß nicht, Brüderlein,“ unterbrach ihn hier der

Schalksnarr Eyebolt; „doch gerade darum sollst Du dem Eysvogel, so schnell es angeht, den Käfig öffnen und ihn hieher flattern lassen; denn auf dem Ritte zu den Zeidlern überschrittest Du in der eigenen, sieben Fuß hohen Person, das ihr — Deiner kaiserlichen Person, mein' ich — an Länge nicht weit überlegene Gebiet dieser guten Stadt. Darum wandtest Du ihr so sicher den Rücken, wie Du vor den Dingen stehst, die hinter Dir liegen. Und da einem Kaiserworte nicht so viel hinzugefügt oder abgenommen werden darf, wie die Mücke auf dem Schwanze davonträgt, wenn sie überhaupt einen hat, so bist Du, Brüderlein, verpflichtet und gehalten, das merkwürdige Ungetüm, das zugleich ein Wolff ist und ein Vogel, auf der Stelle freizugeben und hieher zu bescheiden."

„Nicht übel," lachte der Kaiser, „wenn die Nürnberger Stadtgrenze unsern Rücken in der That auch nur so kurze Zeit sah, wie es bedarf, um aus einem Weisen einen Narren zu machen. Folgen wir denn Deinem Rat, Eyebolt! Ihr, Herr Schultheiß, sagt dem jungen Eysvogel, die Gnade des Kaisers habe seine Strafe von ihm genommen. Der Bruch des Landfriedens sei demjenigen vergeben, der uns den Frieden so heldenhaft zu erkämpfen beistand."

Dann wandte er sich an Meister Gottlieb, den Protonotar, und raunte ihm, nur ihm verständlich, zu, er möge flugs eine Schrift zu Papier bringen, die dem Bunde Heinz Schorlins mit Eva Ortliebin rechtliche Kraft verleihe, damit ihn weder eine weltliche Behörde, noch auch die Dominikaner und Klarissinnen, anfechten könnten.

Während dieser Verhandlung hatte die höfische Sitte den Anwesenden verboten, den Platz zu wechseln. Was

einer dem andern kund zu thun wünschte, hatte er ihm mit der stummen Sprache der Augen anvertrauen müssen, und einer scherzhaften Regung Kaiser Rudolfs gefiel es, den Bann, der diejenigen getrennt hielt, die es am mächtigsten zu einander hinzog, noch aufrecht zu erhalten.

Als er indes mit dem Protonotar redete, durften Kühnere es wagen, sich freier zu bewegen, und von ihnen allen legte sich Cordula den geringsten Zwang auf.

Bevor Heinz noch Zeit gefunden, das erste Wort an Eva zu richten oder die Mutter zu begrüßen, trat sie schnell an seine Seite und flüsterte ihm mit bitterböser Miene zu: „Wenn der Himmel den Besten das größte Glück schenkte, so müßtet Ihr von den Vorzüglichen der Vorzüglichste sein; denn ein feineres Meisterwerk als Eure künftige Hausfrau — ich kenne sie — ist ihm nimmer gelungen. Aber jetzt öffnet die Ohren und folgt meinem Rate. Zeigt erst, wie's euch ums Herz ist, wenn Ihr die Burg so weit hinter Euch ließet, daß das Auge des böhmischen Königskindes Euch nicht mehr erreicht. Haltet an Euch, wenn Ihr nicht wollt, daß das Glücksschiff noch dicht vor dem Hafen scheitert."

Dann kehrte sie ihm mit einer schnellen Wendung und gut gespieltem Unwillen den Rücken.

Geflissentlich blieb sie, nachdem sie in den Saal zurückgetreten war, gesenkten Hauptes in der Nähe der Herzogin stehen; diese aber trat rasch auf sie zu und sagte mit gut gespieltem Ernste: „Ihr, Gräfin, werdet meinem Eintreten gegen die Leichtfertigkeit unserer ritterlichen Schmetterlinge und für ihre Opfer, die armen, unerfahrenen Jungfräulein, wohl am letzten die Zustimmung versagen."

„Wenn Eure Hoheit meinen," antwortete Cordula und zuckte, als gelte es, sich in Unvermeidliches zu fügen, die Achseln. „Was mich angeht, so sendet mich, fürchte ich, Eure gütige Fürsorge ins Kloster."

„Gräfin Montfort als Nonne!" lachte die junge Gattin. „Wenn Ritter Schorlin es war, dessen Ihr vorhin gedachtet, so gehört auch Ihr allerdings zu den beklagenswerten Getäuschten; doch mit weiser Vorsicht sorgtet Ihr ja längst für Ersatz. Statt Euch, deren so viele begehren, in einem Kloster zu verbergen, winkt doch lieber einem Eurer Verehrer und schenkt ihm das Glück, dessen der andere nicht wert war."

Da schaute Cordula kurze Zeit sinnend zu Boden und rief dann, als hätte dieser Rat ihre Billigung gefunden: „Wie immer, so fand auch diesmal die reife Weisheit Eurer herzoglichen Hoheit das Rechte. Ich tauge nicht für den Schleier. Vielleicht morgen schon werdet Ihr von mir hören. Auf wen die Wahl fällt, wird sich dann wohl entscheiden. Was würdet Ihr zu dem schwarzhaarigen Altrosen sagen?"

„Ein tapferer Streiter," versetzte die Böhmin, und das Lachen, das ihre Rede begleitete, kam ihr diesmal aus dem Herzen. „Versucht es mit ihm in aller Heiligen Namen. Doch seht den Ritter Schorlin! Ein mürrischer Beglückter! Er scheint mit unserem Richterspruche nicht völlig zufrieden."

Darauf winkte sie ihrem Kämmerer und dem Hofmeister, sagte dem kaiserlichen Schwiegervater Lebewohl und rauschte, indem sie das hübsche Kinderköpfchen stolz zurückwarf, aus dem Empfangssaal.

Bald nach ihr führte der Schultheiß Ernst Ortlieb,

seine Tochter und Wolff vor den Herrscher, der wie verjüngt auf die schönen Paare sah, deren Wohl und Wehe in seiner Hand lag. In diesem Bewußtsein genoß er einen jener Augenblicke, in denen er dankbar die ganze Schönheit und Hoheit seines schweren Berufes empfand.

Mit gütigen Worten gab er Wolff die Freiheit zurück und sprach die Erwartung aus, daß er mit solcher Gefährtin das edle Haus seiner Väter zu neuer Blüte führen werde.

Als er sich endlich Heinz zuwandte, frug er leise: „Weißt Du, was dieser Tag mir bedeutet?“

„Er schenkte Euch vor neunzehn Jahren den armen Hartmann,“ entgegnete jener und schaute wehmütig zu Boden.

Da nickte der gütige Fürst ihm verständnisvoll zu und sagte: „So soll er denen zu gute kommen, die, so lange er noch währt, auf die Gnade seines Vaters hoffen.“

Dann blickte er nachdenklich vor sich hin, und, getreu seiner Art, ein Ziel — oft auch ein fernes — ins Auge zu fassen und dann das einzelne, das ihn dem Erfolg näher bringen sollte, sorgsam zu Ende zu führen, bevor er sich dem Folgenden zuwandte, berief er den Schultheißen und den ersten Losunger an seine Seite.

Nachdem er ihnen seinen Willen eröffnet, die Schöffen entscheiden zu lassen und, mochte das Urteil auch gegen Biberli ausfallen, ihn durch einen Gnadenakt von der Strafe zu befreien, nahmen beide es auf sich, das Fernbleiben des Angeklagten vom Verhör zu rechtfertigen. Die weise Vorsicht, mit der Kaiser Rudolf in die Rechte des ehrbaren Rates einzugreifen vermied, gereichte dem alten Herrn Berthold Vorchtel zu großer Genugthuung. Er wie der Schultheiß durften auch, des Erfolges sicher,

versprechen, diese Angelegenheit, die die Gemüter, besonders im Handwerkerstande, so heftig ergriffen hatte, sei mit der Vermählung der beiden Jungfrauen Ortlieb und der Zahlung des Wehrgeldes an den verwundeten Schneidermeister aus der Welt zu schaffen. Jede neue sie betreffende Klage würden Rugamt und Schultheiß sodann von Rechts wegen zurückweisen dürfen.

Wärmer hatte Heinz dem kaiserlichen Wohlthäter noch für keine Gabe gedankt; der Kaiser aber nahm die redlichen Aeußerungen der Rührung und Erkenntlichkeit des tapferen Schützlings zwar freundlich entgegen, doch gestattete er ihm auch jetzt noch nicht, seines neuen Glückes zu genießen.

Es gab da noch einiges, was erledigt werden mußte, und zum drittenmale lehrte sein eigentümliches Lächeln den Eingeweihten, daß er für denjenigen, dem es galt, etwas Erfreuliches plane.

Die Erwähnung des Wehrgeldes, das Herr Ernst Ortlieb dem verleumderischen Schneider schuldete, der immer noch nicht völlig von seiner Wunde genesen, veranlaßte den Kaiser, den Vater der schönen Schwestern ins Auge zu fassen.

Er wußte, daß auch Herr Ernst einen wackeren Sohn auf dem Marchfelde verloren, und man hatte ihm den Vater Evas als braven, doch schwer zu behandelnden Mann geschildert. Jetzt sah der Herrscher ihn trotz des neuen Glückes seiner Kinder unfroh und als sei ihm eine Kränkung widerfahren, von den Töchtern auf Heinz und von ihm auf Frau Schorlin und Maria blicken, mit denen man ihm noch nicht einmal vergönnt hatte, Bekanntschaft zu machen. Wohl empfand er, daß der

Kaiser ihn und die Seinen mit seltener Huld ehre und sie zum wärmsten Dank verpflichte; dennoch aber fühlte er sich als Vater und als Mitglied des stolzen und unabhängigen ehrbaren Rats der freien Reichsstadt Nürnberg in seinen Rechten gekränkt; ja, es kostete ihn schwere Ueberwindung, nicht Einsprache gegen solche Willkür zu erheben. Er stand auch noch hier mit seinen väterlichen Rechten, und Els und Eva waren keine elternlosen Waisen.

Der edle Monarch und kluge Menschenkenner sah dem Nürnberger an, was in ihm vorging, doch das liebenswürdige Lächeln behauptete seinen Platz, als er mit einem Blicke auf den übelgelaunten „Ehrbaren“ seinem künftigen Eidam zurief: „Da wurde ich an etwas erinnert, Heinz, was Deine warmen Danksagungen leicht ein wenig abkühlen könnte. Das holdselige Kind dort willigte zwar ein, die Deine zu werden, doch bedeutet das nicht eben viel; denn es geschah ohne Zustimmung des Vaters, durch die dem Vertrage erst Unterschrift zukommt und Siegel. Der ehrbare Herr Ernst Ortlieb scheint aber keineswegs frohen Mutes. Schau ihn nur an! Stillschweigend zeiht er mich sicher eines ärgerlichen Eingriffes in seine väterlichen Rechte, und doch mag er sich versichert halten, daß ich ihm vor vielen anderen wohl will. Schon das Blut seines Sohnes, das für seines Kaisers Sache floß, erwirbt ihm ein gutes Recht auf unsere besondere Gnade, und so schenkten wir denn auch seiner Klageschrift aufmerksame Rücksicht. In dieser verlangt er nun von Dir, mein Sohn, daß Du die zweihundert Mark Silber, die dem Schneider als Wehrgeld zugesprochen wurden, und die er dem geschädigten Handwerker zahlen muß, ihm — Herrn Ernst Ortlieb — zurückerstattest. Dem klugen

Geschäftsmanne ist diese Forderung kaum zu verdenken; denn, was er dem übel beratenen Meister anthat, der ihm sein Liebstes so schnöde kränkte, wäre sicher unterblieben, hätte Dein frevelhaftes Eindringen in das Ortliebsche Haus die bösen Zungen nicht entfesselt. Du also, Heinz, gabst Anlaß zu seiner raschen That und hast darum von Rechts wegen einzustehen für ihre Folgen. Die Herren Schöffen werden Dich, wenn er klagt, zur Zahlung dieser Summe verurteilen, und ich frage Dich darum, ob Du sie bereit hältst?"

Hier machte Herr Ernst den Versuch, zu erklären, daß, wie die Sachen jetzt stünden, von solcher Zahlung, die nur bezweckt hätte, den Störer seines häuslichen Friedens empfindlicher zu strafen, keine Rede mehr sein könnte; doch der Kaiser entzog ihm das Wort — und forderte Heinz auf, zu reden.

Verlegen schaute dieser indes auf den Helm in seiner Hand und hatte die rechte Antwort noch nicht gefunden, als der Herrscher ihm zurief: „Wie ist mir denn! Irrte sich der Herzog von Pommern etwa, als er mir von einem Haufen Goldes erzählte . . ."

„Nein, Majestät!" unterbrach Heinz hier den Kaiser, ohne den Blick zu erheben. „Doch was von jenem Golde übrig blieb, würde zwar mehr als reichlich genügen, die geforderte Summe zu decken . . ."

„Das dachte ich mir!" rief der Herrscher, ohne ihn ausreden zu lassen; „denn der junge Ritter, der wie ein großer Herr ein schönes Landgut den frommen Franziskanern verehrt, braucht ja nur dem Schatzmeister zu gebieten, die Kasse zu öffnen . . ."

Da fiel Heinz ihm kleinlaut ins Wort: „Ihr spottet

meiner, Herr. Ist es Eurer Majestät doch wohl bekannt, woher der goldene Unsegen mir zufloß. Wie schädliches Gift schob ich ihn beiseite, und wenn es mir widerstrebt, ihn zu benützen, um mir das Teuerste und Heiligste gleichsam zu erkaufen, so geschieht es wahrlich nicht aus Kargheit; denn ich war schon entschlossen, die beiden Beutel, die mir verblieben, den frommen Klarissinnen und den eifrigen Minoritenbrüdern anzubieten, von denen einer der Besten sich gar emsig um das Heil meiner Seele bemühte."

„Recht so, mein Sohn!" scholl es dem Kaiser im Tone warmer Zustimmung von den Lippen. „Kommt das Gold der heiligen Armut dieser frommen Schwestern und Brüder zu gute, dann verwandelt die Teufelsgabe sich leicht in himmlischen Segen. Ihr beide," und damit schaute er Eva und Heinz liebevoll ins Antlitz, „habt euch ohnehin einander gleichsam dem Kloster entführt und schuldet ihm Ersatz. Dadurch aber, daß Du Dich Deines Goldschatzes entäußerst, mein Freund, gewinnt diese Angelegenheit — denn zweihundert Mark Silber sind für einen jungen Ritter nichts Geringes — ein so schwieriges Ansehen, daß — daß . . ."

Hier senkte er bedenklich die Stimme und fuhr dann mit heiterer Herzlichkeit fort: „Daß sich schon ein Freund entschließen muß, das Seine für ihn zu thun. Zwar seh' ich Deinem künftigen Herrn Schwiegervater, den anderen Nürnberger ‚Ehrbaren' und sogar Deiner Frau Mutter an, mein wackerer Heinz, daß sie bereit wären, die Zahlung zu leisten; derjenige aber, der Dir am meisten schuldet, hält fest an diesem Vorrecht, und der bin ich, — ja ich bin es, Du mein tapferer Kämpe. Was Du für Deinen Kaiser und sein bestes Werk, den Landfrieden, thatest,

verdient guten Lohn, und dank den hohen Heiligen, ist mir gerade etwas zur Hand, was meine Schuld wett macht. Das schwäbische Lehen Reichenbach wurde frei. Es gehört dazu eine starke Veste, von der aus wir Dir den Landfrieden aufrecht zu erhalten und die Raubgesellen niederzuwerfen befehlen. Dies Lehen sei Dein. Mit der lieben Hausfrau magst Du seiner genießen. Deinen Kindern und Kindeskindern soll es gehören bis ans Ende der Tage; denn daß ein Schorlin geboren werden sollte, der nicht würdig wäre solchen Lehens und der seinem Herrn und Kaiser untreu würde, das dünkt mich ein Unding. Drei Dörfer und weite Forsten samt Feldern und Wiesen gehören zu dem Lehnsgut. Ein Leichtes wird es Dir als Herr von Reichenbach sein, das Wehrgeld zu zahlen, wenn Dein Herr Schwiegervater kein allzu dringender Mahner."

Ein solcher wollte dieser gewiß nicht sein, und es kostete Ernst Ortlieb wahrlich keinen Zwang mehr, vor dem gütigen Herrscher das Knie dankbar zu beugen.

Kaiser Rudolf ließ es geschehen; den jungen Lehnsherrn aber zog er wie einen lieben Sohn ans Herz, und da er die Hand Evas in die seine legte und sie dabei das schöne Antlitz zu ihm aufhob, neigte er sich zu ihr nieder und küßte sie mit väterlicher Huld.

Als Wolff ihn bat, seinen Bund an Stelle des erkrankten Vaters zu segnen, that er es gern, und auch Els bot ihm willig die Lippen, als er sie um dieselbe Gunst bat, die ihm die Schwester gewährt, damit er sich des Kusses rühmen dürfe, den ihm die beiden schönen E's vergönnt, die holdseligsten Jungfrauen Nürnbergs.



Neunzehntes Kapitel.



Heinz ließ sich die Warnung Cordulas gesagt sein. Im Empfangssaal des Kaisers wäre jeder berechtigt gewesen, ihn für einen recht kühlen Bräutigam zu halten; als er aber mit Eva am Arme der Wohnung des Vetters Maier von Silenen zuschritt, wo sich die Schorlins mit den Ortliebs, mit Wolff und dem Schultheißenpaare zusammenfinden wollten, um die Lautmerung zu feiern, da bekam der Mond, dessen wachsende Scheibe sich wieder am Himmel zeigte, mancherlei zu schauen, was er gern sah.

Heinz und Eva gab der Priester wohl bald genug zusammen; der alte Wanderer in der Höhe aber überließ die Macht, die er auf die Jungfrau geübt, gern ihrem Gemahl, der sie mit so zärtlicher Minne ins Herz schloß.

Auch mit Wolff und Els war er zufrieden.

Später folgte er dem Schicksal beider Paare in Schwaben und Nürnberg, und als er dort das alte prunkende Wappen am Eysvogelhofe entfernen und an seiner Stelle ein bescheideneres anbringen sah, war er damit zufrieden.

Doch er gewahrte bald, daß auch mit dem am Thore des Ortliebhofes eine Veränderung vorgegangen war; denn

im Wappen der Ortliebs hatte entsprechend dem Namen des Geschlechtes das Bild einer Katze gestanden, des Tieres, das den Ort, das Haus liebt, zu dem es gehört; Kaiser Rudolf aber hatte am Tage der Hochzeit der beiden schönen E's befohlen, die Ortliebs sollten in Zukunft, zum ewigen Andenken an die beiden holdseligsten seiner Töchter, zwei Lindenblätter unter Ranken, die das treue Festhalten bedeuten, im Wappen führen.

Als wenige Monde nach der Vermählung Wolffs mit der Herzliebsten zu stiller Abendzeit der mit einer stattlichen Krone auf der kostbaren Leichendecke geschmückte Sarg der alten Gräfin Rotterbach hinausgetragen wurde, glaubte er nicht trauern zu sollen.

Dagegen bereitete es ihm Sorge, daß der alte Herr Kaspar Eysvogel, an dessen hoher Gestalt er sich früher gefreut hatte, wenn er in später Stunde so aufrecht und sicheren Schrittes, als könnte der Wein ihm nichts anhaben, vom Herrentrunke gekommen war, sich so lange nicht zeigte. Einmal aber, als an einem warmen Septembermittag seine bleiche, zunehmende Scheibe am blauen Tageshimmel auch den Menschen sichtbar erschien, sah er ihn wieder. Er hielt sich nicht mehr so aufrecht wie früher, doch schien er zufrieden mit seinem Schicksal; denn als ein kühleres Lüftchen den Altweibersommer in dem Gärtlein, wohin man ihn geführt, hin und her schwang, trat seine Schwiegertochter Els zu ihm und umhüllte ihm in liebevoller Sorgfalt die Füße mit der Decke, die sie für ihn mit dem Eysvogelwappen bestickt; er aber küßte ihr dankbar die Stirn.

Erst volle zehn Jahre später sah er auch ihn zu Grabe tragen, und seinem Sarge folgte die Gemahlin, der

Sohn und dessen schönes Weib in aufrichtiger Trauer. Die drei wohlbegabten Kinder, die Els ihrem Wolff geschenkt hatte, blieben mit Frau Rickel, ihrer Wärterin, vor dem Hause stehen. Die Botengängerwitwe, die im Beghinenhause zu Schweinau die Gesundheit längst wieder zurückerlangte, hatte die junge Frau Eysvogelin in ihren Dienst genommen. Ihr Pflegetöchterlein Walpurga war eben, kaum siebenzehn Jahre alt, mit dem Ortliebschen Frachtfuhrmanne Ortel in den heiligen Ehestand getreten. Der Mond hörte die Wärterin erzählen, ein wie freundlicher, stiller Mann Herr Kaspar gewesen, und wie er bei seinem bescheidenen Walten, fern von den eigenen Geschäften und denen des Rates, immer nur bestrebt gewesen sei, niemand im Wege zu sein.

Nach Frau Rosalinde auszuschauen, hatte der Mond vergessen. Uebrigens machte sie sich nach dem Tode der Mutter auch den Hausgenossen selten bemerkbar; wenn aber Els in späterer Zeit sie aufzusuchen begehrte, war sie sicher, sie bei den Kindern zu finden. Die Eltern gönnten ihr gern die Freude, die ihr der Umgang mit den Kleinen gewährte; nur ihrem Verlangen, die Enkel prächtig herauszuputzen, mußten sie manchmal entgegentreten.

Die Zwillinge ihrer Tochter Isabella, die nach dem Tode des Gatten den Schleier nahm, um für seine schwer gefährdete Seele die Gnade des Himmels zu erbeten, bekam Frau Rosalinde selten zu sehen; denn der Ritter Heideck, der Ohm und treue Erzieher der Knaben, schickte sie nur ungern in die Stadt. Er hielt sie streng, bis sie bewiesen hatten, daß der Wunsch Gräfin Cordulas in Erfüllung gegangen war und sie dem unglücklichen

Vater nur an Gestalt und Ansehen, an Kraft und Mut ähnlich, sich zu wackeren, ehrenhaften Rittern herangebildet hatten.

Wolff bewährte die Erwartung, die Berthold Vorchtel und der ehrbare Rat auf seine ernste Tüchtigkeit gesetzt. Als acht Jahre, nachdem er die Leitung des Handelshauses allein übernommen, ein neuer Reichstag in Nürnberg tagte, war es die Eysvogelsche Handlung, die dem Kaiser Rudolf, dem es oft an den nötigen Mitteln gebrach, den größten Vorschuß zu bewilligen vermochte.

Auf diesem Reichstage im Jahre 1289, dessen Andenken durch manch traurigen Unfall getrübt wird, waren die meisten wieder vereint, von denen unsere Geschichte berichtet.

Auch Gräfin Cordula, jetzt die zufriedene Gattin des Ritters Altrosen, war gekommen und hatte wieder im Ortliebhofe Quartier genommen. Diesmal aber war der einzige, dessen Huldigungen sie sich gefallen ließ, der greise, doch immer noch rüstige und leicht aufbrausende Herr Ernst Ortlieb.

Nur die Aebtissin Kunigunde fehlte. Als sie nach mancher schweren Anfechtung, besonders von seiten der Dominikaner, die nicht abließen, sie der Lauheit zu zeihen, den Tod nahen fühlte, hatte sie auch ihren Liebling Eva aus Schwaben zu sich berufen, und der Gemahl der jungen Frau, der sie nie verließ, wenn er nicht für den Kaiser das Schwert führte, hatte sie gern nach Nürnberg begleitet.

Mit der Hand Evas in der ihren und von Els gestützt, war die Aebtissin friedvoll und reich an schönen Hoffnungen hinübergeschlummert. Wie oft hatte sie der

Schülerin solchen Tod als schönsten Lohn für die Entsagungen, an denen das Klosterleben so reich war, geschildert. Eva aber hatte die Erinnerung an den Hingang ihrer Mutter schon in Schweinau zu der festen Ueberzeugung geführt, daß es auch in der Welt vergönnt sei, ein ähnliches Ende zu finden. Denen, die Treue hielten bis in den Tod, hatte der Erlöser selbst die Krone des ewigen Lebens verheißen, und sie und ihr Gemahl hielten an der Treue gegen den Heiland, gegen einander und gegen jede Pflicht, die der Glaube, das Gesetz und die Liebe ihnen zu erfüllen vorschrieb, unverbrüchlich fest. Warum sollte es ihnen darum nicht vergönnt sein, so froh und zuversichtlich zu sterben wie die Muhme Aebtissin?

Ihr Leben war reich an Glück, und ob auch Heinz Schorlin als Gatte und Vater, als treuer und tapferer Lehnsmann seines Kaisers und als umsichtiger Mehrer und Verwalter seines Gutes, den alten Frohmut zurückgewann und sein Weib ihn teilen lehrte, vergaßen doch beide zu keiner Zeit des schmerzensreichen Ringens, bei dem sie einander gewonnen.

Wenn Eva an der Schmiede des heimischen Dorfes vorbeiging und der Meister das glühende Eisen aus dem Feuer zog und es auf dem Amboß mit harten Hammerschlägen umformte, wie er begehrte, gedachte sie oft der schweren Tage nach dem Tode der Mutter, die aus der „kleinen Heiligen“ — sie bekannte es sich nicht selbst, doch die ganze schwäbische Ritterschaft war darüber einig — die treuste der Gattinnen und Mütter gemacht, die Vorsehung der Armen, die eifrige Förderin des Guten, die schlichteste der Edelfrauen weit und breit, und doch die vornehmste und angesehenste von allen.

Den Kindern widmete sie Hand in Hand mit dem Gatten die treuste Sorge; wenn aber Biberli, der Kastellan des Schlosses, und Kätterle, seine Hausfrau, die selbst kinderlos blieben, den Lieblingen gar zu willig jeden Wunsch von den Augen ablasen, rief sie den alten treuen Freunden wohl zu: „Das Schmiedefeuer!“ Er aber und Kätterle wußten, was sie damit meinte; denn der frühere Schulmeister hatte es der gelehrigen Frau Liebsten aufs beste erklärt.

